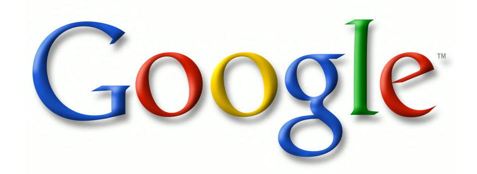
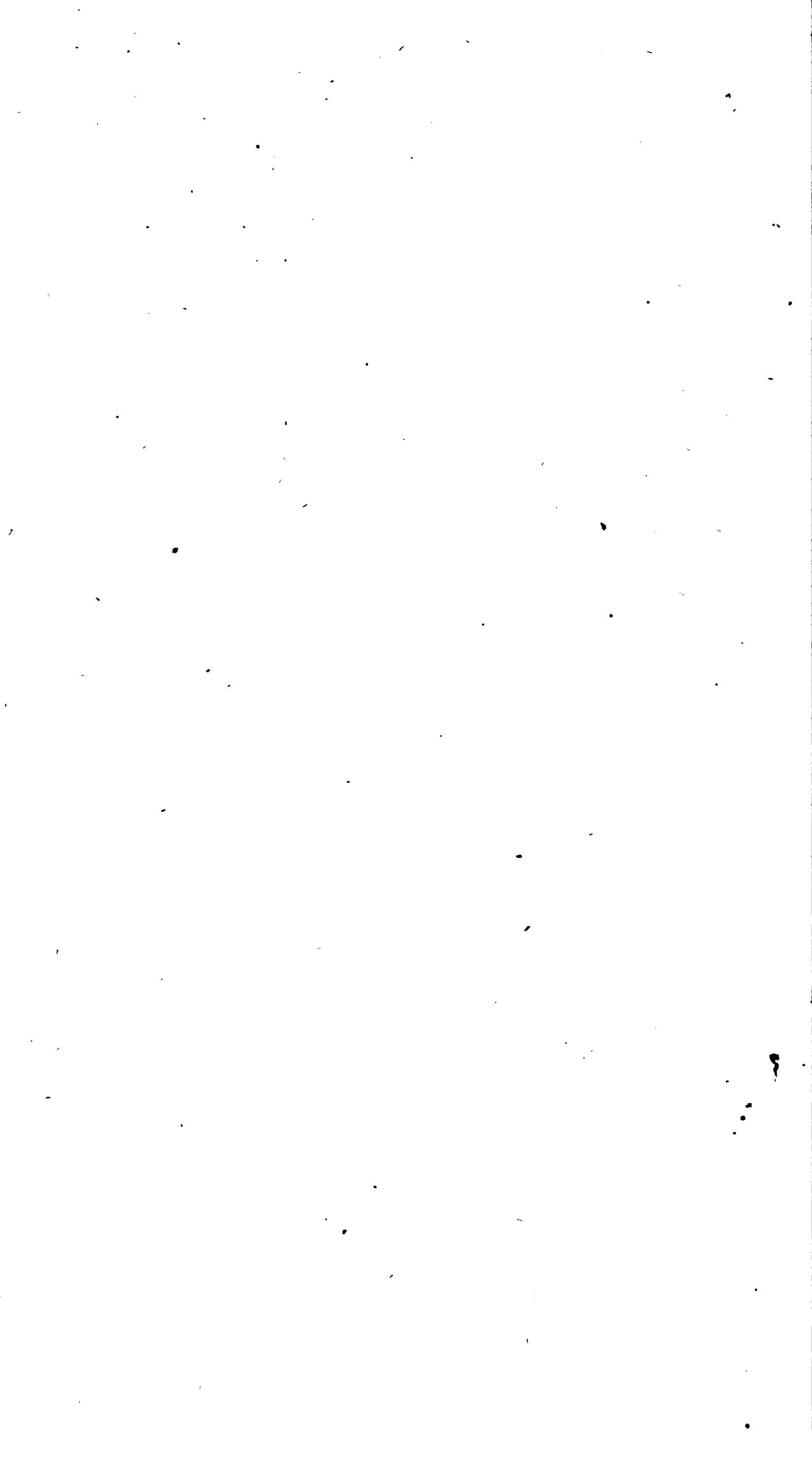






Beschreibung
des
chinesischen Reichs und Volkes
nebst Uebersicht
der
Geschichte Chinas.
Mit Rücksicht auf die Ausbreitung
des
Christenthums
in diesem Länder-Gebiet.

Für Leser aus allen Ständen
bearbeitet
von

M. F. Zeller,
Pfarrer zu Nellingen und Berkheim.

Mit einer Karte des chinesischen Reichs.

Stuttgart,
in der Chr. Belser'schen Buchhandlung.
1836.

Beschreibung

des

chinesischen Reiches und Volkes

nebst Uebersicht

der

Geschichte Chinas.

Mit Rücksicht auf die Ausbreitung

des

Christenthums

Vorwort.

In Vorliegendem übergebe ich dem Publikum eine Arbeit, welche als Beitrag dazu dienen möchte, die Bekanntschaft mit einer uns häufig allzufremden Nation zu vermehren und ebendamit auch das Interesse für dieses Volk bei uns zu steigern.

Bei dieser Absicht meiner Schrift konnte ich nicht darauf ausgehen, den Gelehrten Neues über China zu sagen, sondern ich suchte aus dem vorhandenen Stoff dasjenige aus, was, wie ich glaubte, am ehesten ein anschauliches Bild von dem Charakter und Leben dieser Nation zu geben geeignet seyn dürfte.

Dabei bemühte ich mich, die Zusammenstellung auf eine solche Weise zu machen, daß zugleich ein Urtheil über die Stufe der Cultur und Entwicklung des Volks mit eingeschlossen wäre.

Wenn ich mich bei dieser Auffassung geirrt habe, so darf ich vielleicht zu einiger Rechtfertigung anführen, daß das Feld, auf welchem ich mich bewegte, ein noch wenig angebautes, die allgemein verbreitete Ansicht über China aber eine noch vielfach zu berichtigende ist, und daß die Quellen selbst, deren man sich bei Betrachtung dieses Volks zu bedienen hat, in mancher Hinsicht an Mangelhaftigkeit, so wie auffallend an Partheilichkeit und sichtbarer Einmischung von fremdartigem Interesse leiden.

Die Kenner werden leicht finden, welche Hülfsmittel von mir vornämlich benützt worden sind. Den verehrten Freunden aber in Tübingen, Basel und andern Orten, welche mir manches bis jetzt noch wenig benützte Werk mitzutheilen oder zu verschaffen die Güte gehabt haben, sage ich auch auf diesem Wege den besten Dank.

Meinen Dank bezeuge ich sodann auch den vielen Freunden hier und auswärts, besonders den werthen Mitgliedern meiner beiden Pfarrgemeinden: Nellingen und Berkheim, welche die Herausgabe dieser Schrift durch zahlreiche Subscriptionen fördern wollten.

Möge Gott diese Arbeit dadurch segnen, daß durch dieselbe manche erweckt werden, die vielen Millionen der chinesischen Heidenwelt zu einem Gegenstand ihrer Fürbitten und thätiger Hülfsleistung zu machen!

Für meine Pfarrgemeinden aber möge diese Schrift ein Andenken an die Bemühungen seyn, welche sich mit mir viele Mitglieder derselben gegeben haben, durch Begründung eines Fonds dahin zu wirken, daß unser Filialort Berkheim seiner Zeit unter Beiziehung eines Pfarrgehülfen in kirchlicher Hinsicht besser bedient werden könne, als dieses nach den gegenwärtigen Umständen möglich ist, damit Gottes Wort wie in der Ferne, so in der Nähe reichlich gepredigt werde und zum Heil un-

sterblicher Seelen viele Frucht schafft. Möge der Herr den Gemeinden auch für diesen Zweck wie bisher ferner Segen geben!

Nellingen bei Eßlingen, geschrieben
im Mai 1856.

Pfarrer Zeller.

Erste Abtheilung.

Beschreibung des chinesischen Reichs.

Erster Abschnitt.

Uebersicht der nicht zum eigentlichen China gehörigen aber unter chinesischer Hoheit stehenden Länder.

a) Mandschurei und Korea.

China, hinsichtlich seiner natürlichen Beschaffenheit eines der glücklichsten Ländergebiete der Erde, ist, soweit nicht im Osten und Süden das inselreiche Meer des großen Ocean die Grenze bildet, von hohen Gebirgen und ausgedehnten Gebirgsflächen umgeben, welche den Zugang zu dem Land von Norden, Westen und Süden her verschließen. Ueber diesen hochliegenden Flächen rings um China breitet sich auf der Seite gegen Norden die große Wüste, mongolisch Gobi (d. i. Wüste), chinesisch Scha-mo (d. i. Sandmeer), genannt, aus, deren kalte Steppen da und dort von Mongolen durchzogen werden. — Im Norden von Peking sendet sie steile Gebirgszüge bis zu

in den Gegenden von [illegible] Getraide gepflanzt wird; [illegible] während noch die schneidende Kälte beträchtlich ist, und Schnee fallen, die Flüsse bereits im September zu überfrieren beginnen, so zeigen die Thäler im Süden [illegible] herrliche Ge- [illegible] neben schönen Kornfeldern, Obstgärten mit Äpfeln, Pfirsichen, Maulbeeren u. dgl. Dieser District, nach dem Leaofluß Leaotung genannt, ist ein schönes Alpenland, reich an Bergen und Wäldern, nach den nördlichen Bezirken ähnlich, aber in seiner Fruchtbarkeit und der [illegible] wird, den Gegenden Nordchinas gleich. Als ihr Heimathland lieben es die Mandschurischen Kaiser, man preist seine Schönheiten, wallfahrtet zu seinen heilig gehaltenen Bergen, und benutzt es, wie bis jetzt der Hauptcharakter dieser Gegenden bleibt, als großes Jagdland. [illegible]

Seit die Bewohner dieses Landes sich der Herrschaft in China bemächtigt und theilweise sich daselbst angesiedelt haben, ist die Mandschurei genau mit dem Throne von Peking verknüpft. Aber bis dieses nicht nur für China, sondern für das Schicksal dieser asiatischen Länder, wichtige und in [illegible] Folgen wahrhaft welthistorische Ereigniß eintrat, standen die Stämme dieses Gebiets oftmals den Chinesen feindlich gegenüber, auf gleiche Weise, wie dieß bei den andern um China her wohnenden Gebirgsvölkern vielfach der Fall war. Namentlich haben sich hier, gleichsam als Vorbereitung dieser Völkerstämme für die später zu erringende Macht, zweimal große Reiche gebildet, für den Osten und Norden Asiens nicht minder wichtig als in Europa das Reich Carls des

Großen über Frankreich und die anliegenden Länder, oder später die Herrschaft deutscher Kaiser über das Abendland. Das erste dieser Reiche ward durch Apaochi gestiftet, und bestand von den Jahren 907—1125 unserer Zeitrechnung. Es dehnte sich schnell über die ganze Mandschurei und Mongolei aus, und erstreckte sich vom östlichen Meer gegen Westen bis Kaschgar in der Bucharei, für China ein lästiger Nachbarstaat. Dieß ist das Reich der Khitan. Es wurde gestürzt, als die Jutschi vom Amur das Reich der Kin begründeten, welche gleichfalls blutige Kriege gegen China führten; nach 120 Jahren aber, als die Mongolen unter Tschingiskhan sich erhoben hatten, sank diese Macht und endete, indem anno 1234 das Land dem Reich dieser Eroberer einverleibt wurde.

Von solchem Einfluß auf das Schicksal Chinas oder anderer Länder ist die Halbinsel Korea nie gewesen, sondern wie sie auch in ihrem Norden durch ein Gebirge von dem Festland abgesondert liegt, so hat zwischen ihren Bewohnern und den Nachbarländern immer weniger Berührung Statt gefunden. Jetzt ist sie unter chinesischem Schutz, von einheimischen Herrschern regiert.

b) Mongolei und Songarei.

Dagegen treten wir im Westen der Mandschurei in ein Ländergebiet ein, welches nicht allein durch die Eigenthümlichkeit seiner Natur unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, durch das Großartige seiner Gestaltungen uns Staunen abnöthigt, und das Bild seiner Schrecknisse der Phantasie eindrückt, sondern auch als der alte Wohnplatz

China gehen, so muß es auf Einem solcher Wege geschehen; und allerdings sehen wir auch von diesen Seiten, obwohl noch entfernt, manches zur Freude des Christen sich vorbereiten. Denn, wie sich in Indien die Herrschaft der Engländer bis an die Grenzen des Himalaya ausgebreitet hat, und von hier aus das Wort des Lebens in das Hochland, und durch dasselbe zu den Chinesen gebracht werden könnte, sobald nur das politische System des Kaiserthums geändert, und die leicht zu verschließenden Landeingänge den Fremdlingen geöffnet würden, so hat sich im Norden, zuerst in Irkutsk, dann in Selinginsk, unfern Kiachta, bereits vor 15 Jahren eine kleine Missions-Colonie aus England unter den mongolischen Stämmen niedergelassen, wobei es neben der Verkündigung des Wortes auf Uebersetzung der heiligen Schrift in die mongolische Sprache abgesehen war. Nach langem Warten scheinen dort jetzt allmählig aus der Saat Früchte emporzuwachsen, indem nach den neueren Nachrichten mehrere der Eingebornen — Jünglinge, welche das von den Missionaren errichtete Seminar zur Bildung tüchtiger Lehrer für dereinst zu begründende Schulen unter dem Volk besucht, oder an dieser Anstalt als Lehrer und Abschreiber für die Missionen gedient hatten, — dem Götzendienst entsagt und sich als entschiedene Bekenner des Evangeliums gezeigt haben. Mögen dieser Mission, deren Ansiedlung vornämlich durch den edlen Kaiser Alexander befördert wurde, zu den Schwierigkeiten, mit welchen sie unter dem Heidenvolk zu kämpfen hat, nicht neue Hin-

dernisse *) durch die Eifersucht der griechischen Kirche vereitelt werden, von welcher gleichfalls in diesen Gegenden Versuche gemacht werden, diese Heiden zu ihrem Cultus herüberzuführen.

Das Gebiet der Mongolen, die östliche Seite des Hochlands, ist in neuerer Zeit häufiger von Europäern besucht worden, als das Land der hohen Bucharei, da die Russen, seitdem unter Peter dem Großen 1689 die Grenzen zwischen Sibirien und dem chinesischen Reiche festgestellt wurden, die freilich sehr beschränkte Freiheit, alle drei Jahre eine Handels-Karawane auf einer genau vorgeschriebenen Route nach China zu senden, erhalten haben. Außer diesem nur spärlich benützten Recht hat Rußland weiter seit 1728 auch das Zugeständniß erhalten, in Peking eine Kirche und Schule errichten und bei denselben mehrere Geistliche und Laien anstellen zu dürfen. Alle zehn Jahre soll eine neue Mission nach Peking abgehen; die Priester sollten dann wechseln, und die gleichfalls zurückkehrenden Laien pflichtmäßig die chinesische und mandschurische Sprache erlernt haben. Die Beobachtungen, welche bei solchen Reisen gemacht worden sind, geben uns ein treues Bild von dem mongolischen Land und seiner Beschaffenheit. Nur vom Urga, nicht sehr ferne von Kiachta, am Saum der Hochfläche im Norden gelegen, in der Richtung von Peking bis an die Grenze

*) Seit dieses niedergeschrieben wurde, ist, wie man vernimmt, auch diese evangelische Mission, wie die in Armenien, von dem russischen Kaiser aufgehoben worden.

des Hochlandes im Süden zur chinesischen Mauer zu gelangen, brauchte die russische Mission vom Jahr 1820 zum Hinweg 45, zum Rückweg 47 Tage. Gleich auf der ersten Tagreise kommt man in das dürre, wasserlose Land der Hochebene, weite Strecken voll Felsstücken und Kies breiten sich vor dem Reisenden aus, Wälder und Flüsse verschwinden ganz, der Graswuchs hört auf, wie auf dem Meer das Wasser, hat man nur Sand oder Kies vor sich; nur von Zeit zu Zeit treten, Inseln gleich, kleine Landschaften mit Gras bewachsen, hervor, und dienen den Nomadenhorden mit zahlreichen Heerden, und dem Wild zum Aufenthalt. Nur mit Hülfe des Kameels ist es möglich, in der besten Jahrszeit diese Hungerwüste zu durchziehen, wo im Winter die Kälte bisweilen bis zum Gefrieren des Quecksilbers steigt, und selbst im Sommer, besonders wenn die hier häufigen furchtbaren Stürme herrschen, ausserordentlich empfindlich wird. Brunnen sind auf den Wegrouten in gewissen Entfernungen mit Steinen ausgesetzt, fallen aber häufig zusammen, oder haben salziges, bitteres Wasser. In dem tiefen Sand sinken die Thiere mit ihren Lasten ein, und verwunden die Füsse auf dem steinigten Boden, und überall findet man an den Wegen die Gerippe solcher, welche erschöpft von den Beschwerden der Reise aus Mangel an Wasser und hinreichender Fütterung hingesunken sind, um sich nicht wieder zu erheben. Da erfreuen sich dann die Wanderer, wenn nach den langen Märschen in der Wüste endlich wieder die Gipfel der Berge, die sie umgrenzen, sichtbar werden, und namentlich wenn man dem Süden

zu nach China hineinzieht, wo sich das Hochland schneller hinabsenkt, als auf der nördlichen Seite. Hier windet sich der Weg in engen Schluchten, zwischen hohen Bergwänden, steil gegen das Tiefland hinab, die Natur ist schnell völlig geändert, man blickt in felsige, malerisch schöne, Landschaften mit zerstreuten Häuschen zwischen Gärten; das kalte, scharfe Clima der Höhe wird verdrängt durch warme und liebliche Lüfte, und wenn der Weg hinab bis zur Mauer, für die Karawane ein voller Tag, auch beschwerlich ist, so rastet man doch in reinlichen Häusern friedlicher Dörfer. Auf dieser Grenze der Mongolei und Chinas treten aufs überraschendste Sommer und Winter aneinander und die Früchte des Südlandes, welche man gleich beim Eintritt in China in reicher Fülle findet, Weintrauben, Citronen, Pomeranzen, Kastanien, Mandeln ꝛc. bilden neben den hellen Bächen und Brunnen den auffallendsten Contrast gegen die unwirthliche Einöde der Gobi. — Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Wohnplätze der Völkerschaften, welche dieses Land besitzen, vornämlich nur in den Bergen gegen die Grenzen, sowohl im Norden als im Süden, gesucht werden dürfen. Namentlich sind im Norden die Gegenden am Altai, und ostwärts die Quellenländer der Flüsse Orghon, Tula, Kerlon, im Süden die Gebirge des Inschan und das Waldeland der Ordos nacheinander die Sitze zweier merkwürdigen Nationen geworden. — Die frühesten Bewohner dieser jetzt von den Mongolen besetzten Länder, welche die Geschichte kennt, waren die Hiongnu, zum Stamme der Turk gehörend, wahrscheinlich von den Gegenden

am Altai sehr frühzeitig gegen die Gebiete der hohen Bucharei und das nördliche China, wo sie sich namentlich am Inschan ansiedelten, herangezogen. Die chinesische Geschichte erwähnt sie lange vor dem Anfang unserer Zeitrechnung. Sehr mächtig waren sie schon 200 Jahre vor Christo, in fortwährenden Kämpfen mit den Chinesen begriffen, welche sich erst gegen das Ende des ersten Jahrhunderts von diesen furchtbaren Feinden, deren Macht jetzt gebrochen wurde, gesichert sahen. Doch blieben auch nach dem Fall des großen Reichs der Hiongnu, deren bedeutendere Massen gegen Westen und Norden zerstreut, und zum Theil aufgerieben wurden, in den früheren Wohnsitzen am Inschan und am Altai Stämme des Turkvolkes übrig. Diese gründeten in ihrem Stammlande von Zeit zu Zeit kleinere Fürstenthümer, besonders erhoben sich von ihnen die Thukhiu, und später die Hoeihe, welche vom 8ten bis 10ten Jahrhundert in den Gegenden des Altai herrschten; andere waren an der Nordwestgrenze Chinas, bald selbstständig auftretend, bald als Grenzwächter des Reichs gebraucht, von Bedeutung, namentlich bestand noch, als die Mongolen übermächtig wurden, in Ninghia ein kleines Reich der Turk. Dieß sind die Hiongnu, fälschlich früher für die Stammväter der Hunnen, die in der Geschichte der europäischen Völkerwanderung erscheinen, der Aehnlichkeit des Namens wegen, gehalten; dieß die ursprünglichen Sitze der Turkstämme, welche vom 6ten Jahrhundert an sich in Vorderasien bekannt machten, nachdem viele von ihnen zum Islam übergetreten waren, die Hauptstütze der muham-

medanischen Fürstenthümer und die Herrscher in Persien, Syrien, Aegypten und Indien bildeten, und endlich nach dem Umsturz des oströmischen Reichs die Fahne des Propheten in Constantinopel aufpflanzten.

Während diese Turkstämme, von der chinesischen Grenze oft zurückgewiesen, obgleich nicht völlig verdrängt, sich mehr gegen Westen ausbreiteten, so rückten von Osten her tungusische Völkerschaften in ihre Räume ein, wie wir oben bereits die Herrschaft der Khitan über das Hochland erwähnt haben. Stammgenossen der Khitan waren auch die Tata, eine Abtheilung der Moho, der Stammväter der Mongolen. Die Sitze dieser Völkerschaften waren im Osten und Nordosten des Hochlands. Aber im Jahr 824 nach Christi Geburt gewannen die Khitan eine blutige Schlacht über die Tata und Moho, aus welcher Veranlassung sich der größere Theil der Tata, dem Joch der Khitan zu entgehen, gegen Südwesten in den Inschan zog, an die chinesische Grenze, andere blieben in der alten Heimath, noch andere dieser Tungusen mischten sich unter die Turkstämme, die im Osten des Altai um die Tula und den Orghon herrschten, erhoben sich bald über sie, und machten Karacorum, bisher die Hauptstadt der türkischen Hoeihe, zu ihrer Residenz. Hier wohnte, als zu Anfang des 13. Jahrhunderts Tschingiskhan, der große Fürst der Mongolen, mächtig zu werden begann, Toli, Vangkhan der Kerait, gleichfalls tungusischen Stammes, ihm gehorchten auch die Tata im Inschan. Als Tschingiskhan ihn bezwungen hatte, so dehnte sich hiemit seine Herrschaft schnell über

das Hochland aus, und Karacorum war die Residenz seiner Nachfolger, der Ort, wo die Reichthümer *) der Welt zusammenströmten, wo Leute aus allen Weltgegenden zusammenkamen.

Auch im Abendlande war diese Stadt mit ihren Fürsten nicht unbekannt. Hier erschienen im Jahr 1246 Abgesandte des Pabstes, und in den folgenden Jahren Gesandte des Königs von Frankreich, Ludwig des Neunten, denn die verheerenden Züge einzelner Heeresabtheilungen der Mongolen, welche den Großfürsten von Rußland zinsbar machten, Ungarn und Polen verwüsteten, und die Christen in Schlesien schlugen, brachten über die ganze Christenheit Europa's Schrecken und Entsetzen. Ja das Volk wähnte, diese wilden Krieger stehen mit den Dämonen der Unterwelt im Bunde, und der Name Tartaren mit dem Reiche des Tartarus in Verbindung gesetzt, war der Gegenstand der Furcht für Hohe und Niedere. Ihnen zu begegnen, suchte Kaiser Friedrich II. einen Kreuzzug zu Stand zu bringen, der Pabst aber sandte Mönche, sie zu bekehren. Zugleich sollten diese den mächtigen Priester-König Johannes in Hochasien aufsuchen. Denn durch die frühe Ausbreitung nestorianischer Christen im Osten veranlaßt, — (welche schon im Jahr 635 selbst bis nach

*) Hier war es, wo ein französischer Meister dem Mongolen-Fürsten einen großen Springbrunnen in Gestalt eines Baums mit vier Löwen unten am Stamme fertigen mußte. Aeste und Blätter des Baums, wie das große Becken am Stamme, alles war von Silber. Aus den Röhren floß Wein, Meth rc.

China vorgedrungen waren, und christliche Ceremonien bei mehrern Turkstämmen und ihren Fürsten in Ansehen brachten, so daß ums Jahr 1007 und hernach namentlich auch die am Altai und gegen den Inschan wohnenden Kerait häufig die Taufe empfangen haben sollen) — war die Sage von einem großen christlichen Könige, der im fernsten Morgenland herrsche, entstanden, in Europa begierig aufgegriffen, und die Hoffnung genährt worden, daß vielleicht für die katholische Kirche wichtige Erwerbungen in diesen Gegenden gemacht werden könnten. Selbst von den mongolischen Fürsten glaubte man zum Theil, sie seyen, wo nicht wirklich zum Christenthum übergetreten, doch Freunde des christlichen Namens, und es schien von besonderer Wichtigkeit, sie noch dahin zu vermögen, nicht nur daß sie aus Rücksicht auf die Christenheit die barbarischen Horden unter ihren Befehlen von dem Westen zurückziehen, sondern auch, daß sie mit den Europäern in Bekriegung der in Vorderasien mächtigen muhammedanischen Staaten gemeinschaftliche Sache machen möchten. Aber freilich blieben diese Gesandtschaften ohne Erfolg. Die Mönche fanden in Karakorum verschiedene Religionsübungen nebeneinander; sie hörten, daß die Mutter des damals herrschenden Khans eine Christin sey, sie durften sogar in einer schön eingerichteten Kapelle, welche vor dem Zelt des Großkhan stand, ihre Gebete singen, und rühmten sich bei ihrer Rückkunft gegen den Pabst, daß sie diesen Fürsten im Christenthum unterrichtet und bewogen haben, mit nächstem sich dazu zu bekennen. Hiebei aber hatte es sein Bewenden, denn mit Macht arbeiteten ihnen die Nestorianer entgegen, her-

nach aber entschieden sich einestheils die im Westen von Hochasien regierenden Fürsten der Mongolen für den muhammedanischen Glauben, andererseits erlangte der Oberlama von Tibet über die in China und im Hochland wohnenden den größten Einfluß. Doch waren diese Sendungen in der Hinsicht nicht unwichtig, als durch sie, mancher Irrthümer ungeachtet, welche die Missionäre zurückbrachten, mehr Kenntniß des östlichen Asiens in Europa verbreitet wurde, wie auch die Reisen des Venetianers Marco Polo, welcher während der Blüthezeit der Mongolen in China und Hochasien verweilte, von wo er im Jahr 1295 zurückkehrte, noch heute über manche sonst unbekannte Gegenstände des inneren Asiens dankenswerthen Aufschluß geben.

Als die Herrscher der Mongolen China unterworfen hatten, anno 1279, so verlegte Kublai Khan seine Residenz nach Peking. Hiedurch sank die frühere Hauptstadt bald herab, und konnte sich auch da nicht wieder heben, als ums Jahr 1368 die Dynastie der Mongolen aus China vertrieben, sich in die alten Wohnsitze auf das Hochland zurückzog. Von dieser Zeit an dauerten die Feindseligkeiten zwischen den Mongolen und Chinesen unter wechselseitigem Gewinn und Verluste fort, bis die Mandschuren ihre Macht in China befestigt hatten, und es dem Kaiser Kanghi gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gelang, einen Theil der mongolischen Stämme zu freiwilliger Unterwerfung zu bringen, die andern aber durch die Gewalt der Waffen zu bezwingen, wodurch, nachdem auch noch mit Rußland hinsichtlich der Grenze

unterhandelt worden war, die Verhältnisse des mongolischen Hochlandes auf die Weise geordnet wurden, wie sie noch gegenwärtig bestehen.

Wie auf der Seite gegen Osten das Land der Tungusen, die Mandschurei, sich an das Hochland anlehnt, so ist dieses im Westen auf eine ähnliche Art der Fall mit dem Land der Songaren, welches hier ein gegen das Hochland niedriges Stufenland bildet, wie jenes dort; allerdings minder ausgedehnt, von milderem Klima, häufiger angebaut. Wie jenes vornämlich als Jagdland, so wird dieses hauptsächlich als Waideland benützt. Sein Hauptstrom ist der Ili, ausserdem finden sich große Seen im Land. Durch dieses Land hinab haben in den ältern Zeiten namentlich sich die Stämme der Hochfläche auf ihren Zügen gegen den Westen hin verbreitet; seit der Mongolenherrschaft wohnen Horden dieses Volks hier; diese sind erst in der neuern Zeit von China, welches durch die Einrichtung der Provinz Kansu seinen Einfluß gegen Westen hin kräftig zu sichern bemüht gewesen ist, unterworfen, und die Grenzen gegen Rußland und die Kirgisen genauer bestimmt worden.

Vergleicht man den gegenwärtigen Zustand der Mongolen mit dem Zustand dieser Stämme in früheren Zeiten, oder mit dem, in welchem sich die ersten Bewohner dieser Steppen und Gebirge, die Turk, befanden, so findet man insofern viele Aehnlichkeit, als die Bevölkerung des Hochlandes jetzt wie vor Alters aus Nomaden besteht, deren Reichthum ihre Heerden, deren liebstes Thier das Pferd ist. Wie die Hiongnu mit ihren flüchtigen

Reiterschaaren in schnellen Zügen aus ihrer Heimath hervorbrechend das Feindesland überschwemmten, und wo sie allzustarken Widerstand fanden, ebenso schnell wieder in ihre Wüsten zerstoben, wie die Hauptstärke Tschingis-Chans und seiner Nachfolger in den gewaltigen Reitermassen concentrirt war, welche ihnen folgten, so dient auch jetzt noch der Mongole dem Kaiser zu Pferd, und staunenswerth ist, wie ausdauernd und schnell sie im Reiten sind. Aber umgeben von zwei Mächten, welchen die Erhaltung des Friedens und guter Ordnung wichtig ist, dem Thron von Peking verpflichtet, wo Geschenke nicht gespart und kaiserliche Prinzessinnen den Oberhäuptern der Horden zur Ehe gegeben werden, an manche Bedürfnisse des Lebens gewöhnt, welche nur durch Handel und friedlichen Verkehr mit China und Rußland zu erhalten sind, durch die sanftere Religion des Budha oder Schakiamuni in den Sitten gemildert, scheint das Volk der Mongolen, durch verschiedenartige Interessen und Stammzwistigkeiten innerlich getheilt, nie wieder den Grad der Bedeutung in der Geschichte erlangen zu können, welchen es früher gehabt hat. Auch die Anzahl der Mongolen wird nicht als beträchtlich angegeben, und freilich nur nach unsicherer Schätzung nicht höher als auf zwei Millionen berechnet. Die Einwohnerzahl der Songarei nimmt man zu einer Million an. Daher ist auch für China die Oberherrlichkeit über das Hochland nicht so sehr wegen des Zuwachses an Macht, als um des Handels und der Sicherheit des Reiches willen wichtig.

c) Hohe Bucharei, Tangut und Tibet.

Tibet.

Wesentlich verschieden von dem bisher geschilderten gegen Osten und Norden sich erstreckenden, ist der südlich und westlich gelegene Theil des Hochlands, von welchem wir jetzt zu reden haben. Während die östliche Hochfläche von Sibirien her ohne besondere Schwierigkeiten erreicht werden kann, indem die sie hier begrenzenden Gebirge minder rauh und ihren Hauptzügen nach minder erhaben sind, während von der chinesischen Seite aus gleichfalls der Eingang zur Wüste in kurzer Zeit überwunden ist, so legt sich dagegen um die westliche Hochfläche ein breiter Gürtel der höchsten und wildesten Bergmassen, welche zu durchsetzen vielfach fast unmöglich ist. Hier ist das weitausgedehnte Land von Tibet, welches im Osten an die Provinzen Chinas stoßend, im Westen bis Afghanistan und Turkistan reicht, im Süden aber von Indien begrenzt wird, das Reich des Schnees, wo der Indusstrom seinen oberen Lauf hat, und in der entgegengesetzten Richtung die mächtigsten Flüsse Hinterindiens, der Irawaddy und andere von ihrem Ursprung auf diesen Höhen langhin durch dieselben ihre Bahn finden. Im Norden stößt an Tibet Tangut, auch Sifan oder das Land vom Kukhu-nor — d. h. blauer See — genannt, gleichfalls ein wildes Bergland, wo der Hoangho und Jangtse-Kiang entspringen, die Ströme Chinas, deren Quellen von keinem Europäer noch gesehen worden, und nur durch die Untersuchungen der Kaiser Khanghi

und Khian-lung, die hiezu ausdrücklich chinesische Große abordneten, einigermaßen bekannt sind. Dieses hohe und rauhe Land vom Kukhu-nor wird von Nomaden bewohnt, welche meist zu dem Stamm der Mongolen gehören, und erst in späterer Zeit hieher eingewandert sind; früher breiteten sich die Tibeter bis dahin aus. Für die Geschichte hat es keine besondere Bedeutung gewonnen. Tibet aber ist schon in der alten Zeit berühmt geworden und jetzt als das Reich des Dalai-Lama, des weithin göttlich verehrten Oberpriesters der Buddhisten, auch für die Europäer ein Gegenstand der Neugierde, der Nachforschung und des Mitleids. — Als vor etwa 4000 Jahren die ersten chinesischen Colonien vom Hochland her gegen Osten zogen, fanden sie in den Gebirgen des westlichen China, in Szetschuan und Schensi, Völkerstämme, Sanmiao genannt, welche, wie es scheint, die ältesten Stammväter der Tibeter sind; später wurden die Bewohner Tibets in China Khiang geheißen, oder kommen sie auch unter dem Namen Thupo und Thufan vor. Von ihrer Geschichte ist wenig bekannt, bis ins 7te Jahrhundert nach Christo, um welche Zeit durch die Einführung des Buddhistischen Aberglaubens aus Indien für Tibet ein Wendepunkt der Entwicklung und eine neue Zeitrechnung eintrat. Bis dahin nämlich hatten die Tibeter in einem rohen und ärmlichen Zustande gelebt, ähnlich den barbarischen Horden, welche das Hochland auch später noch lange Zeit beherbergte. Aber durch die Macht der neuen Religionsweise wurden die Sitten des Volks gemildert, mit der Lehre des Buddha kamen manchfache nützliche

Kenntnisse im Lande in Umlauf, und Indien und China, mit welchen beiden Gebieten Tibet jetzt einen häufigeren Verkehr einleitete, gaben dem aufblühenden Staat, der auf diese Vorbilder blickte, ihre Künste und Einrichtungen. Weiter unten werden wir Gelegenheit nehmen, das götzendienerische Religionssystem der Buddhisten mit seinen abgeschmackten und unsinnigen Fabeln, seinen ebenso trostlosen als den Hochmuth seiner Anhänger steigernden Lehren, seiner dürftigen und verkehrten Moral zusammt den Künsten des Betrugs seiner Priester etwas näher zu schildern. Denn wie sich dieses System von dem nördlichen Indien aus zum Theil aus Veranlassung der Verfolgungen, welche die bramanischen Götzendiener gegen die Buddhisten erhoben, über Ceylon, Birma, Siam, Tonquin, gegen Süden, Nepal und Tibet im Norden verbreitet hat, so gelangte es auch schon frühe nach China, wo der als Gott verehrte Mensch Buddha den Namen Fo führt. Hier aber soll nur in kurzem angegeben werden, wie dieser Cultus in Tibet zur Macht gelangte, und welches eigenthümliche Gepräge er in diesem Lande angenommen hat, wobei wir die Bemerkung nicht zurückhalten können, daß in der Hand der Vorsehung, welche die Völker nur allmählig zu dem ihnen gesteckten Ziele führt, auch Verkehrtes sehr oft ein Mittel werden muß, noch größeres Uebel und tieferen Verfall abzuwenden, und die in einer starken Umhüllung von Finsterniß verborgene Wahrheit auch so noch ihre wirkende Kraft oft eine Reihe von Jahrhunderten hindurch zu beweisen bestimmt ist.

Im 7ten Jahrhundert nach Christo war einer der

Könige in Tibet Srongdsan Gambo, welcher seinen Wohn-
sitz zu H'Lassa genommen hatte. Dieser sandte seinen er-
sten Minister nach Indien, daß er die Lehre des Buddha,
oder Schakiamuni, in welcher sich der König genauer zu
unterrichten wünschte, studire, und die heiligen Bücher
dieses Götzendienstes in sein Vaterland zurückbringe, was
derselbe auch that, indem er zugleich eine Schrift für
Tibet erfand. Der König breitete allmählig seine Macht
aus, trat mit China und Nepal in nähere Verbin-
dung, führte aus beiden Reichen eine Prinzessin als
Gemahlin heim, und chinesische noch mehr aber indische
Cultur begann in dem Lande aufzublühen, da die indi-
schen Buddhisten die ihnen dargebotene Gelegenheit, fe-
sten Fuß in Tibet zu fassen, nicht versäumten. In sei-
nem Sinn fuhren seine Nachfolger fort zu handeln, bauten
zahlreiche und herrliche Palläste und Tempel, füllten die
Bibliotheken des Landes durch Uebersetzungen aus indi-
schen Religionsschriften, und hoben, wie dieß die Bud-
dhisten namentlich von dem Könige Thisrong (regierte von
801—845) sagen, durch grenzenlose Verehrung der Geist-
lichkeit die Wohlfarth des tibetischen Volks so sehr, daß
sie der der seligen Geister selbst gleich kam. Thisrong
selbst saß gerne in der Mitte seiner Geistlichen; sie zu
ehren ließ er an die Haarlocken der rechten und linken
Seite seines Hauptes lange Bänder befestigen, welche
dann über die Sitze gezogen wurden, wo sich die Priester
niederließen. Durch ihn wurden die in den Klöstern und
als Einsiedler Lebende in drei Classen getheilt, nach drei
Abtheilungen das Geschäft der Gelehrten geordnet, und

als die drei obersten Classen des Reichs die Gelehrten, die Geistlichen, die Edlen bestimmt. So sehen wir schon frühzeitig den Grund zu der Hierarchie gelegt, welche sich später, nach manchen Wechselfällen und Stürmen von innen und aussen, namentlich seit dem Ende des XIII. Jahrhunderts hier ausgebildet hat. Denn als die Mongolen Tibet erobert hatten, so gab Kublai-Khan, der dem verwüsteten Lande wieder aus seinem Verfall aufhelfen wollte, dem geistlichen Oberhaupte, damals Tischi, d. i. Lehrer des Kaisers, genannt, den Oberbefehl über die Beamten, welche er in den verschiedenen Provinzen und Distrikten einsetzt, in die er Tibet eintheilt. Diesen Vorrang behaupteten dessen Nachfolger, welche in der Folge den Titel Dalai-Lama führten, der ihnen seit dem Jahr 1578 durch die mongolischen Khane beigelegt wurde, und weltliche und geistliche Macht miteinander verknüpft, mußte sich in Folge der Glaubenslehre der Buddhisten gegenseitig um so mehr erheben. Denn zur Vollendung der Gottheiten, welche sie anbeten, wird es für nöthig erachtet, daß sie unter verschiedenen Formen in irdischen Leibern erscheinend, während dieser Wanderung ihrer Seelen auf mancherlei Art zum Heil der in der Welt lebenden Wesen wirksam seyen. Eine solche Gottheit — so sagen sie — wählt sich nun namentlich auch den reinen und erhabenen Stand des zum Wohl des Volks unablässig thätigen Oberpriesters, und wird, so oft der eine stirbt, als Kind wiedergeboren, das, wenn nicht der abscheidende selbst über die Person, in der er wieder erscheine, einen letzten Willen hinterlassen hat,

jedenfalls die anderen Oberpriester in seiner göttlichen Eigenschaft anerkennen und dem Volk zur Verehrung vorstellen. Freilich gieng es nicht ohne Rangstreit zwischen den verschiedenen Oberpriestern selbst ab, bis das gegenwärtig bestehende System völligen Bestand erlangte; noch jetzt dauern mehrere Secten und verschiedene Oberhäupter nebeneinander fort, auch waren die Fürsten des Landes nicht immer geneigt, die Hoheit des Oberlamas anzuerkennen; zudem übte China, seitdem der Dalailama im Jahr 1642 bei den Mandschu Schutz gesucht hatte, hinsichtlich der weltlichen Macht desselben fortwährend einen eifersüchtigen Einfluß aus, welchen der Hof von Peking auch jetzt theils durch Aufstellung hoher chinesischer Beamten in Tibet neben dem Dalailama, theils durch Haltung einer beträchtlichen Armee im Lande, namentlich aber durch seinen jedesmaligen Antheil an der Wahl eines neuen Dalailama bethätigt. —

Nachdem durch die Forschungen Neuerer die Geschichte des Buddhismus in Tibet bekannter geworden ist, möchte man sich billig wundern, wie es möglich war, zu behaupten, dieses indische Götzenthum sey nichts anderes als ein verdorbenes Christenthum, wie dieses die berühmtesten unserer Gelehrten früher angenommen haben. Man muß sich aber erinnern, daß diese Ansicht auf den Aussagen katholischer Missionäre aus dem Capucinerorden beruhte, welche neben anderem versicherten, daß ihnen von dem Dalailama selbst die Erlaubniß zur Verkündigung des Christenthums in Tibet ertheilt worden, und daß dieselbe von gutem Erfolg begleitet gewesen sey. Und wirk-

lich, wenn im Christenthum die Verehrung eines Hohlen, wenn Klöster mit Mönchen und Nonnen, wenn Herplappern von Gebeten und Abzählung derselben an Rosenkränzen nebst allem Prunk des öffentlichen Gottesdienstes die Hauptsache ausmachen, oder das christliche Wesen in Beobachtung einiger Vorschriften der Enthaltsamkeit besteht, denn allerdings müssen jene Missionäre in ihrer Ansicht von dem Cultus der Tibetaner noch heute Recht haben, und in diesen Leuten Christen gefunden werden, welche nur einiges Wenige zu ändern, einige Begriffe zu verbessern hätten, um wieder mit der christlichen Kirche vereinigt zu seyn! Soweit kann die Werthschätzung einer leeren Aeusserlichkeit die Menschen zu Irrthümern verleiten!

Nichtsdestoweniger jedoch wird die Gestaltung des buddhistischen Götzendienstes in Tibet immer merkwürdig bleiben, besonders auch, da man erwarten kann, daß, wenn sich einmal die Klöster Tibets erleuchteten, mit der Sprache der Nation vertrauten Fremdlingen öffnen, manche für die Geschichte des östlichen Asiens, namentlich hinsichtlich der religiösen Entwicklung der Völker wichtige Thatsachen zu Tag kommen werden, woraus sich Betrachtungen über den Gang der Menschheit ableiten lassen dürften, welche den Forscher der Menschengeschichte nicht minder beschäftigen könnten, als den Freund der Natur die Entdeckungen, welche Tibets in seiner Art einziges Clima noch darbieten wird.

Merkwürdig ist der Contrast, welchen der Reichthum und die Pracht der zahlreich bevölkerten Klöster

gegen die Armuth des schneebedeckten Landes bilden, zugleich ein Beweis des großen Einflusses, welchen Tibets Cultus über die roheren Völker Mittelasiens selbst bis jenseits des caspischen Meers noch heute ausübt.

Die Berichte einer englischen Gesandtschaft nach Teschu-Lumbo unter S. Turner 1783 schildern uns den Klosterpallast dieser Stadt, welcher aus 3—400 Häusern besteht, von Ringmauern umgeben, und mit Tempeln, Mausoleen, Klosterhöfen, Pallästen, Pavillons und andern Gebäuden der seltsamsten Art in seinem Innern versehen ist, welche alle, der Weitläufigkeit ungeachtet, in vielfache Verbindung untereinander gebracht sind. Die Gebäude sind mehrere Stock hoch, die Wände weiß, die Balkone, Geländer und Erker mit Dunkelkarmoisinroth angestrichen, die Dächer und Zinnen häufig von Kupfer, oft wirklich vergoldet, oder mit Vergoldung verziert. In diesem Klosterpallast waren täglich 2500 Mönche oder Gylongs mit dem Kirchendienste beschäftigt, dessen Hauptgegenstand ein feierliches Morgengebet ausmachte, wobei das Lob der Gottheit mit dem lautesten Geschrei und Gesang unter Begleitung der rauschendsten Musik verkündigt wird. Die Gesammtzahl der Mönche, welche in Teschu-Lumbu zur Verrichtung des Ceremonials gehörten, wurde auf 3700 Personen berechnet; sie stehen unter der Aufsicht von vier Oberlamas, die wieder von anderen Niedrigeren unterstützt wurden. Diese mit dem Stab in der Rechten, und das Kohlenbecken mit dem Weihrauch in der Linken an Ketten schwingend, als Zeichen ihrer Würde, schritten überall, bei dem Cultus, dem Gebet u. s. w. durch die Processio-

mit hindurch, um jedem in seinem Dienste etwas versäu-
menden Gylong einen Schlag beyzubringen, oder ihn durch
ein leichtes Anbrennen mit dem heißen Kohlenbecken auf
der Stelle zu bestrafen. Während so die Mönche unauf-
hörlich mit den Verrichtungen ihres Gottesdienstes be-
schäftigt sind, glaubt das Volk um so unbekümmerter um
das, was die Religion betrifft, seyn zu können. Wie weit
es aber die Mönche darin gebracht haben, die Religion
recht mechanisch zu behandeln, ist daraus ersichtlich, daß in
den Tempeln häufig innen hohle, durch angebrachtes Rä-
derwerk in Bewegung zu setzende Säulen aufgerichtet sind,
in welche die Gebetsrollen hineingelegt werden. Wenn
nun diese Cylinder durch die Räder umgedreht, und die
Gebetsbücher hiedurch geschüttelt werden, so wird dieses
als dem Götzen ebenso wohlgefällig betrachtet, wie wenn
die Gebete wirklich von den Devoten hergesagt worden
wären. Die Anbetung, welche die Buddhisten in Tibet
wie in der Mongolei (wo von Tibet aus gesendete oder
doch bestätigte Kutuchtus oder göttlich zu verehrende Ober-
priester residiren) ihren Großlamen zollen, wird uns unter
andern durch den Pater Gerbillon geschildert, welcher
den Zug einer Gesandtschaft im 18ten Jahrhundert zu
dem Großpriester der Mongolen am Inschan beschreibt. —
Auf einem Altar, in einem kleinen Tempel hatte der le-
bendige Götze seinen Sitz unter einem Schirm von gelber
Seide, vor ihm und den andern Götzenbildern wurden
Rauchkerzen angezündet, und die Ceremonien verrichtet.
Hier betete ihn das zuströmende Volk an. Gällerien führ-
ten an der Aussenseite des Tempels empor, zu oberen

Gemächern, wo die zahlreichen Lamen wohnten. Hier sah Gerbillon ein unglückliches Kind von 7—8 Jahren, bekleidet und sitzend wie ein lebendes Buddha-Idol, neben ihm eine brennende Lampe. Unstreitig war es dazu abgerichtet, bei dem Ableben des Oberlama zur Erscheinung des Wiedergebornen gleich bei der Hand und vorbereitet zu seyn; da es Grundsatz dieser Hierarchie ist, lenksame Kinder als Stellvertreter der obersten geistlichen Macht auf Erden unter dem Schein der wiedergebornen Gottheit zu erwählen. Aufrichtig war das Geständniß eines andern Oberlama: er könne selbst nicht begreifen, wie er schon einmal in dem Leibe eines andern gelebt habe, auch habe er keinen andern Beweis dafür, als das Zeugniß der Lama's; er selbst erinnere sich dessen gar nicht, was ihm im vorigen Leben begegnet sey; die Lamas aber wüßten dieses durch den Dalailama, das Kind, das in Schensi wiedergeboren sey. Turner fand 1783 sowohl zu Teschu-Lumbo als zu H'Lassa Kinder auf dem Throne der höchsten Lamas, unter Vormundschaft ihrer Wächter und Regenten, der Lamas.

In keinem Lande, wohin der Buddhismus sonst kam, hat sich das Klosterleben und die Hierarchie auf eine solche umfassende Weise ausgebildet, wie in Tibet. Doch geschah es hier zum Theil nur unter Anwendung der gewaltthätigsten Mittel von Seiten einheimischer oder auswärtiger Machthaber und fanatischer Religiösen, wornach zu beurtheilen ist, was von dem Glück des Volks unter solchen frommen Königen, wie Thisrong, erwähnt wurde. Denn solche Könige bestraften alle diejenigen Unterthanen,

welche sich der [illegible] [illegible] [illegible] unwillig bezeugten, hart, und beraubten [illegible] und [illegible] zum Vortheil der Klöster ihrer Güter. Da geschah es z. B. unter dem Könige Lhi a Wong, daß einige früher verarmten Unterthanen untereinander sprachen: „Wer zieht den Vortheil aus unserer Verarmung und Unterdrückung?" worauf andere derselben, mit dem Zeigefinger auf Geistliche hinweisend und mit Blicken der Verachtung antworteten: „Diese da!" Als der König dieß in Erfahrung brachte, erließ er folgenden Befehl: es ist streng untersagt, meine Geistlichkeit verächtlich anzublikken, und mit Fingern auf sie zu weisen; wer sich in Zukunft solches untersteht, dem sollen die Augen ausgestochen und der Zeigefinger abgehauen werden. Als aber die Erbitterung so weit gestiegen war, daß die Unzufriedenen sich verschworen, und dem Könige das Leben nahmen, und hernach ein der Lehre feindlicher König den Thron bestieg, da rächte ein heilig geachteter Einsiedler die Ehre seines Götzen an diesem feindseligen Fürsten, indem er ihn durch einen Pfeilschuß tödtete. — Eigenthümlich dem Buddhismus in Tibet ist ferner, daß in diesem Lande neben dem Buddha einer seiner Schüler, Chongschim Bodhissatwa, der für den Bekehrer Tibets gehalten wird, hauptsächlich die göttliche Ehre genießt. Dieser Chongschim ist es, welcher, nachdem er früher zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen berühmten Menschen Tibets gewohnt hat, seit dem Ende des 14ten Jahrhunderts in ununterbrochener Folge in den Oberpriestern zu H'Lassa zu erscheinen sich herablässet, weßwegen denn diesen, den Dalailamen, als den

Chubilghanen oder [illegible] höchste göttliche Verehrung und Gottesdienst gewidmet wird.

Ausgezeichnet ist Tibet endlich durch den großen Einfluß, welchen seine Religion und seine Priesterherrschaft im nördlichen Asien, in der Mongolei und unter den Völkerschaften Sibiriens, im Westen bis jenseits des caspischen Meers gewonnen haben, weßwegen den Kaisern des Ostens der Besitz dieses Landes, durch welches sie die Buddha-Anbeter Hochasiens immer leicht in Unterwürfigkeit zu halten vermögen, so besonders von Werth ist.

Von Seiten der katholischen Kirche sind, wie schon erwähnt, im 18ten Jahrhundert Missionäre nach Tibet ausgegangen, deren Versuche jedoch von keinem Erfolg begleitet waren. Um des Handels willen sollen sich jetzt zu H'Lassa und anderen Städten des Landes Engländer aufhalten. Sollte es nicht auch evangelischen Heilsboten gelingen, in diesen Sitz des finsteren Aberglaubens und des Betrugs einzudringen, und unter einem Volk, welches auf 8—10 Millionen Seelen geschätzt wird, Jesum zu verkündigen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist?

Wenn Tibet um seiner hohen und kalten Lage willen unfruchtbar ist, wenn bei der reinen Luft, welche auf diesem Gebirgsland herrscht, befruchtende Regen mangeln, und die Trockenheit im Sommer nicht selten so zerstörend wirkt, daß die ausgedörrten Pflanzen zerbrechen, Holzwerk, Säulen, und das der Luft ausgesetzte Gezimmer der Häuser zerbersten u. drgl., im Winter aber die Kälte einen so beschwerlichen Grad erreicht, wie nirgends in Europa, so finden wir dagegen im Norden dieses Landes

eine Landschaft von ziemlich anderer Beschaffenheit. Durch Gebirge von Tibet getrennt, durch einen Gebirgszug von der Songarei geschieden, breiten sich die Flächen der Bucharei wie in einem großen Becken aus. Während die Thäler Tibets von den schönsten Flüssen mit reichlichem Wasservorrath durchzogen werden, gehen durch die sandigen Ebenen dieses Landes nur wenige Steppenflüsse, die sich in dem See, Lobnoor, verlieren. Weit der größte Theil der Fläche ist Sandwüste, ihrem Wesen nach ähnlich der Gobi der Mongolen, welche wir oben beschrieben haben, an welche sich auch diese Wüste gegen Norden anschließt, um mit ihr das Hochland zu bilden. Nur der Unterschied findet statt, daß die südliche Wüste wenigstens an dem Thianschan Gebirge hin, welches die Grenze gegen die Songarei bildet, eine Reihe fruchtbarer, zum Anbau ganz geeigneter, Plätze hat, welche seit langer Zeit durch Städte besetzt sind. Dieser Reihe von gut cultivirten Orten kommt von China her eine ähnliche Reihe von Städten entgegen, so daß der Weg durch diese Gegenden zwar immer noch beschwerlich ist, doch wenn man auf dieser Route bleibt, um vieles leichter gemacht werden kann, als der durch das Land der Mongolen. Besonders berühmt ist die Gegend von Hamil. Hier findet man herrliche Gärten, mit den trefflichsten Früchten eines südlichen Klimas, weithin geschätzt sind die Trauben und Melonen dieser Oase. Hier rasten die Karawanen, welche von Osten und Westen, von Tibet und der Songarei kommen, denn hier treffen die Wege von den verschiedenen Seiten her zusammen, weßwegen diese Landschaft in der

Wüste von alten Zeiten her eine besondere Wichtigkeit nicht blos für den Handel, sondern auch in den Kriegszügen auf dem westlichen Hochland, als Rastort der Heere erlangt hat.

Zu den bedeutenderen Orten der Bucharei, im Westen von Hamil, welche in früheren Zeiten zum Theil kleine Reiche gebildet haben, gehören: Turfan, Kharaschar, Kutsche, Aksu, Kaschgar, Jarkend, im Südwesten Khotan. Den Chinesen, deren Handel auf dieser Straße gegen Westen ging, waren diese Gegenden frühzeitig bekannt, sie nannten das Land Siyu. Hier fanden sie von Turfan an, nach ihren Nachrichten aus dem 5–10ten Jahrhundert, Menschen von einer ihnen auffallenden Gesichtsbildung, nämlich mit tief liegenden Augen und hervorstehenden Nasen, welche sie, an die weithin im Osten herrschende Physiognomie, die vorstehenden Backenknochen, die platte Nase und vorspringenden Augäpfel nebst dem Viereckigen des Schädels gewöhnt, und daher das Muster der Schönheit nehmend, auf verächtliche Weise als lange Pferde-Gesichter bezeichneten. Unter diesen bemerkten sie namentlich auch Stämme mit blauen oder grünen Augen, und blondem oder rothem Haar, die Usun, Schule, Khate und andere, welche der Beschreibung nach zu keinem andern als dem germanischen Menschenschlag zu rechnen sind. In den Khute hat man schon den Namen der Gothen finden wollen. In der Sprache der Turkstämme aber und selbst auch im Mongolischen und Tungusischen entdeckt man so viele mit indischen und germanischen Wörtern übereinstimmende Wurzeln, daß man, auf solche Thatsachen gestützt, mit

Recht vermuthet, in einer frühen Zeit seyen Inder und Germanen neben den Turk, den Tungusen und Chinesen auf dem Hochland mit einander in Berührung gestanden, von wo denn die Inder und Germanen jene in den Süden, diese herüber nach Europa gewandert seyen, worüber genauere Nachweisungen freilich immer vergeblich in der Geschichte werden gesucht werden. — Wie früher, so sind auch jetzt die Städte der hohen Bucharei lebhaft besuchte Handelsplätze; die Einwohner bekennen sich einem großen Theil nach zum Muhammedanismus, und sind darum eines der fremdartigsten Elemente in der Zusammensetzung des chinesischen Reichs, was sie z. B. im Jahr 1826 durch die bedeutende Rebellion gegen den Kaiser bethätigt haben, welche sich auch in das Land am Ili erstreckte, und nur durch die schnell herbeigeeilte Macht der Chinesen nach mehreren blutigen Schlachten gedämpft werden konnte. Es würde auch eine Geschichte des Islam nach China hereinführen, wenn es überhaupt an Berührungen zwischen Chinesen und anderen Völkern, deren wir jedoch bereits manche namhaft gemacht haben, fehlen sollte. — Wir gehen jetzt, nachdem wir das Land im Halbkreis umwandert haben, an dem berühmten Boden Chinas selbst über.

man sich in den verschiedensten Beziehungen über China unterrichten kann. Diese vortheilhafte Meinung über China leitete ebenfalls manche andere, welche über diesen Gegenstand geschrieben haben; und wenn sich in neuerer Zeit, nachdem mehrere und aufmerksame Reisende in das Land gekommen sind, das Urtheil im Allgemeinen sich um vieles geändert hat, so hat doch die Ueberschätzung im Einzelnen, z. B. hinsichtlich des philosophischen, sittlichen und religiösen Werthes der alten Schriften der Chinesen noch nicht aufgehört.

Auf der andern Seite fehlte es denn auch keineswegs nicht an abschätzenden und herabwürdigenden Darstellungen des Wesens der Chinesen. Besonders sind es zweierlei Vorurtheile gegen China, welche sich bei vielen festgesetzt zu haben scheinen. Das eine beruht darin, daß man sich das Volk als ein seit Jahrtausenden auf der gleichen Stufe der Bildung und der Macht stillstehendes, in den gleichen Gewohnheiten und Sitten unabänderlich verharrendes massenartiges Ganze vorstellt, dessen wesentliche Züge man gar bald aufgefaßt habe, und welches denn ebendarum eine genauere Aufmerksamkeit nicht verdiene. Das andere hängt mit diesem zusammen. Man sucht die Chinesen als ein *sonderbares* Volk zu beschreiben, welches von allen andern Völkern sich eifrig abschließend, hinter einem lächerlichen Nationalstolz seine Schwäche und die Geringfügigkeit seines Wesens verberge. Hierzu fügt man noch, daß an den Sitten der Chinesen sich so vielerlei Tadelnswerthes gezeigt habe, daß dieses Volk zwar etwa wohl das Mitleid gebildeter Völker

wissenschaftlich erreichen könne, keineswegs aber geeignet sey,
hinsichtlich seiner weiteren Entwicklung den Menschen-
freund zu erfreulichen Erwartungen zu berechtigen.

Aus solchen ungerecht absprechenden wie andererseits
aus den einseitig lobenden Beurtheilungen wird beiderseits
hervorgehen, daß sie ihren Grund hauptsächlich in mangel-
hafter Kenntniß der Einrichtungen wie der Ideen der chi-
nesischen Nation, namentlich aber in dem Mangel der
Bekanntschaft mit der Geschichte des Volks haben.
Der Charakter eines Volks wird nur aus seiner Geschichte
völlig begriffen. Die Geschichte aber muß hauptsächlich
mit Benutzung der Hülfsmittel, welche die Nation selbst
darbietet, erforscht und die Darstellung derselben aus den
eigenen früheren Quellen abgeleitet werden. Hier aber ist
noch ein weites Feld offen. Ein Schriftsteller, welcher
uns eine gute Geschichte von China liefern wollte, müßte
mehr als 1000 Bände von Werken der Eingebornen durch-
lesen, und hätte bei der Aussonderung seiner Angaben
aus dieser Masse von Quellen einen hohen Grad von
Scharfsinn und Genauigkeit zu erproben. Für die Ge-
schichte der Griechen und Römer, für die Erforschung der
Begebenheiten bei den Völkern der neueren Zeit, welchen
Fleiß, welche Mühe hat man gespart? Sollte nur der
Occident, weil er unser Heimathland ist, solche Aufmerk-
samkeit verdienen? Sollte ein so großes Volk, wie das
der Chinesen, welches im Osten Asiens unter den verschie-
denen Völkerschaften in seiner Umgebung, als der Mittel-
punkt der Cultur sich bis jetzt ausgezeichnet hat, nicht ein
gleiches Recht, wie die Culturvölker Europas, wie Grie-

Gehalt und Werth ansprechen können? Sollte nicht eine Nation, deren frühe Blüthe, ehe eine despotische Allein-herrschaft aufkam, in den Zeiten ihrer Helden und ihrer Philosophen, so vieles Anziehende darbietet, deren große Monarchen, wie die aus der Familie der Han (von 207 vor Christo bis 263 nach Christo) wirklich so viele liebens-würdige Eigenschaften zeigten, [illegible] Macht die großartigsten Werke stifteten, — die Wißbegierigen fesseln, und den Forscher bei dem Aufschwung [illegible] digste anzuregen vermögend seyn? Sollten wir nicht endlich, — wenn wir zu dem weiten Umfang, welchen dieses Volk sich zu gewinnen oder zu erhalten wußte, zu der Mannichfaltigkeit seiner Bildung, seiner Künste und Erfindungen, zu der Menge seiner eigenthümlichen Persönlichkeiten und Charaktere, zu den großen Umwälzungen, welche es erlitten, sein hohes Alterthum hinzunehmen — China als ein wesentliches Glied in der Entwicklung der Geschichte der Menschheit anerkennen, und so diesem Volke unsere Beachtung zuzuwenden uns genöthigt sehen?

In der folgenden Darstellung wird nach den verhältnißmäßig nur mangelhaften und dürftigen Quellen, welche uns gegenwärtig überhaupt zu Gebote stehen, und von welchen selbst wiederum mehrere schätzbare dem Verfasser dieses nicht zur Hand waren, nur Fragmentarisches gegeben werden, — dem Zweck des Schriftchens angemessen, welches sich keinen Werth in wissenschaftlicher Hinsicht zueignet, sondern nur einen Beitrag dazu bilden möchte, das Interesse mehrerer für den Osten Asiens, be-

insbesondere in Hinsicht auf das Werk der Ausbreitung des Christenthums in diesen Gegenden zu vermehren. Dennoch kann auch hier nicht auf eine genügende Weise den gegen China bestehenden Vorurtheilen entgegengetreten werden. Aber wie uns bei der Beschreibung der Länder Europa's, und bei Betrachtung der geographischen Verhältnisse unserer Heimath das Andenken an die merkwürdigen Ereignisse begleitet, deren Schauplatz diese Orte gewesen sind, wie uns zugleich die Entwicklung der Cultur der Völker gegenwärtig ist, und einzelne Stellen unsere Aufmerksamkeit erregen um der Männer willen, die da geboren wurden, die da lebten, so wollen wir auch China zu betrachten suchen, indem wir in unserer Uebersicht die Beschreibung des Reichs und einen Abriß der Geschichte des Volks verknüpfen. Auch der Chinese kann auf die Gegenden seines Landes hinweisen, wo Tausende fochten und fielen, wo einst glänzende Palläste seiner Kaiser standen, wo jetzt die Gräber seiner Fürsten zu sehen sind; auf die Orte, wo die Geschichtschreiber, die Philosophen, die Dichter seines Landes wohnten, deren Schriften er seine Bildung verdankt, welche ihm die Thaten seiner Väter erzählen. Darum müssen wir uns fortwährend erinnern, daß wir auf einem geschichtlich merkwürdigen Boden stehen. Dabei aber wollen wir in Hinsicht der Beurtheilung unseres Volks zweierlei nicht aus der Acht lassen: für's erste, daß der Zustand dieser dem Joche einer fremden Dynastie unterworfnen Nation in der gegenwärtigen Zeit ein Zustand der Erniedrigung

und [illegible] ist, daß wir uns [illegible] wol-
len lassen dürfen, nach den Eindrücken, welche die Schil-
derung dieser Gegenwart hervorbringt, den Charakter der
Nation überhaupt zu bemessen, was um so leichter mög-
lich wäre, da die Berichte über China, die wir von Eu-
ropäern haben, den Marco Polo und wenige [illegible]
ausgenommen, durchgängig nur aus dieser späteren Pe-
riode stammen. Fürs andere, daß das Volk, von wel-
chem wir reden, ein heidnisches Volk ist, dessen Sit-
ten, Einrichtungen und Ideen wir, ohne ungerecht zu
werden, nicht nach dem schätzen dürfen, was wir in
Staaten, wo das Licht des Christenthums scheint, wahr-
nehmen, während wir dagegen eine Vergleichung mit
den gebildetsten Staaten des heidnischen Alterthums, mit
Rom und Griechenland, mit Aegypten und Persien für
das chinesische Volk keineswegs zu scheuen haben.

I. Das Land China.

China, welches seinem Flächenraum nach allen Län-
dern Europas zusammengenommen, mit Ausschluß des
russischen Reichs, gleichsteht, dehnt sich von Morgen ge-
gen Abend mehr als 450 Stunden, von Norden gegen
Süden mehr als 500 Stunden weit aus. Sein Norden
liegt mit dem südlichen Spanien und den Küsten von
Algier, sein Süden mit Ober-Aegypten und dem mitt-
leren Arabien unter gleicher Linie, jedoch bei einem be-
trächtlich gemäßigteren Clima, als wir in diesen Ländern
finden. Nahezu in der Mitte durchschneidet es der große

Strom Jang-tse-kiang, der blaue Fluß, häufig kurz Kiang genannt, und trennt nach der jetzigen Eintheilung des Landes in 18 Provinzen, 10 im Norden, von 8 andern im Süden, obwohl nur auf wenigeren Punkten unmittelbar die Grenze bildend, wie auch in den früheren Zeiten, da China oft in mehrere Reiche zerspalten war, das Reich im Süden bald näher, bald ferner vom Fluß seine Grenze hatte. Doch können wir diesen Strom seinem unteren Lauf nach der Leichtigkeit der Auffassung wegen als Theiler zwischen dem Norden und Süden betrachten, um uns hiernach wenigstens vorläufig zu orientiren, indem wir bei dieser Theilung weiter gegen den Westen die Provinz Szetschuan noch in die südliche Hälfte einschließen.

Genauer jedoch theilt man China in drei Regionen, das südliche, das mittlere und das nördliche Land, mit Rücksicht auf die Gebirgszüge, welche es von Westen gegen Osten durchsetzen. — Wie wir bereits gesehen haben, so hat China auf der Seite gegen Tibet, wie gegen die Mongolei erhabene Gebirge um sich her. Von ihnen ziehen sich Zweige und Absenker dieser Massen, zum Theil noch von beträchtlicher Höhe und Ausdehnung, allwärts gegen das Land herein, welches im Westen seine höchsten, im Osten seine niedrigsten Punkte enthaltend, im Ganzen mit vielen Höhen angefüllt, nur einen kleineren Raum für die Niederungen übrig behält, die sich in den Gegenden des unteren Laufs und der Mündung des Kiang und im Norden in den Bezirken von Peking

finden. Unter diesen Gebirgszügen ist im Süden das Nanlinggebirge das beträchtlichste, welches zu einer bedeutenden Erhabenheit ansteigend sich über ein weites Gebiet ausbreitet, und die südlichen Provinzen, Kuangsi, Kuangtung, Fokien nebst Tsche-kiang seinem Haupttheile nach von dem mittleren Land trennt, während Yünnan und Kueitschen, beides hohe Alpenländer, den Grundstock ausmachen, von welchem der hohe Gebirgsstamm des Nanling sich in östlicher und nordöstlicher Streichung dem Ocean zuwendet. Dem Nanling, in der anfänglichen östlichen Richtung ähnlich, ist das von Schensi auslaufende, gleichfalls ansehnliche Gebirge, der Peking, welches jedoch nach kürzerem Zug sich etwas südlich kehrend, bis der in den Niederungen von Nganhoei endigt. Was zwischen ihm und dem Nanling liegt, rechnen wir zum mittleren China, was vom Peking gegen Norden liegt, ist nördliches China, indem wir auch hier den gebirgigen Westen, als den Grundstock des östlicheren Landes, und zwar Szetschuen in diesem Verhältniß für das mittlere, Kansu, Schensi und Schansi für das nördliche China betrachten.

Das südliche China.

Yünnan, das Alpenland, mit dem noch gebirgigeren Kueitschen im Rücken, selbst auch das dem Meer nähere, trefflich mit Reis bepflanzte Kuangsi, gleichfalls ein Bergland, das Heimathland des großen Stromes von Canton, sind von Europäern neuerdings nicht gesehen oder

beschrieben worden; obwohl sich erwarten läßt, daß in diesen tropischen Gegenden, wo neben ewigen Schneebergen in geringer Entfernung duftende Zimmtwälder nebst allen Erzeugnissen und Thieren des heißen Südens sich finden, vieles Merkwürdige zu beobachten seyn müßte. Die Chinesen selbst aber schätzen diese Gegenden minder. Denn auf den unzugänglichen Höhen des Nanling, mitten zwischen den Provinzen Yünnan, Kweitschew, Hunan, Kuangsi wohnen noch jetzt den Chinesen fremdartige zum Theil noch nie von ihnen unterjochte Völkerschaften, San-Miao genannt, Ueberreste derjenigen Stämme, welche den Süden Chinas besetzt hatten, als sich die Chinesen im Norden ausbreiteten. Erst seit dem Kaiser Tsinschihoangti, † 210 vor Christo, dehnte sich die Macht der Chinesen auch über die Bewohner im Süden des Nanling aus. Von dieser Zeit an wurden oft blutige Kriege mit den tapfern, durch ihre Felsen und Schluchten geschützten Bergvölkern geführt, und noch in den Jahren 1775—76 mußte der Kaiser die ungeheuersten Anstrengungen machen, um zwei kleine Fürsten dieser Stämme in der Provinz Sze-tschuan, welche zu den Waffen gegriffen hatten, zu bezwingen. Deßwegen sind die Gebiete dieser Männer rings mit chinesischen Festungen umstellt, wodurch ihre einzelnen Reviere von einander abgesondert gehalten, und es möglich gemacht wird, sie, wenn sie Unordnungen beginnen, auf dem chinesischen Gebiet zu plündern wagen u. dgl., leichter wieder zurückzutreiben. In den Grenzdistrikten Yünnans gegen Hinterindien und Tonquin wohnen gleichfalls fremde Völker, nicht

chinesischen Ursprungs, gleichfalls Ueberreste aus alter Zeit. Denn früher bestand in Yünnan ein lange von China unabhängiges Reich, von den Chinesen Nan-tschao genannt, dessen Fürst im achten Jahrhundert nach Christo dem Kaiser huldigte, dessen Könige in Zeiten der Zerrüttung im Kaiserreich es wagen durften, das große Reich mit Krieg zu überziehen, dessen Heere, unterstützt von dem heißen und schwülen, den Nordländern so verderblichen, Clima, auch den Mongolen, die im Jahr 1255 hier einfielen, kräftig die Spitze boten. Indem auf diese Weise das fremdartige Element in der Bevölkerung von den Chinesen noch nicht hinreichend überwunden ist, so werden diese Gegenden von chinesischen Anbauern minder gesucht, die Einwohnerzahl in diesen Provinzen ist verhältnißmäßig gering, und die Schätze des Landes namentlich an Metallen, an Kupfer, auch an Gold, werden von der Regierung weit nicht benützt, wie die einen sagen, aus Furcht vor Rebellionen, die durch die Bearbeitung der Bergwerke entstehen könnten, oder, wie andere angeben, um das Volk nicht vom Landbau abzuziehen, so daß jetzt große Heerden trefflicher Pferde hier, fast wie in einem Land der Nomaden, als ein Hauptreichthum des Volks genannt werden.

Dagegen sind die drei anderen Provinzen des Südens, Kuangtung, Fokien, Tsche-kiang, welche zwischen dem Nanling und seinen Fortsetzungen und dem Ocean liegen, den Chinesen um so werthere Besitzungen. Zwar ist der Norden von Kuangtung mit den hohen Bergen des Nanling angefüllt, Fokien selbst durchaus ein Land der

Hügel und Höhen, was auch noch zum Theil von Tsche-kiang gilt, dennoch aber sind diese Gegenden ungemein stark bevölkert, (indem man in der erstern dieser Provinzen über 19 Millionen, in Fokien über 14 Millionen, und in Tsche-kiang über 26 Millionen Menschen rechnet) und soweit es nicht da oder dort das Gebirge unmöglich macht, aufs herrlichste bebaut. Wollen wir uns einen richtigen Begriff von der Ausdehnung dieser Länder machen, so haben wir zu bemerken, daß die Meeresküste der drei genannten Provinzen sich beträchtlich mehr als 400 Stunden lang von Norden nach Süden fortzieht, und können füglich diese Provinzen mit Frankreich und Italien den Flächenraum beider zusammengenommen, zusammenstellen. Die Provinz Kuangtung wird als eine in hohem Grad anmuthige Gegend beschrieben. Von der Höhe des Meiking-Passes, welcher über das Gebirge nach Kiangsi führt, sieht man hinab auf die fruchtbare Ebene mit der Menge ihrer Wohnorte und den schönen Ländereien, welche sich zum Theil wie Gärten darstellen, ihre Obstwälder, Reis-, Tabak- und Baumwollen-Pflanzungen. Ueberaus belebt ist die große Handelsstraße, welche hier von Süden nach dem Norden geht. Um von der Stadt Canton nach Peking zu kommen, oder aus der Mitte China's in diese Handelsstadt des Südens, schifft man auf dem Pekiang, der von Canton bis zum Fuß des Gebirgs befahren werden kann; dann werden die Waaren von Menschen über den Berg getragen, um auf dem Fluß von Kiangsi zum großen Jangsekiang geführt zu werden. Auf diesem Wege kommen die Waaren aus

dem Binnenlande von China, die nach Indien und Europa bestimmt sind. Der Weg über den Paß soll oft so mit Lastträgern bedeckt seyn, als gienge man in den Straßen der volkreichsten Stadt. Von der Masse der Population in dieser Provinz erhalten wir eine Vorstellung, wenn wir hören, daß man auf dem kurzen Weg von Luitscheufu, der Insel Hainan gegenüber, nach Canton — 15 Tagreisen — 20 Städte und 256 Ortschaften berührt, unter welchen mehrere mit 75,000—150,000 Einwohner; ja eine, Facon, nicht weit von Canton, soll 1 Million Bewohner haben. Die Häuser hier sind nett, den Europäischen ähnlich, die Straßen gepflastert und reinlich. Auf der Heerstraße, überall in bestimmten Distanzen, Meilenzeiger, die die Entfernungen der Stationen genau angeben; jede Stunde eine kleine Barake mit Wachtthurm und Signalfahne. Auf dem ganzen Weg überall treffliche Wirthshäuser mit der besten Bedienung und Speisen aller Art versehen, die aufs trefflichste zubereitet werden. Was aber den Europäern besonders angenehm seyn muß, ist, daß sowohl hier als auch in andern Gegenden Chinas auf verschiedene Weise die Erfahrung gemacht worden ist, daß, wenn auch die Mandarinen die Fremden zurückweisen, und sie als Barbaren behandeln, das Volk doch freundlich und zuvorkommend, und genaueren Verkehr anzuknüpfen vollkommen bereit ist. Sollte da nicht auch der Missionar Muth fassen, um seines großen Zweckes willen, hineinzugehen!

Nächst den Küsten von Kuangtung sind die Gestade von Fokien und Tschekiang neuerlich von Europäern am

häufigsten gesehen würden. Von ihrer Anmuthigkeit gibt uns Gützlaff einen Begriff, wenn er z. B. von dem Land in der Nähe Futscheufus sagt: „Die Hügel, wo der Thee gepflanzt wird, ziehen sich nach allen Seiten hin; der Boden bringt zwar nicht hinreichend Reis für den Verbrauch der Einwohner hervor, aber die Ausfuhr von Bauholz, Bambus und Thee wiegt die Einfuhr von Reis und Baumwolle weit auf. Die ganze Gegend ist sehr romantisch. Die Reihen der wellenförmig hinstreichenden Hügel zum Theil unbebaut, zum Theil bebaut, mit Terrassen bis zum Gipfel geben dem Lande ein sehr malerisches Aussehen. Der Strom der zur Hauptstadt hinauffährt, ist breit und schiffbar bis zur Stadt. Man sieht hier keine Trümmer alter Gebäude, oder andere Ruinen einer berühmten Vorzeit, aber der Fleiß und Kunstsinn der Chinesen gewährt ein reiches Schauspiel von der größten Verschiedenartigkeit und der Blick verweilt gerne auf den Dörfern und Höfen, die das Flußufer entlang zahlreich hingestreut sich oft in der reizendsten Lage darstellen." Doch ist der Charakter des nördlichen Tschekiang schon dem des flachen mittleren Landes gleich, bei welchem wir daher von dieser Provinz wiederum, namentlich auch von ihrer Hauptstadt, Erwähnung thun wollen.

Leute aus den Gegenden von Fokien waren es namentlich, mit welchen Missionär Gützlaff in Siam zusammentraf. Durch den Umgang mit ihnen lernte er den Dialekt dieses Landes, gewann die Freundschaft vieler, und setzte sich so in den Stand, das Unternehmen auszuführen, auf einem chinesischen Schiff die Küsten Chinas,

bis in den hohen Norden hinauf, wohin ihn seine erste Reise führte, zu besuchen. An der Küste von Fokien finden sich viele treffliche Häfen mit beträchtlichen Städten, und die Bewohner der Provinz legen sich hauptsächlich auf Schiffarth und Handel zur See. Viele von ihnen wandern auf die Inseln des östlichen Archipels, in die Länder von Siam, Malacca, Kochinchina aus, da das gebirgige Land, welches selbst auch in geringer Entfernung von der Küste einen Schneeberg aufzuweisen hat, der wenigstens den größern Theil des Sommers seine Schneegipfel im Nordwesten der Stadt Futscheusu zeigt, die Menge seiner Einwohner nicht hinlänglich ernährt. Von diesen Auswanderern kehren viele, wenn sie etwas erworben haben, in die Heimath zurück, da die chinesische Regierung nicht gestattet, daß die Weiber auch in die Fremde gehen, manche aber vermischen sich mit den Eingebornen der Länder, wohin sie gezogen sind, und bilden in mehreren Gegenden einen bedeutenden Theil der Population. Der Uebervölkerung dieser Provinz und dem, bei den vielen Auswanderungen der Männer natürlichen Mangel an Aussicht für die Versorgung der Töchter schreibt man es zu, daß hier vornämlich die abscheuliche Gewohnheit herrscht, die neugebornen Kinder weiblichen Geschlechts zu tödten, indem die Eltern es vorziehen, den Mädchen lieber sogleich das Leben zu nehmen, als sie später zur Last der Familie nur kümmerlich zu ernähren. Dabei wird der chinesischen Regierung Schuld gegeben, nicht nur daß, was auch in andern Provinzen der Fall ist, die Mandarinen überhaupt das Volk bedrücken, sondern daß hin-

sächlich des Handels und der Schifffahrt dieser Küsten so mancherlei Fesseln und Beschränkungen auferlegt seyen, welche sie nur unwillig tragen, daß, wenn es in China zu einem Aufstand gegen die Mandschu-Dynastie käme, die Fokien-Männer vielleicht die ersten seyn würden, welche das längst verhaßte Joch abzuschütteln bereit wären. Die Bewohner dieses Küstenstrichs, erst seit dem 3ten Jahrhundert den Chinesen unterworfen, von anderem Stamm als diese, unterscheiden sich, auch nachdem die Sitten und die Sprache des großen Volks bei ihnen herrschend geworden sind, theils in der Mundart, welche viel rauher ist, als die sonstige chinesische, theils durch ihren Charakter, indem sie als ein stolzes, entschlossenes, oft heftiges und grausames, dabei aber auch edelmüthiges Volk voll Ehrgeiz beschrieben werden, welches die nördlichen Nachbarn, die eigentlichen Chinesen, verachtet.

Zu dem südlichen China haben wir auch zwei Inseln von ziemlichem Umfang zu rechnen, die eine, der Provinz Kuangtung vorliegend, ist die Insel Hainan, die andere, in der Nähe von Fokien, ist Formosa. Diese ist in der Geschichte der Handels-Niederlassungen durch die Holländer berühmt geworden, vielleicht daß sie bei der größeren Freiheit, welche die Bewohner der chinesischen Regierung gegenüber genießen, für die Anpflanzung des Christenthums in China vor andern Orten sich öffnet.

II. Das mittlere China.

Bei der Uebersicht über dieses Gebiet beginnen wir gleichfalls wieder mit dem Bergland im Westen, mit der

großen Provinz Szetschuan, und lassen hierauf das vom untern Lauf des Kiang beherrschte Thal nebst dem tiefen Mündungslande folgen, die weiteren, im Süden des Stroms gegen das Nanling-Gebirg und Kuangsi, Kuangtung und Fokien hinstreichenden Länder zuletzt nennend, die Zeichnung der Grenze gegen den Norden aber auf den letzten Abschnitt aufsparend. — Szetschuan grenzt gegen Abend an Tibet, im Süden an Yünnan und Kuetscheu im Norden an Kansu und Schensi, und liegt wie ein Wall oder Schirmdach gegen die Feinde von Westen dem innern China vor. Dieses weite Alpenland ist von den Gebirgen des Jünling erfüllt. „Majestätisch blicken die leuchtenden Spitzen seiner Schneeberge hinab in wohlangebaute Thäler auf die Städte reich durch Handel und Gewerbe; von ihren Höhen strömen klare Flüsse dem großen Kiang zu, welcher selbst jedoch obwohl an vielen Stellen schon eine halbe Stunde breit, nur mit Mühe die gewaltigen Joche durchbricht, die ihm entgegentreten, oft über felsigte Abhänge stürzend, und durch enge und wilde Thäler sich drängend. In diesem Lande verfolgt der Kiang, der sich schon in Yünnan gegen Norden gewendet hat, eine nordöstliche Richtung. Dadurch nähert er sich dem Hoangho wieder, mit welchem er ein gemeinsames Quellenland in Tanguts Höhen hat. Von diesen aus fließt der Hoangho gegen Norden, der Kiang gegen Süden, bis der erstere an den Gebirgen des Inschan an der Mongolischen Grenze, der andere an den Alpen Yünnans zur Veränderung der Richtung gezwungen wird, und so beide, der erstere durch den südlichen, der andere durch den nordöstlichen Lauf sich dem inneren

China zuführen, nachdem der weiteste Abstand zwischen beiden Strömen von der südlichsten Grenze Szetschuans bis zur nördlichsten Abbeugung des gelben Flusses im Lande der Ordos gegen 500 Stunden betragen hat, eine Erstreckung gänzlich von erhabenen Bergen durchzogen. Die Gebirge Szetschuans enthalten in ihrem Schoos viel Eisen, Blei u. drgl., besonders wird hier auch Salz gegraben. Erzeugnisse wie Zuckerrohr, Citronen, Orangen geben uns die südliche Lage der Provinz zu erkennen, und auch unter den Thieren findet man manche, die nur in einem warmen Himmelsstrich leben. Zum Reichthum des Landes gehört viel Zimmerholz, welches in großen, oft über eine halbe Stunde langen Flößen, auf denen sie auch Affen, Papagaie u. drgl. mitbringen, den Kiang hinabkommt. In den älteren Zeiten wohnten hier lange fremdartige Stämme neben den Chinesen; nach der Besitznahme durch diese war das Land zu verschiedenenmalen, in Perioden innerer Spaltung Chinas, ein eigenes Reich, von hinreichender Ausdehnung, da sein Umfang dem von Deutschland ziemlich nahe kommt. Die Hauptstadt ist Tschingtufu in der reizendsten Alpenlandschaft am Fuß schneebedeckter Berge. In ihr sollen im Jahr 1236 als die Mongolen sie erstürmten, nicht weniger als 1,400,000 Menschen ums Leben gekommen seyn. Jetzt hält man Szetschuan im Verhältnisse zu seiner Größe für minder bevölkert.

Hiegegen bieten nun die Provinzen im mittleren Land, welche an Nordchina stoßen, Hupe, Nganhoei und Kiangsu nebst dem, was von Hunan und Kiangsi an den Fluß grenzt, eine andere Gestalt dar. Denn in diesen

Provinzen senkt sich das hohe Alpenland zu Niederungen und Flächen ab, und hier ist in den Gegenden am Meer das große Tiefland, das wie ein erst dem Wasser abgewonnener Boden erscheint. Zwar nähert sich im Norden der Peling in Hupe, welches zunächst an Szetschuan liegt, dem Kiangthale noch bis auf etwa 50 Stunden, und von der andern Seite sendet der Nanling seine Höhen durch Hunan und Kiangsi herab. Doch hat schon in Hupe der Kiang einen ruhigen Lauf, umgeben von den großen Reisfeldern, die der Stolz der Chinesen sind; noch mehr aber geht er ungehindert durch die Niederungen von Nganhoei und das tiefe Kiangsu, im untersten Lauf blos flaches, weiter aufwärts zum Theil mit lieblichen Hügeln durchzogenes Land zu seiner Seite lassend. Die Mündung des Kiang ist nicht ferne vom Hoangho, nachdem er einen Lauf von mehr als 1200, letzterer von mehr als 1000 Stunden gehabt hat, so daß dem Kiang ausser dem Amazonenstrom Amerikas kein fließendes Wasser der Erde gleich kommt, nirgends aber auf Erden so vieles Wasser in Einem Gebiet sich vereinigt wie hier, da neben dem Kiang und Hoangho auch der nicht unbeträchtliche Hoaiho, welcher Nganhoei durchströmt, seine vollen Gewässer in Kiangsu als See entladet. Hier in diesem niederen Mündungsland des Kiang und Hoangho, in diesem Culturthal des Kiang, in diesem Land der Ströme und der Canäle, der Seen und Wasser, hier sind wir in dem Mittelpunkt Chinas. Hier in diesen tiefen und heißen, in diesen bewässerten und fruchtbaren Gegenden ist die größte Menschenmenge zusammengedrängt. Hier in Hupe und Hunan,

in Nganhoei und Kiangsu nebst den gegen den Kiang hin ziehenden Gegenden von Kiangsi und Tschekiang, sind die reichen Reisfelder, die den großen Vorrath für das Reich liefern, woher die Kornkammern des Kaisers gefüllt werden, woher die Beamten des Staats hohe und niedere, woher das Militär und selbst zum Theil die Bewohner der dürren Steppenländer der Mongolen tägliche Nahrung erhalten. Hier, wo das Meerwasser zur Fluthzeit fast 100 Meilen weit bis an die Grenzen der Provinz Hupe den Kiang aufwärts dringt, wo der Fluß selbst wie in Nganhoei und Kiangsu zum Theil eine Breite von 1½ Stunden hat, wo die Wasser an Fischen, Schildkröten u. dgl. reich sind, und in den Morästen und stehenden Gewässern verschiedene Wasserpflanzen zur Nahrung der Menschen gebaut werden, hier sind die Wohnungen Vieler auf schwimmenden Flößen aufgerichtet, auf welchen zugleich durch Herbeischaffung von Boden Gärtchen angelegt sind. Von hier aus verzweigen sich die Wasserwege nach allen Seiten und Richtungen durch das große Reich und geben dem Handel und Verkehr den lebendigsten Schwung, der Regierung, die aufs sorgfältigste über die Canäle, Schleusen und Wasserwerke wacht, ein wichtiges Gebiet der Aufsicht und Vorsorge, und eine leichte Gelegenheit, ihren Willen nach allen Seiten hin kund zu thun.

So wichtig jedoch dieses Land ist, so wenig ist es noch, wenn wir die Patres der Jesuiten ausnehmen, von Europäern besucht und beschrieben worden. Selbst die Mündung des großen Kiang und seines Gefährten des Hoangho hat noch kein Schiffer unseres Welttheils unter-

sucht und geschildert, obwohl wir hier Gegenden zu betrachten hätten, die wegen ihrer natürlichen Beschaffenheit, wie wegen der Cultur und Kunst zu den merkwürdigsten der Erde gehören. Die Begleiter der Gesandtschaft des Lord Amherst (a. 1816) welche auf dem großen Kanal von Peking herkommend, einen Theil dieser niederen Länder gesehen haben, behaupten, sie seyen seit 100 Jahren die ersten Europäer gewesen, welche in europäischer Kleidung in Nanking, der großen Stadt des mittleren Landes, einst die Residenz der Kaiser, erblickt worden seyen.

Unter den Städten des mittleren Landes ist Hangtschufu der Sitz des Gouverneurs von Tschekiang von Bedeutung. Sie liegt an dem großen Kaiserkanal, welcher noch weiter im Süden, bereits bei Ningpo, beginnt, und von hier bis Peking in einer Erstreckung von mehr als 400 Stunden fortläuft. Hier folgt Stadt an Stadt, Landsee an Landsee; Hangtschufu aber ist bei den Chinesen zum Sprichwort geworden, indem sie sagen: Oben ist das Paradies, unter demselben liegen die Städte Su und Hang. Ihre Einwohnerzahl schätzt man auf mehr als 1 Million. Die Straßen sind eng, aber alle Häuser mit Boutiken, Magazinen, Kaufläden versehen, von denen die englischen Reisenden sagen, daß sie denen in London an Glanz und Fülle nicht nachstehen. Die Stadt ist ein großer Handelsort, wo die Waaren von Süden für den Norden verladen werden. Nahe ist ein berühmter See, Sihu, wohin die Städter häufig ihre Lustpartieen machen, eine überaus reizende Gegend.

Weiter aufwärts findet man Nanking nahe am Kiang,

dessen Größe in früherer Zeit die Chinesen, wohl übertreibend, so schilderten, daß sie sagten, wenn 2 Reiter von einem Thore aus des Morgens beginnend in entgegengesetzter Richtung in schnellem Trott sie umreiten, so treffen sie erst des Abends zusammen. Doch ist noch jetzt ersichtlich, daß der Ort einen ungeheuren Umfang hatte. Nachdem die Herrlichkeit der Residenz nach Peking gewandert ist, ist Nanking ein Sitz der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft geblieben. Man findet hier die größten Bibliotheken, die besten Buchhandlungen Chinas, auch ist der Handel hier immer noch beträchtlich. Zu den großen Städten von Kiangsu gehörte auch Yangtschufu am Kiang und Hoaingansu unfern des Hoangho; den Kiang aufwärts aber zeichnen sich die Orte Nganking und weiter in Hupe Hanjang und Wutschang aus, in Hunan Yotschufu am Tungtingsee, während unter den Hafenorten neuerdings Schanghai und Ningpo namentlich bekannt geworden sind.

Von den Bewohnern der Niederlande wird gesagt, was wohl von der Bevölkerung im Culturthal des untern Kiang überhaupt gelten mag, daß sie ein einsichtsvolles und gebildetes Volk seyen, in mancherlei Arten der Industrie und Kunst erfahren und geübt, von schönem Körperbau, aber in Wollüste versunken, so daß hier vorzüglich der Handel mit Mädchen Statt hat, welche im Singen, Mahlen und andern Künsten wohl unterrichtet den Vornehmen des Reichs um theuern Preis verkauft werden, wo denn neben dem Luxus und der Schwelgerei der Reicheren die Armseligkeit und Dürftigkeit der Geringeren,

besonders den Fischer und der auf dem Wasser lebenden Leute allerdings stark contrastiren mag. Zu den Hauptbeschäftigungen des Volks gehört die Pflanzung und Verarbeitung der Baumwolle. Auf einer kleinen Fläche in Schanghai und den nächsten Umgebungen zählte man 200,000 Baumwollenweber. Nicht minder nimmt die Seidenzucht und Verarbeitung der Seide 1000 und aber 1000 Menschen in Anspruch. Auf den reizenden Gefilden an den Strömen und den Canälen pflanzt man ganze Wälder von Maulbeerbäumen, und die Gewinnung und Bereitung der Seide gibt besonders den Weibern zu thun; Seidenzeug ist hier häufig die Kleidung des Volks. Die Cultur des Zuckerrohrs ist hier gleichfalls einheimisch. Vorzüglich richtet sich aber die Thätigkeit des Volks auf den Reisbau. Der Acker gibt hier regelmäßig zwei Erndten. Wie in Egypten der Nil, so sind hier die jährlichen Ueberschwemmungen der großen Ströme vom wichtigsten Einfluß. Aller Tribut an den Kaiser besteht hier in Reis; der große Kanal wimmelt darum auch von Reisbarken, deren der Kaiser 9999 mit 200,000 Schiffern unterhält. Von den Strömen und den großen Kanälen sind nach allen Seiten kleinere Wasserabzüge gemacht, damit die Felder bewässert, nach Umständen ganz unter Wasser gesetzt werden können. Hier kennt der Landmann keine Karren zur Fortschaffung der Lasten, an ihrer Statt dienen die Kähne und Nachen, welche sorgfältig so gebaut sind, daß durch sie beim Anlanden die Dämme und Rasenpflanzungen nicht beschädigt werden. Wie die Felder, so findet man auch die Städte und Dörfer im Tiefland

und am Kiang oft von Kanälen durchzogen; einzelne Orte werden darum mit Venedig verglichen, nur mit dem Unterschied, daß dort das Meerwasser die Kanäle füllt, hier süßes Stromwasser sie durchfließt. Einen schönen Anblick gewähren da auch die Brücken, welche zahlreich zum Theil in gutem Styl und mit vielen Bogen über die Wasserwege führen. In den größeren Städten immer von Menschen wimmelnd, die sich um der Geschäfte willen hin und her drängen. Welcher Aufwand von Kunst und Arbeit war hier von lange her erfordert, um alle diese Werke auszuführen und zu unterhalten, welche genaue Aufsicht hat die Regierung nöthig, um das Wasser nützlich zu vertheilen, und die Massen desselben einzuschränken, daß sie nicht schaden!

Was hier von Kiangsu und Nganhoei, dem nördlichen Tschekiang und Hupe gesagt worden ist, gilt eben so auch von den dem Kiang angrenzenden Theilen Kiangsi's und Hunans, in deren Gebiet die beiden großen Seen, in ersterer der Poyang, in letzterer der Tonting-See sich befinden, welche eine so beträchtliche Ausdehnung haben, daß man mehrere Tage braucht, sie zu durchschiffen. Die vom Kiang entfernteren Gegenden Kiangsis und Hunans aber sind, dem Charakter des übrigen China gemäß, gebirgig; da in ihrem Rücken und zu ihren Seiten sich das Nanling Gebirge und dessen Ausläufer hinziehn, wie sie auch unter sich durch einen vom Nanling ausgehenden Höhenzug geschieden sind, so daß sie mehr mit den im Süden dieses großen Gebirgs liegenden Ländern mit Kuangsi und Kuangtung, an welche sie in Süden angrenzen, oder auch

mit Fokien Aehnlichkeit haben mögen. Kiangsi übrigens ist besonders durch seine Porcellanfabriken berühmt. Hundert von Hochöfen rauchen da in den verschiedenen Orten und die hier erforderliche Arbeit gibt einer großen Menschenmenge Nahrung. Wie weit sich Hunan und Kiangsi gegen Süden erstrecken, erkennt man aus der Entfernung des die Grenze gegen die Südprovinzen bildenden Nanling vom Kiang, welche hier bei 120 Stunden betragen mag. Hieraus ist auch der beträchtliche Lauf der Flüsse dieser Provinzen, des Kia und des Heng zu bemessen, die auf dem Nanling entspringend von Süden gegen Norden fließend in den Poyang und Tonting münden. Hiernach kann, bei der Fruchtbarkeit dieser Gegenden auch die Größe ihrer Bevölkerung geschätzt werden.

Nehmen wir die Bevölkerung zusammen, welche die Provinzen Tschekiang mit 26 Millionen, Kiangsu mit 37 Millionen, Kiangsi mit 30 Millionen, Nganhoei mit 34 Millionen, Hunan mit 48 Millionen, Hupe mit 27 Millionen nach dem kaiserlichen Census vom Jahr 1843 hatten, so finden wir in diesen 6 Ländern zusammen die erstaunliche Summe von 174 Millionen, während man für ganz Europa zusammen etwa 210 Millionen annimmt. Wann wird die Zeit erscheinen, wo diesem großen Volk frei das Evangelium verkündigt werden kann?!

3) Der nördliche Theil von China.

Der Norden der Provinz Szetschuan wird durch eine beträchtliche Gebirgskette, welche sich gegen Hupe hereinzieht und Tapaling heißt, von der Provinz Schensi und

Kansu getrennt, den beiden nördlichsten und nordwestlichsten Gebieten des eigentlichen Chinas. Von diesen Provinzen aus aber zieht sich, wie schon erwähnt, ein anderes wie der Tapaling von West nach Ost gehendes Gebirge, der Peling genannt, nach China herein, und reicht in seinen niedrigeren Ausläufern bis gegen Nganhoei, indem es auf einer ziemlichen Strecke unmittelbar die Grenze zwischen Hupe im Süden und Honan gegen Norden abgibt, während auf einer andern noch die südlichen Abhänge des Gebirgs zu Honan geschlagen sind. Wollen wir von Nganhoei bis zum Meer die Grenze zwischen Mittel- und Nordchina weiter verfolgen, so könnte in diesem ebneren Land der Hoaiho und die Mündung des Hoangho eine solche bilden, wenn man nicht geradezu die von der chinesischen Regierung für Nganhoei und Kiangsu gegen den Norden angenommenen Grenzen gelten lassen will, in welch letzterem Fall Mittelchina um ein Bedeutendes vergrößert erscheint, als im ersten. Jedenfalls ist die Ausdehnung des nördlichen China nicht geringer als die des mittleren oder südlichen Theiles, selbst wenn man den Abschnitt des Hochlandes nicht mitberechnet, welcher durch die Errichtung der Provinz Kansu in neuerer Zeit noch zum eigentlichen China gezogen worden ist.

Vergleichen wir das Nordland Chinas mit der mongolischen Wüste, die es auf einer weiten Strecke umzieht, so ist es ein herrliches und schönes Land, wohl geeignet, die Nomaden aus der Wüste anzulocken und zu Einfällen zu reitzen. Vergleicht man es mit dem Süden Chinas, oder auch mit dem mittleren Land, so erscheint es um

vieles armseliger an Produkten, um vieles minder frucht- bar und lieblich als diese Gebiete. Während das mitt- lere und südliche China seine Reis-, Thee-, Baumwol- len- und Zucker-Pflanzungen hat, und hier so manche schöne und nützliche Bäume und Pflanzen, die vielen Ar- ten von Bambus, die Firniß-, Talg-, Wachs- und Sei- fen-Bäume und verschiedene Arten von Oelpflanzen nebst vielen Arznei- und Handelspflanzen gefunden werden, entbehrt Nordchina dieselben entweder gänzlich, oder hat sie doch nicht in dieser Fülle, und die Bewohner müssen sich mit dem minder fruchtbaren Boden, mit Waizen statt des Reis, mit Weintrauben statt der Theesträuche begnügen. Dagegen hat dieser Theil Chinas den beson- deren Reiz, daß hier der Schauplatz seiner ältesten Ge- schichte ist, hier die ältesten Städte, welche einen Na- men gewonnen haben, Thaiyuan, Phingyang, Singanfu, Kaifungfu, Honan u. dgl.; hier die Flüsse, welche in den alten Gedichten, die Confuzius gesammelt hat, gepriesen werden, der Fenho, Weiho und andere, hier die Ge- genden, wo die Fürsten der Tsin, der Tschao, der Han, der Tsi u. s. f. herrschten und stritten, und daß in den spätern Zeiten hier die Kaiserstadt Peking sich erhoben hat, die noch jetzt den Mittelpunkt des Reichs bildet.

Die westlichste Provinz des nördlichen Chinas war in früherer Zeit Schensi, jetzt ist ein Theil von ihr zu Kansu geschlagen, nebst einem Strich des Hochlandes in der Richtung von Hamil bis gegen die Songarei und den Ili. Diese neue Provinz ist von der Regierung ohne Zweifel in der Absicht errichtet worden, um desto leichter

in die Angelegenheiten der Westländer eingreifen zu können, wie schon früher Sotscheu und Kantscheu, die Thore zum Hochland, so lange sie noch zu Schensi gehörten, mit besonderer Sorgfalt bewacht wurden. In den berg- und waldreichen Revieren des alten Schensi, im Westen und Norden vom Hochland begrenzt, haben die ersten Kolonieen der Chinesen gewohnt, wofern nicht Schansi, das in östlicher Richtung nächstgelegene Gebiet diese Ehre anzusprechen hat. In Schensi hat sich die Macht der Dynastie der Tsin entwickelt, durch welche sich das chinesische Reich auszubreiten begann. Noch jetzt gelten seine Bewohner für die kräftigsten, tapfersten, ausdauerndsten unter den Nordländern und haben zugleich den Ruhm, daß sie feiner, gegen Fremde höflicher und für höhere Bildung empfänglicher seyen als ihre Nachbarn. Die Provinz wird als fruchtbar, sehr reich und starken Handel treibend geschildert. Das Clima ist gemäßigt und angenehm. Die Wälder reich an Arzneipflanzen, die Berge an Metallen. Schansi ist eine der kleinsten Provinzen des Reichs, im Westen an Schensi, im Osten an Petscheli, im Süden an Honan, im Norden an die mongolischen Berge sich lehnend. Das Land ist, wie Schensi, gebirgig, aber wohlgebaut, besonders findet man hier gute Trauben. Wie das Weihothal in Schensi, so ist das Fenhothal Schansis Culturland. In Phinyangfu soll Yao, der weise Fürst der ältesten Chinesen, gewohnt haben. Jetzt gehen die Großen Chinas bisweilen dahin, um sich hier mit der Jagd zu vergnügen, da in den Gebirgen Schansis

und Schensis Bären, Luchse und Dammhirsche, selbst der gefürchtete Tiger gefunden werden.

Mit Honan tritt man der Mitte des Reichs nahe, daher die Chinesen diese Provinz auch die Blume der Mitte nennen. In seinem nördlichen Theil vom Hoangho durchflossen, zieht es sich im Süden gegen das Kiangland, welchem es sich daher in seiner Cultur nähert. Angezogen von der Lieblichkeit dieser Distrikte haben die alten Kaiser öfters hier gewohnt, und Loyang war, nach den Verhältnissen jener Zeit, was jetzt Peking ist. Im Nordosten hat Honan die Provinz Schantung, welche als Halbinsel gegen das Meer vorspringt. Schantung zur Linken soll früher der Hoangho, oder ein Arm von ihm durch die Ebenen von Petscheli zum Meer gegangen seyn, der jetzt blos auf der südlichen Seite seinen Lauf hat, im Westen schneidet der große Kaiserkanal in langer Erstreckung die Provinz nicht allzuferne von ihrer Grenze gegen Honan und Petscheli. Dieß Gebiet, von Bergen durchstrichen, ist, als das Geburtsland des Confuzius, berühmt, dem zu Ehren, wie sonst in dem Reich, so besonders hier in seiner Heimath, häufig besuchte Tempel aufgerichtet sind, dessen Familie hier heute noch nach mehr als 2200 Jahren fortdauert und besondere Auszeichnungen genießet.

So kommen wir jetzt zu Petscheli, welches im Osten das Meer, im Norden die große Mauer, im Westen Schansi, im Süden Honan und Schantung hat. Ein meistens ebenes Land, im Winter ziemlich kalt, im Sommer bedeutend warm, voll kleiner Flüsse und Seen,

entblößt von Wald, wahrscheinlich großentheils ein angeschwemmter Boden, durch welchen der schleimigt Peho langsam hinfließt, an dessen Seite Peking liegt. Von dieser Stadt werden wir später bei der Beschreibung der Cultur der Chinesen ausführlicher reden und gehen nun zur Schilderung des Volkes über.

II. Das Volk der Chinesen.

a) Sprache und Litteratur des Chinesen.

In schnellem Ueberblick haben wir das weite Land mit der Menge seiner Bewohner überschaut und seine Provinzen vom Süden zum Norden, vom Westen zum Osten durchwandert, jetzt fragen wir billig: welches ist das Band, wodurch die über diese Gebiete verbreiteten Millionen zusammengehalten, und mit einander zu Einem Volk verknüpft werden?

Die Gemeinschaftlichkeit der Abstammung ist es nicht ausschließend. Denn wie wir gesehen haben, sind dem Volke verschiedene fremdartige Zweige eingepflanzt, welche, wenn gleich in das chinesische Wesen verwachsen, doch Spuren ihrer Eigenthümlichkeit zurückgelassen haben. Die Einheit der Herrschaft, welche jetzt über China waltet, kann gleichfalls nicht im vollen Sinn als ein solches zusammenhaltendes Band angesehen werden. Denn durch die Mandschuren ist vielmehr ein feindseliger Gegensatz nach China hereingebracht worden, welchem in näherer oder fernerer Zukunft das Schicksal bevorsteht, das früher die mongolischen Herrscher betroffen hat, von dem Volk und

Land wieder ausgestoßen und in den Norden zurückgedrängt zu werden, von welchem sie hereingebrochen sind, es wäre denn, daß sie ihre Sprache und Sitten, welche sie bisher mitten unter den Chinesen beibehalten, zusammt den Ansprüchen, die sie als das herrschende Volk machen, aufgeben und sich völlig unter den Massen der Chinesen verlieren würden. Auch stellt sich uns in der Regierung einer Nation wohl der das Volk belebende Geist vor Augen, nicht aber können die Herrscher dem Volke durch ihren Willen so bald und leicht ihr eigenthümliches Gepräge aufdrücken. Um so wichtiger muß uns daher neben der Berücksichtigung der Regierungsweise die Betrachtung der Sprache und die Cultur der Chinesen werden, durch welche in Verbindung mit der gemeinschaftlichen Religions-Uebung, den gemeinsamen Sitten und gemeinsamer Lebensweise die hauptsächlichsten Vereinigungsmittel für diese ungeheuer zahlreiche Bevölkerung gegeben sind.

Die chinesische Sprache und schriftliche Darstellung zeichnen sich, wie das Volk, dessen Eigenthum sie sind, durch ein hohes Alterthum aus, und bieten uns zugleich die Merkwürdigkeit dar, daß sie ihren wesentlichen Bestandtheilen nach nicht viel Wechsel erlitten haben. Die Sprache der alten Römer und Griechen findet man in ihrer Reinheit wohl in den alten classischen Schriften. Die Redeweise und Schrift ihrer Nachkommen aber, der jetzigen Griechen und Italiener, unterscheidet sich aufs Wesentlichste von diesen Originalen. Derselbe Fall ist es mit dem Hebräischen und andern Sprachen. Anders ist

es mit dem Chinesischen. Jahrtausende sind verflossen, seit es geredet wird, die Oberfläche der Erde hat inzwischen ihre Gestalt geändert, neue Völkerstämme sproßten empor, neue Sprachen haben sich gebildet, unter allen diesen Veränderungen hat die chinesische Sprache verhältnißmäßig nur wenig Wechsel erfahren; seit dem Anfang unserer Zeitrechnung ist der schriftliche Ausdruck beinahe derselbe geblieben, und der Styl der berühmtesten Werke, welche in jener Zeit erschienen sind, weicht nur wenig von demjenigen ab, welcher gegenwärtig in allen Provinzen des Reichs als die gewöhnliche Büchersprache im Gebrauch ist. Eine Ursache dieser Erscheinung sieht man darin, daß die alten Classiker in allen Schulen gelesen werden, und daß von jedem Chinesen, welcher ein Amt im Staate zu bekleiden wünscht, gefodert wird, daß er mit diesen alten classischen Schriften vollkommen bekannt und im Stande sey, genau nach Art derselben sich auszudrücken und zu schreiben. Zu diesem sich Gleichbleiben der Sprache mag aber auch die Eigenthümlichkeit der Chinesen beitragen, daß sie nicht wie wir Buchstaben, Selbstlaute und Mitlaute, gebrauchen, um Worte und Sätze zu schreiben, sondern solche Zeichen, deren jedes ein ganzes Wort ausdrückt. Diese Zeichen mögen ursprünglich insgesammt Bilder gewesen seyn, durch welche der Gegenstand selbst abgemahlt wurde. Die Sonne zeichnete man auf die Art: ⊙, den Mond: ☽, einen Berg: ΛΛΛ, einen Baum: 木 u. s. f. Nachher aber wurden *willkührliche* Zeichen zu diesen Bildchen, deren Zahl immer sehr beschränkt war, hinzuge-

nommen, mit welchen zwar verschiedene Veränderungen vorgiengen, doch werden die Bücher noch jetzt mit wenigen Modificationen so gedruckt, wie man zu den Zeiten der Han im zweiten Jahrhundert vor Christo geschrieben hat. Da diese Zeichen sich nicht nach den Lauten richten, so konnte man sie beibehalten, wenn auch der Laut des Worts geändert wurde; andererseits aber mußte das Feststehen des Zeichens auf das Beibehalten des herkömmlichen Lauts wesentlichen Einfluß ausüben.

Dem ersten Anschein nach, hat das Erlernen dieser Zeichensprache eine beträchtliche Schwierigkeit, namentlich weil die Zahl der Zeichen sehr groß ist — es soll mehr als 80,000 besondere Figuren geben. Diese Schwierigkeit wird aber wesentlich dadurch vermindert, daß man eine Reihe von Wurzelzeichen aufgestellt hat, deren Anzahl man zu 214 annimmt, durch deren Kenntniß das Erkennen und Verstehen der zusammengesetzten Figuren bedingt ist. Zudem sind die Zeichen auf keine Weise als das Erzeugniß einer zufälligen Willkühr anzusehen, sondern in ihrer Bildung hat, wie man leicht wahrnehmen kann, eine verständige Wahl geherrscht, deren Gesetz das der natürlichen Gedankenverbindung ist; z. B. um den Begriff Einsiedler auszudrücken, macht man das Zeichen von Berg, und über demselben das Zeichen von Mensch; der Begriff: hören, wird bezeichnet durch die Verbindung von Pforte und Ohr; Thränen, durch Auge und Wasser; ein Künstler, durch das Zeichen der Hand. Eine besondere Classe von Zeichen wird weiter dadurch gebildet, daß mit der Figur für einen

Gattungsbegriff eine solche andere verbunden wird, welche in dieser Verbindung einen bestimmten Laut angibt; z. B. das Zeichen 里 bedeutet einen Ort, und wird ausgesprochen Li. Will man nun eine gewisse Art Fische, welche den Namen Li haben, bezeichnen, so setzt man die Figur von Fisch, und jenes Zeichen, welches Li lautet, und hat so diesen Namen. Die Zahl der Zeichen aus dieser Classe ist sehr groß. Leicht zu behalten sind dann auch solche Zeichen, welche ein Verhältniß der Dinge, eine Zahl zu ausdrücken; z. B. die Mitte hat die Figur 中; 1. 2. 3. werden durch Striche ausgedrückt u. dgl. Von den Wurzelzeichen gibt es manche, welche in ausserordentlich vielen zusammengesetzten Figuren vorgekommen; z. B. das Zeichen für Mensch ist ein solches Wurzelzeichen, welches in 741 Zusammensetzungen den Grundcharacter abgibt; das Zeichen für Mund kommt in 229 Figuren vor, das Zeichen für Hand in 1030 u. s. f. Dieser Umstand, welcher dazu beiträgt, daß man in vielen Fällen sogleich wenigstens einen wesentlichen Bestandtheil der zusammengesetzten Figur erkennt, muß gleichfalls die Erlernung dieser Zeichensprache erleichtern; wie denn Gelehrte versichern, daß man in wenigen Monaten dahin kommen könne, eine leichtere chinesische Schrift zu verstehen, besonders da von der großen Anzahl von Zeichen, welche es überhaupt gibt, nur eine sehr mäßige Summe im gewöhnlichen Gebrauch ist; z. B. in der von Morrison und Milne gefertigten Uebersetzung der Bibel, welche aus 21 Bändchen besteht, beläuft sich die Zahl der Zeichen, welche vorkommen, nur auf 3600.

Die Sprache, welche geredet wird, besteht in Folge ihres Alterthums, nur aus wenigen, kurzen oder einsylbigen Wörtern, deren man ungefähr 1200 annimmt. Viele von diesen unterscheiden sich von einander nur durch die Art der Betonung, welche ihnen gegeben wird, so daß eine Sylbe, welche wir mit 2, 3 Buchstaben ausdrücken, je nach der Art, wie sie ausgesprochen wird, verschiedene von einander sehr abweichende Gegenstände bezeichnen kann. Diese feinen Unterschiede des Tons aufzufassen erfordert für einen Fremden viele Uebung, und die Chinesen selbst sollen sich zuweilen in der Unterhaltung um das Gesagte gegen Mißverständnisse zu sichern, der Schriftzeichen, in deren Darstellung sie viele Fertigkeit besitzen, bedienen. Ein anderes Mittel, diesem Mißstande abzuhelfen, besteht darin, daß man solche Wörter, welche einen verschiedenen Sinn zulassen, mit einem andern Worte verbindet, durch welches der Sinn des ersten unzweifelhaft sicher gestellt wird. Solcher zusammengesetzten Worte gibt es viele. Eigenthümlich der chinesischen Sprache, sowohl für das Reden als für das Schreiben, ist, daß die Worte, sowohl Haupt- und Eigenschafts- als Zeitwörter, keine Veränderung und Abwandlung erleiden, sondern daß die verschiedenen Verhältnisse und Beziehungen, sowie beim Zeitwort auch die verschiedenen Zeiten, theils durch die Stellung der Worte im Satz, welche genau bestimmt ist, angezeigt, theils durch besondere Verhältniß-, Beziehungs- und Zeit-Wörter ausgedrückt werden, wodurch demnach das, was in unsern Sprachlehren Formenlehre heißt, ganz wegfällt,

indem es nur nöthig ist, sich die Regeln der Wortfolge und die üblichen Verhältniß- und Hülfs-Wörter einzuprägen. Auffallend erscheint uns ferner, daß Hauptwörter und Zeitwörter ohne weitere Veränderung, als die der Stellung im Satz, bald gegenseitig das eine die Bedeutung des andern annehmen, bald als Adverbien und Eigenschafts-Wörter auftreten können. Wenn hierin für uns eine Mangelhaftigkeit der chinesischen Sprache zu liegen scheint, so versichern dagegen andererseits Kenner, daß in dieser Sprache durch die Wahl und Stellung der Charaktere, welche einen Satz bilden, nicht selten ein Grad von Kraft und Schönheit des Styls erzeugt werde, welchen durch keine Uebersetzung zu erreichen möglich sey, und daß in der Ausdrucksweise oft eine Feinheit und Markigkeit liege, welche jede andere Sprache nur schwer erreiche. Natürlich ist, daß die Schönheiten des chinesischen Styls von demjenigen abweichen, was wir bei den Griechen und Römern bewundern, dessenungeachtet soll die Erfindungsgabe im Ausdruck, das Treffende in der Auseinandersetzung, das Gewählte in den Vergleichungen und die Kühnheit in den Bildern, welche in den chinesischen Schriften zu finden sind, den Leser vielfach in hohem Grad anziehen. Für das Ohr soll die Sprache, wenn gleich weniger voll und wohlklingend als die meisten Sprachen Hinterindiens, doch angenehm seyn, wenn die Betonung und das Abgemessene der Perioden genau beachtet wird.

Die Litteratur der Nation ist sehr manchfaltig und in mehreren Fächern reich. Wenige der alten griechischen

und römischen Schriftsteller haben solche zahlreiche und umfassende Werke geliefert, als die Chinesen. Auch ist die Zahl der manchfaltigen Schriftsteller, welche seit den Tagen des Confuzius aufgetreten sind, sehr groß. Aber in der gegenwärtigen entarteten Zeit sind neue Erzeugnisse selten, und die, welche aus Licht treten, sind ohne vielen Werth, und bieten sehr wenig Unterrichtendes oder wahrhaft Unterhaltendes an. Die von den Chinesen selbst am meisten geschätzten Bücher, welche als der Inbegriff aller Weisheit, als die wahre Grundlage des Wohls der Nation, als das Gesetz für den Regenten wie für die Unterthanen, als die Regel des Lebens für jeden Stand und jegliche Verhältnisse angesehen und mit Verehrung als heilige Schriften behandelt werden, sind die, welche King genannt werden, deren Ursprung großentheils auf den Confuzius (dessen Geburt 552 vor Christo gesetzt wird) oder seine nächsten Schüler zurückgeführt wird. Man theilt sie in verschiedene Classen, wobei den fünf Büchern Yking, Schuking, Schiking, Liki, Tschuntsieu, der Vorzug vor den andern gegeben wird.

Sofern sich in diesen Schriften das eigenthümliche Wesen der chinesischen Litteratur darstellt, wird man sagen können, unsere Nation zeichne sich durch Vorliebe für das Geschichtliche, in der Poesie durch lyrische Producte, besonders aber durch Erörterungen auf dem Gebiet der Sittenlehre aus, wobei die Festhaltung des Anständigen, für welches dem Volk ein feiner Sinn eingepflanzt ist, entschiedenes Lob verdient. Durch die Be-

zeichnung der King als heiliger Schriften aber darf man sich keineswegs zu der Annahme verleiten lassen, als ob hier vorherrschend eine Behandlnng religiöser Gegenstände, oder eine Betrachtung weltlicher Dinge aus religiösem Standpunkt zu erwarten wäre. Vielmehr ist dem Confuzius immer das wichtigste die Staatskunst, und Einschärfung von Lebens- und Sittenregeln, in deren Kreis auch die gottesdienstlichen Gebräuche fallen, während eine Erörterung einer religiösen Lehre ihm durchaus fremd ist. Um seinen Satzungen Nachdruck zu geben, lag es ihm an, sie durch Berufung auf das Alterthum und seine Ueberlieferungen zu heiligen. Mit dem Studium der Vorzeit, deren Denkmäler, was die Schrift betrifft, in den auf Bambus eingegrabenen Characteren bestanden, soll er sich von seinem 15ten Jahr an beschäftigt haben. In seinem späteren Alter mochte ihn der Eingang, welchen er als Staatsmann — wenn auch nie für lange — bei verschiedenen Höfen des damals getheilten Chinas fand, in den Stand setzen, sich Hülfsmittel zu verschaffen, welche nicht jedem andern in gleichem Maaß zu Gebot standen. Zwanzig Jahre, sagen die Chinesen, habe er die alten Geschichtbücher der frühern Königsfamilien aufs sorgfältigste gelesen, ehe er in seinem Alter sein, von ihnen als Geschichtswerk so hoch gehaltenes Buch, Schuking, verfaßte, in welchem jedoch Confuzius nicht sowohl Geschichte, als seine eigenen Ansichten vorträgt, indem er die Fürsten und Weisen des Alterthums redend einführt.

Bei der Untersuchung über das Alter der chinesischen

Nation ist es nothwendig auf den Inhalt, Beschaffenheit, und Schicksale dieser Schriften zurückzukommen, indem die Lösung dieser für die Geschichte wichtigen Frage hauptsächlich davon abhängt, wie das in den King Niedergelegte aufgefaßt wird. Für jetzt wird es daher genügen, ohne Eingehen in einzelne, jene Untersuchung betreffende Umstände zunächst einen allgemeinen Begriff von diesen Schriften zu geben.

Den Character einer Sammlung des aus dem Alterthum Ueberlieferten trägt hauptsächlich der Schiking an sich, das Buch der Lieder, welches in vier Abtheilungen mehr als 300 Gesänge der verschiedensten Art enthält. Den ersten Theil bilden Volksgesänge manchfaltigen Inhalts. Man findet da Dichtungen, welche die Geschäfte und Verhältnisse des täglichen Lebens, Sitten der Menschen, die Sehnsucht der Liebe, die Stimmung des Volks gegen die Fürsten u. dgl. behandeln. Die folgenden Abtheilungen enthalten Dichtungen von einem höheren Schwung, in welchen die Tugenden oder Laster der Beherrscher und Großen des Reichs gepriesen oder angegriffen, Ehrfurcht für die Gesetze und Staatsverfassung ausgedrückt, und edle und erhabene Empfindungen für Treue, Rechtschaffenheit, Gastfreundschaft rc. dargelegt werden. Der letzte Theil begreift namentlich Hymnen zu Ehren der großen Männer des Alterthums, des Beherrschers des Himmels u. dgl., welche insbesondere bei Opfern und Festen gesungen wurden.

Wir sind nicht im Stande zu beurtheilen, in wie weit die Uebersetzungen, welche wir vor uns haben, mit

dem Original übereinstimmen, aber auch zugegeben, daß die Uebersetzer theils den Styl des Originals verbessert, theils dem Inhalt nachgeholfen haben, wie behauptet wird, so bleibt diesen Liedern immer ein Werth, der uns zeigt, daß das chinesische Alterthum gegen andere Völker der Vorzeit an Bildung nicht zurücksteht. Nur wird für jeden, welcher diese Gesänge mit Vergnügen lesen will, erfordert, daß er sich in die Eigenthümlichkeit des alten Chinas, in die Geschichte des Volks und die Beschaffenheit seiner Sitten möglichst hineinversetze, und ein Volk zu würdigen wisse, bei welchem die Künste des Friedens von jeher besonders geachtet waren. Die Chinesen zollen dem Schiking die höchste Bewunderung. Ihren wichtigsten Schriften ist ein Motto aus dieser Sammlung vorangestellt. Ihr großes Muster, Confuzius selbst hat diese Methode in seinen Büchern beobachtet, und beweist oft seine Behauptungen durch Anführung einer Stelle aus diesen Oden. Wenn es richtig ist, was die Chinesen sagen, daß Confuzius diese Gedichte aus einer Sammlung von mehr als 3000 Liedern, welche er vorgefunden habe, auswählte, und wir haben keinen Grund hieran zu zweifeln, so würde uns dieses einen weiteren Beleg zu dem eben ausgesprochenen Urtheil über die alten Chinesen geben. Eigenthümlich ist der Zusatz bei dieser Tradition in Beziehung auf die erste Abtheilung des Schiking; die alten Kaiser haben bei ihren Reisen durch das Land die Volksgesänge sammeln lassen, um hiernach den Geist des Volks in den einzelnen Provinzen beurtheilen zu können. Hieraus seye am Hofe des Kaisers die große Sammlung erwachsen.

Nicht mit derselben Sicherheit, wie der Schiking, wird der Liki, oder die Sammlung der alten Gebräuche, auf Confuzius als den Zusammenordner des Buchs zurückgeführt, vielmehr scheint es, daß mehrere Stücke dieser Schrift erst um vieles später die jetzige Gestalt erhalten haben. Nach dem Vorgang des hohen Alterthums werden hier die wichtigsten Pflichten des Lebens und die Regeln über die Verhältnisse der Menschen untereinander gelehrt; der in China so hoch gehaltene Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, die Pflichten des Hausstandes, der Freunde gegeneinander, der Unterthanen und der Herrscher werden eingeschärft, und die Chinesen sagen: Der Vater und der Sohn, der ältere und jüngere Bruder, die Verwandten und Freunde leben in vollkommenster Harmonie, sobald sie sich darnach richten. Die Tugend, welche der Himmel von den Menschen fordert, erlangt alsdann ihre höchste Vollkommenheit, und wenn diese Vorschriften und Gebräuche bei der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten beobachtet werden, so kann man die Regierung des Kaisers für trefflich und vollkommen erachten.

Zugleich breiten sich dann diese Vorschriften auch über äusserliche Ceremonien und über Dinge von unbedeutender Art aus. Da wird bestimmt, wie man den Hut tragen soll, wie den Körper beugen und die Hände erheben bei Begrüssungen, wie essen, trinken, aufstehen und sich niedersetzen, wie die Pfeile abschießen, wie Gastmäler anordnen, Ehen schließen und Trauer anlegen. Die Zahl der vorgeschriebenen Ceremonien solcher Art belauft sich auf 3000.

Dieses Buch ist es auch, durch welches die Regeln und die gottesdienstlichen Ceremonien der Staatsreligion, von welcher sogleich unten gehandelt werden wird, vorgezeichnet werden, wodurch es noch eine weitere und besondere Wichtigkeit erlangt.

Von historischer Art sind 2 andere der 5 King, nämlich der Tschuntsieou und der Schuking, welche beide mit Bestimmtheit für Werke des Confuzius gehalten werden. Die erstere Schrift erzählt die Geschichte einer Reihe von Königen des Reiches Lu, einer Provinz des alten Kaiserreichs, im jetzigen Schantung gelegen. Die Erzählung beginnt mit dem Jahr 723 vor Christo; sie ist so kurz und gedrängt, daß man eher eine chronologische Tabelle, als ein Geschichtbeschreibung vor sich zu haben glaubt. Doch finden die Chinesen vermittelst der so viel sagenden Schriftzeichen, deren Bilder und Zusammenstellungen mancherley Deutung Raum geben, in dieser Darstellung eine reiche Schatzkammer von Ideen, welche für den Staatsmann, den Philosophen und Moralisten wichtig sind, und betrachten daher dieses Werk als ein Muster der Geschichtschreibung, woraus man den Anfang und Fortgang, sowie die Gegenmittel der Staatsumwälzungen, die wahren Zeichen der Härte und der Gelindigkeit der Regenten, das Wesen guter Minister und falscher Politik und selbst auch das Walten der Gottheit, welche Thronen aufrichte und stürze, kennen lernen könne.

Der Schuking beginnt seine Erzählung mit dem Leben der alten Fürsten Yao, Schun, Yu, von deren Thaten zwar nicht ausführlich die Rede ist, deren Gespräche aber

um so weitläufiger mitgetheilt werden. Den Antritt der Regierung des Yao setzen die Chinesen in das Jahr 2357 vor Christus. Die Geschichtsbeschreibung verbreitet sich sodann über die folgenden Herrscherfamilien, die Hia und die Schang, von deren Thun jedoch gleichfalls nur wenig berichtet wird; erst mit der 3ten Dynastie, der Tscheu, welche 1122 vor Christo den Anfang nimmt, wird die Erzählung heller. Diese Schrift genießt in China das höchste Ansehen. Die Chinesen nennen sie die Quelle alles Wissens, die Richtschnur aller Jahrhunderte, den kostbarsten Schatz des Alterthums, den Wiederhall des Willens des Himmels, die Fackel der Weisheit. Wie die Rabbiner die einzelnen Buchstaben im alten Testament gezählt haben, so haben die Chinesen die Charaktere des Schuking gezählt, und gefunden, daß er deren 25,700 enthält, und es ist erstaunlich wie viele Commentare, Noten und Glossen zu diesem Werk geschrieben worden sind. Die Reden, welche Confuzius seinen Helden in den Mund legt, und um deren willen hauptsächlich dieses Buch so hoch gerühmt wird, beziehen sich vornämlich auf das Wesen einer guten Regierung.

So spricht Schun, als er in hohem Alter den Yu zum Mitregenten annimmt: Tritt herzu, Yu, Du hast Dich treu bewiesen, und Dich, da Du das Land gegen die Ueberschwemmungen sichertest, wohl verdient gemacht. Du bist der einzige Weise. Du hast Dich sorgfältig gezeigt, da Du das Land ordnetest, Du bist bemüht gewesen, Deiner eignen Familie eine gute Ordnung zu geben. Erhebe Dich nie in eiteln Unternehmungen! Doch das Reich ist

nicht neidisch über Deine Macht, denn Du suchst nicht eiteln Ruhm; Du siehst, daß ich das Verdienst ermuthige, und Tugenden preise, darum sollst Du mir auf dem Thron nachfolgen, denn Dir gebührt dieser hohe Rang. — Yu redet zu seinen Ministern: Seyd vorsichtig, dieß wird euch viele Verlegenheit ersparen. Ueberschreitet das Gesetz nicht, suchet nicht eure Gemächlichkeit, lasset euch nicht in Vergnügungssucht hineinziehen. Ueberlasset euch ganz der Leitung der Weisen! Handelt nie dem Willen des Volks entgegen, um eure Launen durchzuführen! Seyd nicht träg noch nachläßig, dann werden selbst die Barbaren der 4 Welttheile euch als Herrscher anerkennen!

Dieß ist der Schuking, auf welchen sich die Kaiser stützen, wenn sie die Autorität ihres Wortes verstärken wollen; dieses ist das Buch der Staatsmänner und der Gelehrten, welches die Minister, die Censoren, die Redner, die Poeten, Moralisten und Philosophen immer voranstellen, mag auch das Verfahren der Regierungen von den hier gegebenen Maximen noch so sehr abweichen und das Leben der Einzelnen manche von den so hoch gepriesenen Tugenden nur selten zeigen. Es sind schöne Ideale aufgestellt, deren Erreichung schwer gedenkbar ist, aber auch das Schlechte findet seinen Vortheil dabei, sich einen guten Schein zu geben, und die Berufung auf geheiligtes Alterthum ist von jeher eines der sichersten Mittel gewesen, die Gemüther der Menschen zu leiten. — Wie die Gespräche der Fürsten und ihrer Minister, so sind auch die Züge ihres Charakters, welche angeführt werden, so ist auch der Zustand und das Verhalten des Volks unter

ihrem Regiment im Schuking auf eine Weise geschildert, wie sie nirgends in der Wirklichkeit gefunden werden.

Die Fürsten zeigen sich als die Lehrer des Volks, und als die Vorbilder in aller Tugend; sie sind weise, tapfer, unermüdet für das Wohl der Unterthanen besorgt, gerecht, ängstlich über alle Handlungen ihrer Regierung wachend, voll Bescheidenheit und gerne das fremde Verdienst anerkennend; in ihrem Privatleben Muster kindlicher Liebe gegen die Eltern, und reiner Sitten. Das Volk aber lebt unter ihnen in tiefem Frieden, und alle Bewohner des Reichs sind tugendhaft, wie denn die chinesischen Geschichtschreiber und Ausleger des Schuking sagen, unter den langen Regierungen des Yao und Schun sey kein Kapitalverbrechen begangen worden, so groß war der Einfluß dieser Vorbilder der Tugend.

Die noch übrige Schrift der 5 King ist der Yking. Dieses Buch ist von etwas sonderbarer Art. Einer der alten Heroen drückte durch verschiedenartige Zusammenstellung von 6 gebrochenen und 6 ganzen Linien, worin sich vielleicht ein Anfang der Schreibkunst zeigte, verschiedene Begriffe aus, deren Inhalt jedoch, wie natürlich, der verschiedenartigsten Deutung fähig war. Im Lauf der Zeit wurden mehrere Erklärungen aufgestellt, und Confuzius selbst arbeitete eine besondere Deutung aus. Bei dieser Deutung wurde angenommen, daß die ganze Linie das Vollkommene und Starke, die gebrochene Linie das Unvollkommene und Schwache anzeige. Diese 2 Principien wurden aber theils in einem metaphysischen und spekulativen, theils in einem moralischen Sinn aufgefaßt.

Durch ganze Linien wurde der Himmel, durch gebrochene die Erde bezeichnet, welche beide als die Gottheiten der Chinesen nicht blos die Urheber aller Dinge, sondern auch die Muster aller menschlichen Tugend sind. So wird z. B. eine solche Figur von Confuzius auf folgende Art erklärt: der Geist des Himmels ist glänzend und neigt sich bis zur Erde. Der Geist der Erde ist demüthig, und erhebt sich bis zum Himmel. Der Geist des Himmels vermindert alles, was voll ist, und vermehrt alles, was niedrig ist. Der Geist der Erde zerstört alles, was voll ist, und verherrlicht alles, was niedrig ist. Die Dämonen schaden allem Vollen und thun dem Kleinen und Niedrigen Gutes. Die Vernunft des Menschen haßt alles Volle, und liebt das Demüthige. Die Demuth ist verehrt und glänzend, sie ist herablassend und kann durch nichts bewältigt werden. Sie ist der letzte Zweck des Weisen.

Auf eine solche Weise wird an die Erklärung dieser Linien und der aus ihnen gebildeten Sinnbilder alles angefügt, was die Weisen der Chinesen von dem Wesen und Wirken der Natur, ihren Hervorbringungen und Zerstörungen, von den verschiedenen Zuständen des menschlichen Lebens, den Tugenden und Lastern, und von glücklichen und unglücklichen Bestimmungen des Schicksals sagen wollen. Deßwegen wird auch behauptet: wer dieses Buch verstehe, sey im Stand, alles zu wissen, und alle Räthsel des Daseyns vollkommen zu lösen; wobei ähnliche Ideen zu Grund liegen mögen, wie man sie unter den Griechen bei den Pythagoräern, welche aus der Zusammenstellung

gewisser Zahlen alle Dinge erkennen zu können meinten, als den Versuch einer Philosophie in ihrer Kindheit finden.

Unter den von Schülern des Confuzius verfaßten Schriften genießen mehrere gegen die King gehalten zwar nicht ein ebenso bedeutendes, doch immer ein großes Ansehen; zu diesen gehören die Seeschu, oder 4 Bücher, der Tahio, Tschungjong, Lunju und Mengtsee. In diesen Schriften bilden die Anweisungen zu einer gerechten und heilsamen Regierung des Volks einen Hauptgegenstand, so wie die Anleitungen zur wahren Weisheit und zur Erfüllung der Pflichten des täglichen Lebens. Wer die Fürsten des Alterthums nachahmen will, der muß zuerst sein eigenes Betragen reformiren, dann seine Familie, dann den Staat; so wird er den Gipfel der Weisheit erreichen, und Frieden und Ueberfluß wird im ganzen Reiche herrschen. Ein vollkommner Weiser ist ein Abbild des Himmels, durch unbegrenzte Tugendhaftigkeit, Ausdauer in der Pflichterfüllung, ungebeugten Muth weit über die Menschen erhaben, ein Mitgenosse der Götter in der Regierung der Welt. Seine Handlungen sind die Gesetze für alle Jahrhunderte, seine Reden werden von Geschlecht zu Geschlecht wie Orakelsprüche fortgepflanzt.

Ueber die kindliche Liebe handelt eine besondere, gleichfalls heilig gehaltene Schrift, in welcher die kindliche Liebe für das erste Band der menschlichen Gesellschaft erklärt wird. »Unsere Eltern haben uns das Leben gegeben, hierin liegt das festeste Band, welches sie an uns kettet, das unverjährbare Recht ihrer Herrschaft, der unerschütterliche Grund der Achtung und der Anhänglichkeit, welche

wir ihnen schuldig sind. Wer nicht eine zarte Liebe für seine Eltern hegt, nicht durchdrungen ist von Ehrfurcht gegen sie, rühmt sich vergeblich, daß er die anderen Menschen liebe und ehre; die Natur verabscheut einen solchen und das menschliche Gefühl zeugt laut gegen ihn. Sich empören heißt, keinen Herrn wollen; die Weisen verachten heißt, die Gesetze geringschätzen; aber die kindliche Pflicht und Ehrerbietung hintansetzen, heißt der Natur Gewalt anthun, und allen Schrecken des Verbrechens die Pforte öffnen. — Durch die kindliche Liebe haben die alten, weisesten Monarchen die Völker regiert, und selbst der Retter des Vaterlandes würde für ein Ungeheuer gehalten, wenn er ein schlechter Sohn wäre.«

Welcher Werth allen diesen Schriften zukommt, wenn man sie mit der Literatur des europäischen Alterthums, mit den Schriften Griechenlands und Roms vergleichen will, werden erst spätere Zeiten mit größerer Sicherheit beurtheilen können, wenn die Kenntniß der chinesischen Sprache weiter verbreitet, und wenn diese Hoffnung nicht zu kühn oder voreilig ist — ein Gemeingut wenigstens der Gelehrten unseres Erdtheils geworden seyn wird. Denn niemand wird es wagen, aus einzelnen Bearbeitungen oder Uebersetzungen, deren Zuverläßigkeit von verschiedenen Seiten in Anspruch genommen ist, sich ein Resultat zu ziehen, dessen Gültigkeit ihm in den manchfachen Beziehungen hinreichend erwiesen wäre; wobei für unsern Fall namentlich zu berücksichtigen ist, daß die oft so ausdrucksvollen Charakter der chinesischen Schrift, und die kurzen, gedrängten Sätze der Schriftsteller der alten

Zeit in eine fremde Sprache für Menschen, die in einem ganz abweichenden Gedankenkreis leben, genau zu übertragen, noch weit mehr erfordert, als eine gute Uebersetzung von Cicero und Platon. Doch ist soviel ersichtlich, daß ein frischer lebendiger Geist in der Blüthezeit der Nation ihre Denker und Schriftsteller beseelt und sie zur Hervorbringung von Werken geleitet hat, welche eine Summe gesunder Lehren enthalten, einen kräftigen Stoff zur Uebung des Nachdenkens geben, und zur Bildung des Gemüths vieles Anziehende darreichen, obwohl manches Irrige und Kindische, Schiefe und Falsche, wie nicht anders erwartet werden kann, mit unterlauft. — Von welch unberechenbarem Einfluß diese alte Literatur auf die chinesische Nation selbst ist, wird uns deutlich, wenn wir bemerken, daß, sobald der Knabe in China die Schule betritt, er beginnt, diese Schriften auswendig zu lernen, und sich übt, Buch für Buch aus dem Gedächtniß zu sagen, auch wenn er den Inhalt noch nicht völlig versteht. Erst wenn diese Uebung durchgemacht ist, erklärt der Lehrer den Sinn dessen, was sich der Schüler bisher eingeprägt hat, damit der Zögling mit den erhabenen Gedanken der Weisen vertraut werde; denn von dem Sohn des Himmels, dem Kaiser, bis herab zum niedrigsten Landmann, soll, das ist Grundsatz, für jeden die Bildung zur Tugend das Wichtigste seyn, und jeder Jugendlehrer soll vollständig erklären, was er lehrt, dem Schüler die Vergangenheit und die Gegenwart aufschließen, und zu verständiger Auffassung der Sätze und Gedanken anleiten.

Die größere Menge der jungen Leute tritt mit diesen Kenntnissen ausgerüstet in die Geschäfte des täglichen Lebens ein, wo, wenn auch vieles von der hohen Weisheit des Confuzius bald wieder vergessen wird, doch immer ein Rest dieser Bildung zurückbleiben muß. Wer aber ein Amt im Staat erhalten, und, um hiezu befähigt zu seyn, den Grad eines Literaten erlangen will, muß mit verdoppeltem Eifer und Ausdauer die ganze Masse der klassischen Schriften studiren, und hiebei die zahlreichen Auslegungen derselben zur Hand nehmen und sich genau bekannt machen. Aus diesen Schriften werden bei den Prüfungen für die Würden die Fragen und Themata hergenommen, und man erwartet, daß der, welcher ein Magister werden, oder hernach einen höheren Grad gewinnen will, die Meinungen der berühmtesten Ausleger über dunkle Stellen genau anzugeben weiß.

Mit diesen für das Lebensglück der Bewerber so entscheidungsvollen Prüfungen hat es folgende Bewandtniß: Sie sind von dreifacher Art, und werden zuerst in den Hauptstädten der einzelnen Distrikte, dann in den Hauptstädten der Provinzen, zuletzt in der Hauptstadt des Reichs, in Peking gehalten. Aus der Menge derer, die zu der ersten Prüfung zugelassen werden, erhält immer nur eine kleinere Anzahl den ersten Grad, doch ist die Zahl solcher Literaten aus allen einzelnen Distrikten in einer Provinz, welche bei dem Examen der 2ten Stufe erscheinen dürfen, das alle 3 Jahre in der Hauptstadt der Provinz gehalten wird, beträchtlich genug, und das Gebäude, in welchem die Candidaten geprüft werden, faßt

manchmal bis 10,000 einzelne, genau von einander abgesonderte Zellen. In diesen werden nämlich die zu Prüfenden verschlossen, während sie ihre Ausarbeitungen fertigen. Keinem ist gestattet, irgend ein Buch oder sonstiges Hülfsmittel mit sich hinein zu nehmen, auch sind Maßregeln getroffen, daß die Examinatoren nicht erfahren, von wem die ihnen vorgelegten Arbeiten herrühren, bis sie ihre Entscheidung gegeben haben. Der Tag, an welchem diese öffentlich bekannt gemacht wird, ist ein Tag großer Erwartung, nicht blos für die Candidaten selbst, sondern auch für ihre Familien, ihre Bekannte und Freunde, ein Tag des Glücks für die wenigen Auserkornen, der Beschämung für die, deren Namen mit Tadel an den Mauern der Stadt angeheftet zu lesen sind, deren Hoffnungen zu nichte geworden, und welchen nach Umständen selbst eine Züchtigung mit dem Bambus zuerkannt wird. In Peking werden aus der Schaar, die sich alle 3 Jahr dorthin zu begeben, und unter den Augen des Kaisers selbst das letzte Examen zu machen hat, von 6000, die sich bisweilen einfinden, nur etwa 360 mit dem Grade eines Dr. ausgezeichnet. Diese können sodann die höchsten Staatsämter erlangen. Von ihren Verwandten werden sie hoch geehrt; in ihrer Vaterstadt setzt man ihnen Ehrenpforten. Diejenigen aber, welche nicht so glücklich sind, und welche auch keinen niedrigen Staatsdienst erlangen können, gerathen oft in tiefe Armuth, wenn sie bis in das vollste Mannesalter und darüber hinaus ihre Zeit und ihr Vermögen für die Studien, und die mit den

Prüfungen verknüpften weiten und kostspieligen Reisen verwendet haben.

Daß solche Veranstaltungen, wie sie jetzt gehandhabt werden, dazu nicht beitragen können, den Sinn für freie Wissenschaft zu befördern und talentvolleren und begabteren Männern einen höheren Schwung zu geben, ist von selbst einleuchtend. So wie sich der Charakter der chinesischen Regierung seit länger her gestaltet hat, kann sie keineswegs hierauf ausgehen. Vielmehr sind diese, wie ähnliche Maaßregeln darauf berechnet, die hervorragenderen Geister kennen zu lernen, um unmittelbaren Nutzen von ihnen ziehen zu können, wie auch, ihnen selbst eine solche Richtung für das unmittelbare Nützliche und Gewinn bringende von Kindheit her einzupflanzen. Doch ist in China wenigstens das erreicht worden, daß die Bildungsmittel, welche das Volk von dem Alterthum überliefert erhalten hat, bewahrt und für späteren besseren Gebrauch gleichsam in Vorrath niedergelegt sind. Welch ein Gewinn, daß die Nation, wenn auch der Zugang zu ihr gegenwärtig noch für evangelische Prediger in hohem Grad erschwert ist, doch die in vielen Theilen des Landes verbreiteten heiligen Bücher der Bibel lesen und solche stille und doch beredte Boten leicht bei sich aufnehmen kann! Welch ein Gewinn, wenn dereinst aus der Classe der Literaten Männer zum Glauben der Wahrheit geführt seyn werden, und die ganze Kraft ihrer Bildung zum geistigen und ewigen Wohle ihres Volkes verwenden, wie sie jetzt nur darauf ausgehen, dasselbe zu beherrschen oder zu bedrücken! — Nach der Ansicht solcher, die mit

China bekannt sind, darf man erwarten, daß unter diesen Schülern des Confuzius das Evangelium nicht zuletzt Eingang finden wird. — Welch ein Vortheil schon jetzt, daß die von dem Volke heilig gehaltenen Schriften dem Boten der Wahrheit so manchen Anknüpfungspunkt darbieten, von welchem aus er den Leuten das reine Licht nahe bringen und sie zur Folgsamkeit gegen die Lehren des Heils bewegen kann! Wir dürfen mit Bestimmtheit sagen: hätte die chinesische Nation nicht aus den alten Zeiten herüber einen Schatz von nützlichen Lehren und Grundsätzen, und eine Summe moralischer Kräfte — wie sehr auch im Lauf der Zeiten geschwächt und verkehrt — ererbt erhalten, ihr Bestehen als Nation, bis jetzt, wäre nicht gedenkbar, viel weniger die Dauer ihrer Herrschaft, die Unterwerfung derer, von denen sie überwunden wurde, unter ihr Gesetz, und die Ausbreitung ihrer Sitten und ihrer Macht über so viele Länder. Dürfen wir es wagen, über die Ursachen zu forschen, warum Gott einen so großen Theil der Menschenwelt, wie China, bis jetzt in der Finsterniß des Heidenthums dahin gehen ließ, während er sich anderer viel früher erbarmt hat, so möchte vielleicht ein Grund hievon in dem eben Angeführten gefunden werden. Nach dem Zustand ihrer Rohheit oder verfeinerten Schlechtigkeit würden sich andere Völker viel früher völlig aufgerieben und vernichtet haben, wäre ihnen die rettende Hand Gottes durch die Offenbarung des Heils in Christo nicht entgegengekommen. — Man denke nur an den Zustand Europas um die Zeit der Völkerwanderung! — Dagegen hat China zwar einer längern

äußeren freien Entwickelung entbehrt, aber in der als wohl beschränkten Stufe seiner Bildung ein Licht für seine Finsterniß und in der der Nation eingepflanzten Achtung für sittliche Verhältnisse einen festen Damm gegen innere Auflösung von Gott erhalten.

Aus dem, was über die alten Schriften der Chinesen bereits gesagt ist, erhellt, daß in den Zeiten des Confuzius und hernach, nicht bloß dieser oder jener einzelne Mann es war, welcher zur Beförderung einer höheren Bildung unter der Nation beitrug. Confuzius fand in dem von dem Alterthum auf seine Zeiten Gekommenen Vieles, was ihm werth schien, für die Nachwelt aufbewahrt zu werden, was er für nützlich und heilsam für sein Volk erachtete. Indem er nicht neue Sitten und neue Lehren einzuführen, sondern die Sitten des reinen Alterthums aufrecht zu halten oder wiederherzustellen bemüht war, und der große Lehrer seines Volks wurde, zu seinen Lebzeiten von Schaaren lernbegieriger Jünger umringt, nach seinem Tode selbst zur Ehre eines Halbgottes erhoben, steht er nicht als eine vereinzelte Erscheinung in der Geschichte seines Volks da, sondern er repräsentirt die Richtung vieler aus seiner und der spätern Zeit, die dahin ging, mit Benützung des Alterthums auf die Mitwelt einzuwirken, und die Verhältnisse des äußeren Lebens besonders nach sichern Regeln zu ordnen. Diese Richtung, welche von einer großen Nüchternheit des Verstandes zeugt, obwohl sich manches Ausschweifende und manches Mißverständniß mit ihr verknüpfen konnte, wie dieses zum Theil bei Confuzius selbst der Fall war, behielt in China im Ganzen fortwährend

die Oberhand, wenn gleich schon frühe ihr eine ganz andere Richtung entgegentrat, als deren Repräsentanten wir den Laotse kennen.

Laotse, den Stifter der oft in der chinesischen Geschichte erwähnten Secte der Taose, welche noch jetzt in China bestehen, blühte nahezu in derselben Zeit mit Confuzius. Während dieser als Staatsmann oder als Lehrer einen heilsamen Regierungsweise auf das Volk einzuwirken suchte, gieng Laotse, wie es scheint, zum Theil als Einsiedler lebend, den Speculationen über die Fragen der Weltweisheit oder auf Reisen den Spuren einer tiefern Erkenntniß nach. Man schreibt ihm solche Aussprüche über das göttliche Wesen zu, welche, wenn sie auf einer folgerecht durchgeführten Ansicht über göttliche und menschliche Dinge beruhen würden, in hohem Grad unsere Bewunderung verdienten: Ehe das Chaos, sagt er, welches der Entstehung des Himmels und der Erde voranging, war ein einziges Wesen, unermeßlich, schweigend, unwandelbar und immer thätig. Dieses ist die Mutter des Universums. Ich weiß seinen Namen nicht, aber ich bezeichne es durch das Wort: Vernunft. Der Mensch hat sein Modell von der Erde, die Erde vom Himmel, der Himmel von der Vernunft, die Vernunft in sich selbst. Dabei kommen aber wunderliche, phantastische Aeusserungen über die Schöpfung der Dinge u. dgl. vor, indem von dem großen Fürsten Tao gesagt wird, daß er erst nach 81,000 Millionen 9990 mal 1000 Millionen Erzeugungen und Vernichtungen den Anfang einer neuen Schöpfung durch 10,000 Millionen Schichten reiner Luft

gemacht habe, wie denn auch weiter von diesem Tao über sein Wirken und Erscheinen auf unserer Welt manches nach Art der buddhistischen Fabeln erzählt wird. Deßwegen sagt auch Gützlaff, er habe das von Laotse herrührende Werk, Tautsking, in welchem seine Lehren vorgetragen sind, sorgfältig durchgegangen, und finde seine Ideen ziemlich verworren und dunkel, auch versichert er, Laotse lehre Götzen-Anbetung. Von seinen Schülern, welche sein System weiter ausbildeten, ist gewiß, daß sie den Himmel, die Erde und das Meer mit Geistern und Dämonen erfüllten, und namentlich auch die alte Geschichte des chinesischen Volks zum großen Verdruß der vernünftig Denkenden mit ungeheuren und fabelhaften Zahlen und leeren Erdichtungen ausgeschmückt haben. Schon in den älteren Zeiten machten sich diese auch als Geisterbeschwörer, Zauberer, Alchymisten und Schwarzkünstler bekannt. Sie versicherten, das Geheimniß zu besitzen, den Trank der Unsterblichkeit zu bereiten, und brachten hiedurch selbst mehreren Kaisern, die sich von ihnen bethören ließen, den Tod. Sie wußten sich in das Innere der Familien einzuschleichen, und bildeten in dem kaiserlichen Pallast oft eine sehr mächtige Gegenparthie gegen die Schüler des Confuzius, welche das Ruder des Staats in Händen hatten. Um ihren Vorspieglungen Eingang zu verschaffen, beriefen sie sich häufig auf die älteste Geschichte Chinas, und die zu ihrem Vortheil erfundenen Fabeln, und selbst sonst berühmte Geschichtschreiber der Chinesen werden beschuldigt, durch ihren Einfluß in einzelnen Punkten sich haben ver-

führen zu lassen. Den Kampf dieser in hohen Speculationen, abentheuerlichen Phantasieen und groben Täuschungen lebenden Parthie gegen die entschieden praktischen Anhänger des Confuzius ist nicht blos für die ganze Geschichte der chinesischen Litteratur von großer Wichtigkeit, sondern für die Geschichte der Nation überhaupt von besonderer Bedeutung. Hier aber muß es genügen, diese Verhältnisse nur angedeutet zu haben.

Wie reich die chinesische Litteratur ist, kann man schon aus den Verzeichnissen der Schriftsteller und aus Uebersichten über die nach Europa gebrachten chinesischen Schriften, von denen namentlich Paris schöne Schätze aufzuweisen hat, abnehmen. In Paris befinden sich außer guten Ausgaben der fünf King und der andern klassischen Werke und mehreren Commentaren hiezu, die Werke der Philosophen Tschuangtse und Laotse, eine Sammlung der Reichsgesetze der Ming-Dynastie, eine Geschichte der Götter und Geister in 60 Bänden — ein Theil einer Sammlung, welche 6000 Bändchen umfassen soll, — eine Anzahl von Werken der Dichter, Lieder, Romane und Theaterstücke; mehrere Schriften über Medicin und Chirurgie, über Astronomie und Geometrie, über Ackerbau und Kriegskunst; ausführliche Abhandlungen über die Musik; mehrere treffliche encyclopädische Werke, unter welchen die Sammlung von Matuanlin von dem berühmten Lehrer der chinesischen Sprache, Abel Rémusat, so gepriesen wird, daß er sagt, dieses Eine Buch seye eine ganze Bibliothek werth, und wenn die chinesische Litteratur keine andere Schriften von Bedeu-

tung aufzuweisen hätte, so würde es sich schon verdienen, daß man die chinesische Sprache lernte, um sie lesen zu können.

Namentlich finden sich in der Pariser Bibliothek auch schöne Sammlungen von Geschichtswerken und geographischen Schriften. Zu letzteren gehört eine Sammlung von 260 Bänden mit Karten und Plänen. Von den ersteren zeichnet sich aus die große Geschichte des Ssemathsian; eine chronologische Tafel der Hauptbegebenheiten des chinesischen Reichs und der Nachbarländer, in 100 Bändchen, das Geschichtswerk, Thseu-tschi-thung-kian genannt, eine Beschreibung der den Chinesen bekannten auswärtigen Völker u. dgl.

Die Geschichte ist bei den Chinesen immer mit besonderer Vorliebe bearbeitet worden. Schon in den ältesten Zeiten, wird behauptet, haben die Fürsten eigens aufgestellte hohe Beamte um sich gehabt, von denen theils die Reden, theils die Thaten des Herrschers sorgfältig aufgezeichnet werden mußten. Diese Sammlungen wurden an einem für niemand zugänglichen Ort aufbewahrt, und erst wenn eine herrschende Familie geendigt hatte, und eine neue Dynastie den Thron bestieg, wurden die Urkunden hervorgezogen und von den dazu bestellten Männern bearbeitet. Die Werke, welche auf diese Weise unter öffentlicher Autorität erschienen, können billig Ansprüche auf Glaubwürdigkeit machen. Neben diesen findet sich aber auch eine beträchtliche Anzahl von Schriften, welche von Privatleuten abgefaßt wurden, und bei dem den Chinesen eigenen Scharfsinn, bei ihrer Sorg-

halt, auch die kleinen Umstände mit Genauigkeit anzugeben. Bei den durch die verschiedenen sich feindselig gegeneinanderüberstehenden Partheien, veranlaßten und mit großem Eifer geführten gelehrten Streitigkeiten läßt sich annehmen, daß, wenn einmal von Europäern die Schätze dieser Litteratur allseitig durchforscht sind, Resultate für uns an den Tag gefördert werden werden, deren Sicherheit gegen die Ergebnisse der Forschung über die uns gegenwärtig bekanntesten Völker keineswegs zurückstehen. Wie groß das hier zu bearbeitende Feld ist, ergibt sich daraus, daß von der Regierung der Han, ungefähr 100 Jahr vor Christo, bis auf den Fall des Reichs unter den Mongolen a. 1280, 127 Geschichtschreiber aufgezählt werden, deren Werke zwar jetzt zum Theil nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt vorhanden sind, welche aber den großen Sammlungen das Material geliefert haben, die in späteren Zeiten für die Geschichte des chinesischen Reichs veranstaltet worden sind. In ganz Europa existirt nichts dem Zusammenwirken der chinesischen Gelehrten Aehnliches, welche auf kaiserlichen Befehl zur Ausarbeitung eines beschlossenen Werks aus dem ganzen Reiche eingeladen, zusammenkommen, deren Zahl in einzelnen Fällen nahe an 1000 reicht. Eine Sammlung, welche der Kaiser Khienlong veranstaltete, sollte 168,000 Bände umfassen, von denen wenigstens 75,000 Hefte ausgefertigt wurden. Daß hiebei namentlich seit dem Verfall der Nation der freie Forschungsgeist und die Selbstständigkeit des einzelnen nicht gedeiht, kann man zugeben, ebenso wie wir entfernt sind, die Wissenschaften in China über-

haupt in einen Vergleichung mit den Leistungen unserer neuern europäischen Cultur zu stellen. Dieß gilt besonders von solchen Wissenschaften, wie Astronomie, Geographie, Naturgeschichte, Chemie u. dgl. Hierin sind die Chinesen nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen, was man z. B. an dem ersehen kann, was von ihren Aerzten erzählt wird. Medicin wird nämlich sehr häufig studirt und die Zahl der Doctoren in China ist so groß, als in irgend einem Land in der Welt, wobei es keineswegs an vielerlei Schriften über diese Sache fehlt. Diese Aerzte nun sehen in der Prognose der Krankheiten vermittelst des Pulsfühlens meist sehr erfahren, dagegen verstehen sie nichts von der Anatomie, auch behandeln sie alle Krankheiten nach der Voraussetzung, daß der Körper aus fünf Elementen, Wasser, Feuer, Metall, Holz und Erde zusammengesetzt sey, und die Krankheiten aus der Aufhebung des richtigen Verhältnisses dieser vermeintlichen Elemente zu einander entspringen. Uebrigens darf man erwägen, wie weit noch vor 200 Jahren unsre gebildetsten Völker Europas in der Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte zurück waren, um sich zu enthalten, um dieser Mängel willen unbillige Urtheile über die Chinesen und ihre Bildung auszusprechen. Welche Fortschritte Chinesen bei einem guten Unterricht in allen Arten von Kenntnissen machen, zeigt neben andern das von christlichen Freunden zu Singapore angelegte Institut, dessen Wirksamkeit zwar noch nicht sehr ausgedehnt ist, welches jedoch für China bereits schöne Früchte getragen hat; sowie auch neuere Reisende, welche bei ihren Ausflügen in

das Land häufig von Schaaren munterer Knaben begleitet wurden, den gesunden Verstand, den diese Kinder in hohem Grad an den Tag legten, mit Bewunderung rühmen.

Möchte die Zeit nicht ferne seyn, da mit den Lehren des Heils diesem mit schönen geistigen Anlagen ausgestatteten Volk die Wege einer höheren Bildung, als es bis jetzt zu erreichen fähig war, allgemein sich eröffnen, und zwischen dem Orient und Occident ein Wetteifer und gegenseitige Handreichung in der Gottseligkeit und in wahrer Erkenntniß die Geister beleben und zum Preise ihres großen Herrn und Erlösers vereinen dürfte!

b) Die Religion der Chinesen.

Die Religionsweisen solcher Völker, welche eine besondere Priestercaste und heilige Schriften haben, in denen neben Feststellung der religiösen Gebräuche ihre Religionslehren ausgeführt sind, können, sobald man die Quellen in Händen hat, und mit dem Wesen der Priester bekannt geworden ist, leicht mit Bestimmtheit aufgefaßt und mit Sicherheit beschrieben werden. Bei den Chinesen finden wir aber, den in China weit verbreiteten Buddhaismus vorerst bei Seite gesetzt, und nur von der dem Volk eigenthümlichen Religion gesprochen, weder das Eine noch das Andere, da es bei ihnen nicht blos keinen Castenunterschied gibt, sondern auch keinen besondern Priesterstand für Besorgung der volksthümlichen Religionsgebräuche, und — wie aus dem bisher Gesagten ersichtlich ist — ihre heiligen Bücher sich vornämlich mit weltlicher Wissenschaft und Regelung des bürgerlichen Lebens beschäftigen. Hiernach sind wir für die Schilderung

der eigenthümlichen Religion der Chinesen theils an die gelegentlich über göttliche Dinge vorkommenden Aussprüche in ihren Schriften gewiesen, theils haben wir die Gebräuche und heiligen Ceremonien, wie sie bei ihnen beobachtet werden, ins Auge zu fassen, welche uns lehren können, einzeln stehende Sentenzen der heiligen Bücher im rechten Lichte anzusehen. Das Nichtvorhandenseyn einer besonderen Priesterschaft und der Mangel einer eigentlichen religiösen Lehre beurkundet uns jedoch schon im voraus, daß die Entwicklung des Volks auf der Seite der Religion nicht weit vorgeschritten ist, und daß wir eine Form des Heidenthums vor uns haben, bei welcher zwar einfache Grundwahrheiten sich noch minder entstellt als in manchen andern heidnischen Religionssystemen darbieten, und ebendarum nicht selten diese ganze Weise uns anziehender machen mögen, wo aber andererseits die grobe Idolatrie keineswegs ausgeschlossen ist, obwohl in Folge der Bildung der Nation überhaupt und durch die allgemein verbreitete Achtung für das sittlich Anständige theils widrige Rohheiten, wie wir sie bei andern Völkern mit dem Götzendienst unmittelbar verknüpft sehen, hier verbannt sind, theils die theoretischen Verirrungen der Vielgötterei in etwas milderem Licht auftreten. Da bei den Chinesen der Staat und die Aufrechthaltung der bürgerlichen Verfassung das höchste ist, so daß auch die Religion dem Staat völlig untergeordnet erscheint, so unterscheidet sich China hiernach in seinen religiösen Verhältnissen wesentlich von andern gebildeten Völkern des Orients, wie es dagegen verschiedene Ver-

gleichungspunkte mit den heidnischen Religionsweisen der älteren Völkern des gebildeten Abendlands darbietet. Dieses letztere, sowie diese einleitenden Bemerkungen überhaupt, gelten übrigens wiederum nur von dem den Chinesen eigenthümlichen Götzendienst, nicht von dem fremden bei ihnen eingewanderten Buddha-Cultus, über dessen Verknüpfung mit chinesischer Weise wir besonders reden müssen.

Schon sind manche einzelne Stellen aus den Schriften der Chinesen, welche auch partheiische Lobpreiser des chinesischen Alterthums als Beweise einer reinen Religiosität unter diesem Volke anzuführen nicht ermangelt haben.

Gott wird da mit dem Namen des Tien, „Himmels und höchsten Himmels“ bezeichnet, oder auch höchster Herr, Herrscher und Herr genannt. Von ihm wird gesagt: dem höchsten Herrscher und Herrn ist es eigenthümlich, den Menschen Erkenntniß der Wahrheit und Liebe zum Guten einzupflanzen, und ihnen zu verleihen, daß sie von der reinen Vernunft nicht abweichen. — Der Tien durchdringt alles, und weiß alles! Wie hoch, wie erhaben, und über Allem stehend ist Tien. Er ist die höchste Gerechtigkeit und Billigkeit, rein geistig, ganz vollkommen. Er hat keine Ohren, doch gibt es nichts, das er nicht vollkommen hörte; er sieht nicht mit Augen, doch ist nichts, das er nicht vollkommen schaute; nichts entgeht dem Tien, sey es in der Verwaltung des Staats, sey es in dem Leben der Völker. Auch im Innern der Häuser, auch in dunkeln Orten ist nichts vor

ihm verborgen, er durchforscht Alles, er prüft Alles, und hält über Alles sein Gericht. — Tien ist die Liebe und das Erbarmen selbst, darum schenkt er den Völkern tugendbegabte Könige.

So sind auch manche Ermahnungen zu wahrer und von Herzen gehender Innigkeit schön und ergreifend. Der Tugendhafte soll keinen Schritt thun ohne Religion; er soll, wenn er über andere herrscht, dann sein Werk am besten zu thun glauben, wenn sein Regiment nur dahin führt, daß das Volk den Tien anbetet. Religion heißt die Seele der Tugend des Yao, ihre Strahlen sind seine Weisheit, ihr Adel drückt ihm seine Hoheit auf, ihre Tiefe durchdringt seine Gedanken, und zeigt sich in seiner Nachgiebigkeit, seiner Demuth &c. Ohne Unterlaß soll man die Stimme der Religion hören. Wenn man seine Blicke vom Himmel ablenkt, so kommt das Aeussere und Innere des Menschen immer miteinander in Widerspruch. Das Herz des Menschen soll rein seyn, und die Opfer, welche man dem Tien weiht, müssen mit reinem Herzen dargebracht werden.

Schön ist das Lied des unmündigen Kaisers Tsching-wang im Schiking, welches nach der Bearbeitung Rückerts so lautet:

Gib Acht, gib Acht, der Himmel wacht,
Er wacht mit Macht, und nimmt in Acht!
So leicht ist seine Huld nicht zu erreichen,
Als schwer ist seiner Ahnung zu entweichen.

O sag nicht, er sey fern und hoch,
Er ist so nah, so nah uns doch,
Er hält von allen Seiten uns umfangen,
Und nirgends ist ihm unser Thun entgangen.

Ich bin ein unberathnes Kind,
Von Kräften schwach, von Einsicht blind,
Doch lernend will ich in die Jahre schreiten,
Und meines Namens künft'gen Glanz bereiten.

Ihr aber Fürsten all im Reich,
Die Ihr mir helfet allzugleich
Die Last der Herrschaft tragen, o verhehlet
Mir keine Tugend, die zum Mann mir fehlet.

Lobenswerth müssen wir auch den in den Schriften der Chinesen immer wieder und wieder eingeschärften Grundsatz finden: Tugend bringt Glück, Laster Unglück. Glück und Unglück sind wie der Schatten, wie das Echo, das eine des Guten, das andere des Bösen. Ebenso sind auch manche Aeusserungen Neuerer der reinen Wahrheit gemäß, so sagt z. B. der Kaiser Kanghi: Sich reinigen heißt nicht, wie man es jetzt nimmt, sich der Fleischspeisen enthalten; sich reinigen heißt, die Regungen seines Herzens regeln und seine Leidenschaften verbannen. Fasten und sich enthalten ist wohl ein gutes Werk, aber vorausgesetzt, daß die ernste Absicht dabei sey, sein Herz zu bessern, wie es die Alten thaten. Ein andermal: Es

gibt Kindern, die wissen, ich weiß nicht, welche Geister alle zu verehren, die Kniee zu beugen vor ihrem Fo, Altäre in ihren Häusern den Pu-sa's zu errichten und Wohlgerüche vor dem Tuti zu verbrennen, und wissen nicht, daß sie in ihrem Hause einen alten Vater haben, eine alte Mutter, die ihre lebendigen Pu-sa's und Tuti's sind. O Thorheit! So sagt eben dieser Fürst von sich selbst: Wir, die wir täglich den Rosenkranz Fo's in die Hand nehmen, verbinden, wenn wir die Kügelchen beim Gebet abrollen, mit dieser Handlung immer die Absicht, uns zum Guten zu entschliessen; ohne das, was könnte das Beten des Rosenkranzes helfen? . . . .

Bei solchen vereinzelten Aeusserungen dürfen wir jedoch nicht stehen bleiben, wenn wir das Wesen der chinesischen Religionsweise beschreiben wollen. Genauer tritt uns dieses entgegen in dem von der Regierung zu Peking für den Hof und die Staatsbeamten in den Provinzen entworfenen Ritual der gottesdienstlichen Gebräuche und Ceremonien, worin zwar im Einzelnen die Weise des Alterthums verändert seyn mag, im Ganzen jedoch nichts anderes als das System der alten Chinesen sich darstellt. Hier werden als Gegenstände der Verehrung der Ordnung nach aufgezählt: 1) der Himmel, 2) die Erde — beide durch den Titel kaiserlicher Himmel, kaiserliche Erde geehrt — 3) der große Tempel der Ahnen. Dieser Titel ist gebraucht, um all die in dem Tempel den Manen der verstorbenen Kaiser der gegenwärtigen Dynastie geweihten Tafeln zusammenzufassen. Dieß sind die drei Hauptgegenstände der Anbetung, welchen die

höchste Ehrfurcht gezollt wird, ohne daß zwischen ihnen selbst eine Abstufung hinsichtlich des Grades der Devotion, die ihnen gewidmet werden muß, Statt fände. Dem Himmel, der Erde, den Ahnen, dann noch den Göttern des Lands und des Korns, d. h. den besonderen Schutzgöttern der einzelnen Dynastie werden die großen Opfer dargebracht. — Die mittleren Opfer kommen zu: der Sonne, dem großen Licht; dem Mond, dem Licht der Nacht, den Ahnen der Kaiser und Könige der ältern Zeiten; dem Confuzius, dem alten Lehrer; dem Sinnung, dem alten Beschützer des Feldbaues; dem Sintsan, dem alten Beschützer der Seidenweberei; dann den Geistern des Himmels; den Geistern der Erde; dem Geist des vergangenen Jahrs.

Die kleinen Opfer gebühren dem alten Beschützer der Heilkunst, zusammt den unzähligen Geistern aller abgeschiedenen Wohlthäter der Menschen, treuer Staatsbeamten, ausgezeichneter Gelehrten, Märtyrern der Tugend ꝛc.; den Sternen des Himmels, den Wolken, dem Regen, den Winden, dem Donner; den fünf großen Bergen Chinas; den vier Meeren; den vier Flüssen; den berühmten Hügeln; den Kriegsfahnen und Bannern; dem Geist der Heerstraße, auf welcher eine Armee zieht; dem Geist der Geschütze; den Geistern der Thore; der Königin des Grund und Bodens; dem Nordpol; u. s. w. u. s. w. u. s. w.

Die Opfer, welche diesen Göttern dargebracht werden, können nur von dem Kaiser selbst, oder von den von ihm beorderten Unterkönigen und den andern Staats-

beamten erwählt werden. Dabei darf ihnen aber kein Verbrechen gesetzlich zur Last fallen; noch dürfen sie in tiefer Trauer um einen Verstorbenen stehen. Für die großen Opfer müssen sie sich durch Waschungen, Wechsel der Kleidung, Gelübde und dreitägiges Fasten vorbereiten, während dessen sie kein Urtheil über Verbrecher sprechen, bei keinem Fest anwesend seyn, keine Musik hören, nicht bei ihren Weibern wohnen, sich nicht um Kranke erkundigen, oder über Todte klagen, und keinen Wein, keinen Zwiebel, Lauch oder Knoblauch genießen dürfen. Denn Krankheit und Tod befleckt, Essen und Schmausen zerstreut das Gemüth, daß es unfähig wird, mit den Göttern in Verkehr zu treten. Für die blutigen Opfer werden gewählt: Kälber, Stiere, Schaafe und Schweine. Sonst werden namentlich Seidenzeuge dargebracht. Die Opferthiere werden sorgfältig ausgewählt, und eine bestimmte Zeit hindurch vor der Feier gereinigt.

Wie es scheint, ist es bei diesen Opfern wesentlich darauf abgesehen, daß das Fleisch, nachdem es auf den Altar niedergelegt und der Gottheit dargebracht worden ist, den hungrigen Theilnehmern des Festes vorgesetzt werden kann, welche nach dreitägigem Fasten sich gerne hieran erlaben. — Was die Zeiten für die Opfer betrifft, so wird dem Himmel am Tag der Wintersonnenwende; der Erde am Tag des Sommersolstitiums geopfert; auch die übrigen Feste haben ihre bestimmten Tage; die für solche Feierlichkeiten erwählten Orte aber sind Tempel, wohin sich der Kaiser oder seine Beamten jedesmal in geschmücktem Zug begeben. Die Ceremonien bei diesen

Feierlichkeiten bestehen namentlich in Bücklingen, Kniebeugungen, und Niederstoßen des Kopfes zur Erde; doch ist der Kaiser von letzterem ausgenommen, indem er hie für nur Beugungen zu machen hat. Bei der Kaiser — wird uns von einer solchen Feier zu Ehren des Himmels erzählt — zum Beginn die drei Kniebeugungen und die neun Bücklinge vor der Tafel, welche den erhabenen Himmel repräsentirt, gemacht, und den Weihrauch verbrannt; so bringt er ein Stück Atlas herbei, auf welchem er alle seine guten und bösen Handlungen während des Jahrs aufgeschrieben hat; diesen Atlas legt er nun, mit dem Wein als Spende, vor die Tafel des Himmels, dann kniet er nieder und betet; auf gleiche Weise wird, nachdem auch vor die Tafel der Ahnen eine solche Schrift gelegt worden, gekniet und gebetet. Nachdem das Gebet zu Ende ist, erhebt er sich, spendet den Wein, dann liest er mit leiser Stimme oder blos mit den Augen die Schrift ab. Kommt ein Fehler von ihm vor, so bezeugt er Reue darüber, gelobt sich zu bessern, und bittet den Himmel dazu um seinen Beistand. Dann dankt er ihm für die das Jahr über von ihm empfangenen Wohlthaten, die Siege, die reichen Erndten, den Frieden, häusliches Glück u. s. w., und bittet um ferneren Schutz. Wenn die Schrift verlesen ist, so wird sie in ein Gefäß gethan und zu Asche verbrannt; hiemit endigt das Fest, bei welchem das viele Kommen und Gehen, das sich Niederwerfen und Aufstehen, das zum Altar hinauf- und herabsteigen und dgl. für den Kaiser ziemlich beschwerlich ist.

In allem diesem handelt der Kaiser als der oberste Priester des Volks, oder verrichten die Staatsbeamten die Ceremonien in seinem Auftrag, dem Volk aber ist bei schwerer Strafe untersagt, solche gottesdienstliche Handlungen zu vollziehen. Wenn eine Familie von Privaten die Ceremonie der Verehrung des Himmels und des Nordsterns verrichtet, und Lichter für den Himmel und auch 7 Lampen für den Nordstern anzündet, so soll dieses als Entweihung dieser heiligen Gebräuche und als Beleidigung der himmlischen Geister angesehen werden, und die betreffenden Personen sollen 80 Streiche empfangen. Dagegen ist das Volk hauptsächlich auf die ihren verstorbenen Voreltern zu bezeugende gottesdienstliche Verehrung und auf den Cultus angewiesen, welchen sie den Götzen widmen, die sie sich insbesondere als Schutzgötter erwählt haben. In letzterer Hinsicht sieht übrigens die Regierung nicht gerne, daß das Volk, seyen es nun Soldaten oder Bürger, ihre Götzenbilder, in festlichen Schmuck, mit lärmenden Instrumenten, Trommeln und Kesseln im Aufzug begleiten, und zu ihren Ehren Opfer darbringen oder andere feierliche Gebräuche vollziehen. Wer ungesetzliche Versammlungen dieser Art veranlasse, oder sie leite, soll 100 Streiche empfangen und wo ein angesehener Einwohner eines Distrikts der Regierung keine Anzeige von solchen ungesetzlichen Zusammenkünften mache, von welchen er doch Kenntniß habe, soll er 40 Streiche empfangen. Doch sollen durch diese Verbote die regelmäßigen und gewöhnlichen Zusammenkünfte des Volks zur Anrufung der Geister der Erde im Frühling oder zur Darbringung des

Landes gegen sie im Ganzen [illegible] Störung erleiden. Auch scheinen die Gesetze [illegible] überhaupt nicht streng gehandhabt zu werden, oder kann das Volk leicht von den Beamten Gestattung solcher Festlichkeiten unter ihrer Beaufsichtigung erlangen, da es etwas Gewöhnliches ist, daß an den Geburtstagen der Götzen, oder bei andern Gelegenheiten feierliche Prozessionen zu den Tempeln angestellt, die Götzenbilder geschmückt durch die Straßen getragen, und mit Musik, Fahnen, Laternen u. s. w. von Alt und Jung begleitet werden. In den Städten haben die verschiedenen Straßen und Gilden ihre besonderen religiösen Feste, welche sie mit Illuminationen, Freudenfeuern, Gesängen und Theaterspielen begehen. Ebenso scheint es, sind in Zeiten der Noth dem Volk auch besondere öffentliche religiöse Uebungen gestattet oder werden doch nachgesehen. So war z. B. im Jahr 1799 in der Provinz Szetschuan eine große Dürre Veranlassung, daß das Volk die Götzenbilder, denen man am meisten zutraute, auf die Berge brachte, und täglich zu ihnen wallfarthete. Nackt bis auf die Schuhe zogen sie oft Meilen weit in der brennendsten Sonnenhitze, den glühenden Boden unter ihren Füßen, alle 3 — 4 Schritte sich zur Erde niederwerfend, bis sie zu den Götzenbildern kamen. Wohl einen Monat setzten sie dieses fort, da es aber keinen Regen gab, so brachten sie die Götzen in der Stille und ohne Ceremonien zurück. Doch ist die Regierung auch solchen Dingen nicht hold, sondern hat in anderen Fällen die Wallfarthen bei Strafe verboten: Es sey das nur ein Verlust an Zeit und Geld, werde den Sitten nach-

theilig [illegible] Vorwand zu ungesetzlichen Verbindungen hierbei bleibt, daß jedem gestattet ist, sich nach Gutdünken einen Hausgötzen zu erwählen, indem nur öffentliche Feierlichkeiten oder die Verrichtung gewisser Ceremonien beschränkt sind; solche Götzen werden dann täglich durch Anzünden von Goldpapier, Lichtern und Weihrauch oder durch andere Opfer geehrt. Und das Verzeichniß der Ceremonien, welche bei solchen Gelegenheiten, noch mehr aber bei Hochzeiten, oder bei Leichenbegängnissen verrichtet werden müssen, ist unglaublich groß.

Besonders charakteristisch für die Chinesen aber ist die Verehrung der Verstorbenen. Zweimal im Jahr, im Frühling und im Herbst besuchen die Chinesen die Gräber ihrer Väter. Besonders wird im Frühjahr den heiligen Gebräuchen mit vieler Sorgfalt abgewartet. Denn wie sie glauben, hängt die Wohlfarth der Einzelnen und der Familien in's Ganze von der Beschaffenheit des Grabes der Eltern ab, wie es gelegen ist, ob es trocken oder feucht, ob es gut unterhalten ist u. s. f. Daher muß bei diesen Besuchen nachgesehen werden, ob die Grenzen der Gräber nicht von andern beeinträchtigt worden sind, ob das Grab nicht verfallen ist u. s. f. Wenn nun große Verwandtschaften, welche von den gleichen Voreltern abstammen, in einiger Nähe beisammen wohnen, so erscheint eine große Menschenmenge bei dem Grab, um die heiligen Gebräuche zu verrichten. Da kommen Reiche und Arme; selbst Bettler erscheinen, um an dem Grabe zu knien und anzubeten. Wer dieses unterläßt, verstoßt gegen das allgemeine sitt-

liche Gefühl, und verletzt seine kindlichen Pflichten. Ja das Gesetz befiehlt selbst denen, welche einer ausländischen Religionsweise anhängen, wie die Buddhisten; sie müssen auf die gleiche Weise ihren Voreltern opfern, wie dieses durch das Gesetz dem übrigen Volke vorgeschrieben ist. Die Wichtigkeit, welche man dem Grab der Eltern gibt, ist so groß, daß, wenn die Männer gerade von ihren Familien abwesend sind, die Weiber hingehen und die Gebräuche vollbringen, denen doch sonst die Theilnahme an jedem öffentlichen Gottesdienst wie an andern öffentlichen Zusammenkünften untersagt ist.

So treffen oft 2—3000 Mitglieder einer Sippschaft zusammen, und sammeln sich in der Halle der Vorfahren. Schweine und Schafe werden geschlachtet, und alle Spenden und Opfergaben in Ueberfluß in Bereitschaft gesetzt. Jetzt geht die Prozession von der Halle zu den Gräbern, mit dem höchsten Pomp, welchen der Rang der leitenden Person zuläßt, mit Fahnen, weheuden Inschriften, lärmenden Instrumenten. Alle Anwesende, alte und junge, sind in ihre besten Kleider gekleidet. So bringen sie die Opferthiere und den Wein für die Spenden zu der heiligen Stelle, und ordnen die Feierlichkeit an. Einer der Anwesenden vertritt die Stelle des Priesters, ein anderer ist als Ceremonienmeister thätig. Zwei von untergeordneter Charge sind diesem zur Unterstützung. Einer ist bestellt, das Gebet zu lesen, und überdieß ist da eine Bande Musikanten, Trommler ꝛc.

Ist alles bereit, so steht der ganze Haufe stillschweigend, bis der Ceremonienmeister mit lauter Stimme aus-

ruft: Laßt die Männer, welche ihre Verrichtung haben, in ihre Plätze treten! was auch unmittelbar geschieht. Nun folgt die weitere Ceremonie:

Der Ceremonienmeister: Es spiele die sanftere Musik! Die sanfteren Instrumente werden jetzt gespielt.

Der Ceremonienmeister: Kniet nieder! Dieses thut der Priester; und hinter ihm kniet die Versammlung, nach der Ordnung die Alten und Vornehmern, dann die Kinder und Enkel, indem sie gegen das Grab schauend einen Halbkreis bilden.

Ceremonienmeister: Opfert den Weihrauch! Die Diener nehmen 3 Stücke Weihrauch und übergeben sie dem Priester. Dieser steht auf, verbeugt sich gegen das Grab, und stellt eines der Stücke in ein Weihrauchgefäß, welches vor dem Grabstein steht. Dieses wird dann zum 2ten und 3ten Mal wiederholt.

Ceremonienmeister: Stehet auf! Der Priester und die Anwesenden erheben sich.

Ceremonienmeister: Kniet nieder! Der Priester mit Allen wirft sich auf die Knie.

Ceremonienmeister: Stoßet den Kopf gegen den Boden! Alle beugen sich vorwärts, stützen sich auf die Hände, und stoßen den Kopf gegen die Erde.

Ceremonienmeister: Noch einmal stoßet den Kopf gegen den Boden! Dieß geschieht.

Ceremonienmeister: Zum dritten Mal stoßt den Kopf gegen den Boden! Dieß geschieht; worauf er weiter fortfährt: Stehet auf, kniet nieder, den Kopf zur Erde, bis

die 3 Kniebeugungen und die 9 Prostrationen vollbracht sind. Dieß geschieht auf die nämliche Art, wie man diese höchste Ehrenbezeugung gegen den Kaiser oder bei der Anbetung der höchsten göttlichen Gewalten, des Himmels und der Erde, verrichtet. Wenn dieses zu Ende gebracht ist, so schreitet die Feierlichkeit weiter fort.

Ceremonienmeister: Fallet nieder! Alle berühren mit den Knien, den Händen und der Stirne die Erde.

Ceremonienmeister: Leset das Gebet! Der Leser nähert sich der Vorderseite des Grabes; in seiner Hand ein Stück weißes Papier haltend, auf welchem eine von den Gebetsformeln für die Opfer niedergeschrieben ist. Diese Formeln sind meist so ziemlich dieselben und unterscheiden sich nur wenig von einander nach den besonderen Wünschen der jedesmaligen Leser. In dieser Formel ist der Name der Familie, welche anzubeten und das Opfer darzubringen gekommen ist, und die Zeit, wann es geschieht, angegeben. Die Schatten werden gebeten, herabzusteigen und das Opfer zu genießen, und angerufen, allen ihren Nachkommen Schutz und Glück zu verleihen, daß sie geziert werden möchten durch die Auszeichnungen der Beamtenwürde, Reichthum und Ehre erlangen, und die Familie niemals erlösche, daß durch Hülfe der Seelen im Schattenreich die abgeschiednen Geister und die auf Erden Lebenden mögen glücklich und glorreich seyn über 10,000 und aber 10,000 Jahre.

Wann das Gebet zu Ende ist, ruft der Ceremonienmeister: Bringt dar das Gold und die Kostbarkeiten! Worauf einer von den Dienern dem Priester Goldpapier

überreicht, welches dieser unter Verbeugungen gegen das Grab vor demselben niederlegt.

Ceremonienmeister: Es beginne die volle Musik! Jetzt werden die Kessel und Trommeln geschlagen, Trompeten geblasen, und ein möglichst großer Lärmen gemacht.

Ceremonienmeister: Zündet an das Gold, Silber und die Kostbarkeiten! Die Knaben und Kinder zünden das Goldpapier an, feuern Schwärmer und Raketen ab u. s. f., womit die große Ceremonie endigt und der Opferschmaus, dieser wesentliche Theil der Festlichkeit, beginnt. Die gebratenen Ferkeln, der Reis, das Geflügel, die Fische, die Früchte und die Getränke werden zu der Halle der Ahnen zurückgebracht, wo sich die ganze Versammlung nach Alter und Rang niedersetzt, zu essen, zu trinken und zu spielen. Die Vornehmen besprechen sich über die Baulichkeit der Halle, und andere Ehrenpunkte der Familie, die jungen Leute zechen und fordern einander zum Trinken heraus. Einige ziehen heimwärts mit einem oder ein paar Stücken von dem Götterfleisch, andere bleiben, bis sie taumeln und sich untereinander schlagen und die Nacht der Unterhaltung ein Ende macht.

Die, welche keine Ahnenhalle besitzen, verzehren ihren Opferschmaus auf dem Grund neben den Begräbnissen, und die Armen ahmen die Vornehmern in ehrerbietiger Entfernung nach. Wenn sie auch keine Halle, keine Procession, keine Musik haben, so fehlen doch die 3 Arten des Opfers nicht: ein Schwein, eine Gans, ein Fisch, einige Früchte und etwas geistiges Getränk — denn bei allen diesen Gelegenheiten werden gebrannte Wasser ge-

braucht. Diese Opfer werden vor dem Grab dargebracht, und das Niederknien und sich Niederwerfen vollzogen, wobei das Gebet um den Beistand der Seelen der Ahnen verrichtet wird zur Erlangung von Reichthum und Glück für die gegenwärtige und alle künftige Generationen.

Daß dieser Ahnendienst dem Wesentlichen nach in China von den ältesten Zeiten her besteht, wenn auch die feierliche Anbetung an den Gräbern selbst erst nach Confuzius aufgekommen ist, ist aus vielem einleuchtend. Von den ältesten Zeiten her wurden unter dem Namen Schen und Scheng den guten Geistern aller Ordnungen, unter welchen namentlich auch die abgeschiedenen Rechtschaffenen begriffen waren, zugleich mit dem Tien Opfer gebracht. Und der Schiking ist voll Anrufungen und Gebete an die Verstorbenen. So betet der junge Kaiser Tschingwang zu seinem Ahnherrn und Großvater Wenwang († a. 1122 vor Christo):

Des Himmels Leitung ist verborgen,
Sein Rath ist hoch und wunderbar.
Wenwang entrückt den ird'schen Sorgen
Vom Himmel nieder blickt er klar.
Er blick' an jedem Morgen
In's Herz mir immerdar!

O daß des Ahnherrn Gunst mir bliebe!
Daß mir sein Beispiel leuchte vor!
Daß seine Weisheit, seine Liebe
Nicht unter mir sein Land verlor;
O daß durch mich es triebe
Zu höherm Flor empor!

Von derselben Familie ist im Schiking ein anderes Opfergebet.

Wir opfern die Rinder,
Die Schafe nicht minder,
Wir beten und hoffen,
Der Himmel sey offen.

Die Herrschaft, die uns
Wenwang hat gegründet,
Die Regel des Thuns
Die er uns verkündet;

Die Herrschaft wir üben
Mit rechtem Gericht,
Und lassen nicht trüben
Das lautere Licht.

Wir haben gemieden,
Was er uns gebot;
Drum herrschet der Frieden
Und weichet die Noth.

Der Gründer des reinen
Geschlechtes, Wenwang,
Geleite der Seinen
Gesegneten Gang!

Ein ähnliches Lied auf Hiu, den Stifter des Ackerbaus, heißt:

Hiu, von dessen Hand wir haben
Diese Gaben,
Die uns tränken, die uns speisen,
Der uns alles, was den Frieden
Schmückt, beschieden,
Hiu im Himmel ist zu preisen.

Hiu, der sein Geschlecht gegründet
Und verbündet,
Kunst und Sitten es gelehret,
Himmels oberster Beamter,
Von gesammter
Enkelschaar sey er geehret!

Jener Waizen, jene Gerste,
Die der erste
Hiu gepflanzt hat unterm Himmel,
Nährt ohn' Unterschied des Landes
Und des Standes
Aller Erde Volksgewimmel.

Und soweit als Körner sprossen,
Aehren schoßen,
Wachse Recht und blühe Milde!
Hiu im Himmel sey gepriesen,
Welcher diesen
Flor gebracht dem Reichsgefilde!

Auch aus den im Tschungyung vorkommenden Ideen sieht man, wie sehr diese Vergötterung des Menschen den ganzen Gedankenkreis der Chinesen beherrscht. Der Mensch, wird da gesagt, ist unter allen Wesen das einzige, welches Verstand zur Unterscheidung hat. Während das erste Glied des Alls der Himmel ist mit seinem im Lauf der Gestirne sich abspiegelnden Gesetz, das zweite Glied die Erde mit Wasser, Feuer, Metallen, Winden, Donner, Regen und allen ihren Erzeugnissen, so tritt der Mensch als das dritte Glied auf, unter allem Lebendigen allein mit dem Erkenntnißvermögen begabt, und mit der Fähigkeit zum Guten oder Bösen ausgerüstet. Als dieses wesentliche Glied im All greift er darum auch nothwendig ein in das Bestehen des Ganzen. Bleibt er in der rechten Mitte, regelt er durch die Vernunft die Leidenschaften, so ist Gleichgewicht im Ganzen, und der Mensch wirkt in Gemeinschaft mit dem Himmel und der Erde zur Erhaltung und Beschützung der Dinge in ihrem Daseyn. Der Zustand der Vollkommenheit des Alls wird erreicht. Aber durch die Sünde des Menschen, und sein Abweichen von der rechten Mitte wird das Gleichgewicht im Leben des Weltalls gestört. Der Lauf der Gestirne, die Jahreszeiten, der Vögelflug, die Witterung gerathen in Unordnung, wenn aus des Menschen Brust das rechte Maaß verschwunden ist.

Diesen Ideen ist nun völlig gemäß, was von der Stellung des Kaisers, gegen den Himmel und gegen das Volk gesagt wird. Denn der Kaiser heißt ein Sohn des Himmels, ein Abbild und Stellvertreter desselben auf

Erden. Als solchem wird ihm eine Verehrung gezollt, welche sich von der den Göttern gewidmeten der Form nach nicht unterscheidet. Manche von den Götzen dürfen nur den Sankou oder dreimaliges Niederstoßen des Kopfs zur Erde während einmaligem Niederknien ansprechen, andere stehen einen Grad höher, und werden durch den Lukou oder 2maliges Niederknien mit je dreimaligem Niederstoßen des Kopfs geehrt. Der Kaiser aber und der Himmel erhalten den Sankweikiukou oder dreimaliges Niederknien mit je dreimaligem Niederstoßen des Kopfs.

Als dem Sohn des Himmels liegt dem Kaiser ob, das Volk durch Wohlthaten zu beglücken, wie dieses das Werk des Himmels ist zu Gunsten der Menschen. Zugleich aber haben seine Fehler die Folge, daß sie immer unmittelbar eine Unordnung in der Natur nach sich ziehen, welche durch Fasten und Buße wieder gesühnt wird, wie auch selbst die niedrigen Beamten Unglücksfälle in ihren Distrikten sich zuschreiben. So oft seit den 60 Jahren, daß ich auf dem Thron bin, sagt der Kaiser Kanghi, ein Erdbeben, eine Dürre, oder eine Ueberschwemmung war, habe ich immer alle Fehler, deren ich mich schuldig gemacht haben könnte, geprüft, und alsbald verschwand das öffentliche Unglück. Welches Unglück, oder welche Züchtigung der Himmel auch über uns verhängen mag, nur nicht verzweifelt! in sich gegangen, seine Fehler erkannt, sie bereut, sich gebessert, und sofort wird das Unglück in Glück verwandelt werden! So achtet sich ein Kaiser Chinas für einen Herrn der Natur, dessen einzelne Handlungen unmittelbar von bestimmten

Wirkungen in dem Lauf der äusserlichen Dinge begleitet sind? Doch sind, wie natürlich, solche Bußübungen der kaiserlichen Majestät auch mit verschiedenen Ceremonieen und Opfern zu Ehren der Götter verbunden; aber auch dabei zeigt sich die Menschen-Vergötterung auffallend. Wenn z. B. eine Landplage, wie Mangel an Regen, das Volk drückt, so werden zuerst den 5 Bergen, den 4 Meeren und 4 Flüssen Opfer gebracht. Regnet es dann in 7 Tagen nicht, so opfert man den Geistern des Ackerlandes. Hilft auch dieses nicht, so wendet man sich alsdann an die Ahnen des Kaisers; zuletzt erst, wenn alles dieses vergeblich war, geht man den Himmel selbst um Hülfe an, in Gemäßheit der Ordnung, wonach die Ahnen über die Geister der Erde und der Wasser und in die nächste Verbindung mit dem Himmel gestellt sind. — Wenn aber der Kaiser und seine Ahnen nebst den Stiftern des Reichs, Yao, Schun u. s. f. vor allen andern Menschen ausgezeichnet werden, so steht unter der großen Schaar der übrigen vergötterten Personen, welche allgemeine Verehrung genießen, Confuzius der Weise oben an. Ihm zu Ehren ist in allen den vielen Schulen im Lande eine Gedächtnißtafel aufgestellt, mit der Inschrift: »Der Lehrer und das Vorbild für 1000 und aber 1000 Zeitalter.« Vor dieser Tafel steht ein kleiner Altar, auf welchem fortwährend Lichter brennen und Weihrauchdampf aufsteigt; und so oft der Knabe in die Schule eintritt, beugt er zuerst vor dieser Tafel sein Knie und bringt dem Confuzius seine Ehrfurcht dar. Die Zahl der Tempel, welche ihm im Reiche geweiht sind, gibt man zu 1560 an. In die-

sen werden, wie ein chinesischer Schriftsteller berechnet hat, zu Ehren des Weisen jährlich blos bei den 2 Festen im Frühling und im Herbst zusammen 6 Stiere, 27,000 Schweine, 5,800 Schaafe, 2,800 Hirsche und 27,000 Kaninchen, im Ganzen 62,606 Thiere geopfert und 27,600 Stück Seide dargebracht. Hiernach können wir einigermaßen den Aufwand ermessen, welchen die Nation bei ihren zahllosen Götzen für deren Dienst zu machen hat. In Canton allein soll die Ausgabe für die 124 Tempel, welche die Stadt zählt, nach mäßiger Schätzung jährlich 3 Millionen Gulden betragen, ebensoviel, wird angenommen, erfordern jedes Jahr die jährlichen, monatlichen und halbmonatlichen Feste, nebst den täglichen Gebräuchen. Unter den Leuten, welche von dem Götzendienst ihre Nahrung haben, rechnet man in der Provinz Kuangtung allein ungefähr 400 Personen, welche Götterschreine verfertigen, mehr als 10,000 Wachskerzenmacher, mehr als 10,000 Weihrauchstöckearbeiter, und etwa 2000 Personen, welche das Goldpapier bereiten.

Nach diesen Angaben erscheint die von Reisenden öfters ausgesprochene Behauptung: die Chinesen seyen gegen alle Religion sehr gleichgültig und abgestumpft, wenigstens in dieser Allgemeinheit aufgestellt, nicht gerechtfertigt, während man allerdings im Voraus wird annehmen müssen, daß bei einer soweit gehenden Vielgötterei weder das Gefühl für das Heilige und Göttliche überhaupt gedeihen, noch dem einzelnen Götzen, welcher seine Verehrung mit so vielen andern theilen muß, eine besondere Liebe zugewendet werden kann. Als Beweis für

obige Behauptung hat man angeführt, daß die Tempel häufig zu den verschiedenartigsten Zwecken benützt, z. B. sehr oft als Herbergen oder als Schauspielhäuser gebraucht werden. Hiebei wäre wichtig zu wissen, welche Arten von Tempel gemeint sind, indem man nicht wohl an solche Tempel denken kann, in denen die Staatsbeamten ihre Opfer darbringen und den öffentlichen Cultus an Festtagen vollziehen; wogegen es nichts sehr auffallendes haben kann, wenn ein irgend einer Gottheit geweihter Raum von andern auch zu andern Zwecken gebraucht und namentlich von Staatswegen in Anspruch genommen wird. Auch ist zu beachten, daß die Chinesen die höchsten Gottheiten nie bildlich darstellen. In dem Tempel des Himmels und in dem der Erde ist die Tafel mit ihrer Inschrift das einzige Sinnbild der höchsten Gottheit. Hinsichtlich der anderen Gottheiten dagegen erhält ein Heiligthum in China jedenfalls nicht durch die größere oder geringere Schönheit der Abbildung des Götzen eine höhere oder niederere Weihe, wie dieses bei den Griechen oder Römern öfters der Fall war, da die Chinesen diese Art von Kunstsinn nie gezeigt haben. Diese beiden Umstände aber können mit dazu beitragen, daß die einzelnen heiligen Gebäude bei den Chinesen im Allgemeinen minder hochgehalten werden. Doch sind die schwersten Strafen darauf gesetzt, wenn jemand, sey es absichtlich oder selbst unabsichtlich die zum öffentlichen Cultus bestimmten Altäre, Erdhügel oder Terrassen u. s. f. beschädigt, oder auf den Gräbern der erhabenen Ahnen Vieh waidet oder Holz haut, oder den Pflug über sie führt.

Daß in China den Weibern, wenige Fälle ausgenommen, streng untersagt ist, bei öffentlichem Cultus in den Tempeln zu erscheinen, ist bereits oben berührt worden. Dieses Verbot gab öfters Veranlassung zu harten Anklagen gegen die katholischen Christen in China. Nicht nur daß Männer und Weiber sich untereinander in den Kirchen versammeln, sondern sie haben auch eine Art dunkler Kammer, wo Männer und Frauen zusammenkommen, und halblaut zusammenreden, was sie dann Beichten nennen; dieß sey über das Maaß heillos und nicht zu dulden! Wie ernstlich dieser Gegenstand behandelt wird, sehen wir aus einer Vermahnung über die Pflichten des Weibes, welche der Kaiser Kienlung seinen Mandschuren gab, bei denen, wie es scheint noch etwas freiere Sitten herrschten, als bei den Chinesen. Hier wird unter anderem eingeschärft: Keine Frau eines Mandschuren soll künftig, unter welchem Vorwand es auch sey, einen Miao (Tempel) betreten, wie überhaupt ohne dringende Noth ihr Haus nicht verlassen. Wenn die Weiber zu den Gräbern der Ahnen gehen, den Todten ihre Schuldigkeit zu bezeugen, so sollen sie vor Sonnenaufgang aus der Stadt gehen, und ihre männlichen Angehörige, Väter, Männer, Brüder, Söhne sollen darauf halten, daß dieser Befehl streng vollzogen werde. Die Häupter der Banner und die obersten Befehlshaber sollten die Männer, welche nicht über ihre Weiber wachen, züchtigen, indem die Polizei den Auftrag erhielt, jede Frau, die dennoch die Miao beträte, festzunehmen und einzusperren, bis einer aus ihrer Familie sie reklamirt und die Strafe für seine Nachlässigkeit erduldet habe.

hienach werden die Weiber beinahe gänzlich auf den Cultus in den Häusern beschränkt, wo, wie in den Hallen der Ahnen, Täfelchen mit der Inschrift: „Sitz der Seele oder des Geistes von diesem und diesem“ und die Hausgötter aufgestellt sind, welche sich die Familie erwählt hat, und welche der Hausvater als Priester bedient.

Wenn sich, wie aus dem Bisherigen erhellt, die Abgötterei des chinesischen Volks auf eine eigenthümliche von dem Götzendienst anderer Völker abweichende Art gestaltet hat, so blieb doch unsere Nation auch hinsichtlich der religiösen Verhältnisse nicht so losgetrennt von ihren Umgebungen, daß nicht schon frühzeitig ein fremder Cultus — die Buddha-Verehrung — hätte Eingang finden und sich in dem Reich stark ausbreiten können. Ein bedeutender Beweis, wenn es noch eines solchen bedarf, daß die Chinesen in ihrer Cultur und in ihrem Wesen nicht so isolirt dastehen, wie manche haben behaupten wollen.

Die Anzahl der Buddhisten in China ist sehr beträchtlich, obwohl der Meinung mit gutem Grunde widersprochen werden kann, als wäre der Buddhismus die Volksreligion in China. Im Jahr 1668 zählte man im Reiche an 350,000 Bonzen und in Peking allein 16,628. Auch findet man sowohl im Norden als im Süden des Landes viele Buddha-Tempel. Zur Ausbreitung dieser Secte trug bei, daß manche Kaiser, auch wenn sie sich nicht öffentlich als Anhänger des Fo bekannten, diese Lehre doch begünstigten. Zuerst that dieß im Jahr 65 nach Christo der Kaiser Han-Mingti, welcher Priester des Buddha aus dem Westlande holen ließ, die die Bilder

des Fo auf feine Seide gemalt, und 42 Capitel der heiligen Bücher der Buddhisten auf einem weißen Pferd nach Loyang führten; trotz des Widerspruchs der Prinzen, der Großen und der Gelehrten des Reichs gestattete er, daß die Bonzen sich Proselyten sammelten und öffentlich dem Götzen Säulen errichteten. In späteren Zeiten waren mehrere Kaiser nicht minder entschiedene Begünstiger der Lehre. Besonders gilt dieß von den mongolischen Beherrschern, welche zu diesem Götzendienst übergetreten waren. In neuerer Zeit aber wird die Verbindung mit dem Hochland für die Kaiser ein Grund, die Religion, welche soviele Schüler unter den Bewohnern der unterworfnen Länder zählt, und ihren angebeteten Stifter aus Politik zu ehren.

Doch fehlte es auch von den früheren Zeiten her nicht an Verfolgungen der Hoschang oder Buddhisten in China. Man verjagte sie von ihren Tempeln, zog ihre Güter und Reichthümer ein, zerstörte ihre Heiligthümer und verbot dem Volk bei schweren Strafen, ihnen Unterhalt oder Wohnung in einer Familie zu gewähren. So ließ z. B. der Kaiser Utsong a. 845 in den Städten des Reichs mehr als 4600 und auf dem Land bei 40,000 Tempel und Pagoden dieser Secte niederreißen, 260,500 Bonzen und Bonzinnen aber ihren Familien zurückgeben. Aus dem Metall von den Götzenbilder wurden Geldmünzen geprägt, und die Materialien der Tempel verwendete man zur Herstellung und Ausbesserung der öffentlichen Gerichtshöfe. Solche Verfolgungen rührten theils von dem Eifer für die Lehren des Confuzius her, bisweilen

aber waren auch die Taoße die Ursache derselben, indem von den verschiedenen philosophischen und religiösen Partheien jede möglichst vielen Einfluß am Hof und beim Volk zu gewinnen, und daher immer die eine die andere zu verdrängen suchte, wobei, wenn auch die Buddhisten wie ein nicht auszurottendes Unkraut immer wieder hervortraten, die alte Lehre der Chinesen im Wesentlichen den Sieg behielt.

Die Chinesen setzen die Geburt des Buddha in das eilfte Jahrhundert vor Christo. Seine Heimath war das nördliche Indien; seine Mutter eine Königin. Frühzeitig zeigte er große Talente für die Wissenschaften, entsagte bald den Vergnügungen und Geschäften der Welt, und widmete sich als strenger Büßer einem beschaulichen Leben. In diesem Zustand, sagen seine Anhänger, seyen ihm himmlische Geister erschienen, als ein göttlicher Mensch habe er alle Versuchungen zum Bösen überwunden, und von Genien und Menschen erbeten, habe er sich endlich bewegen lassen, seine Lehre zum Heil der Menschen mitzutheilen. Ein Grundsatz in derselben ist, daß aus dem leeren Raum, als aus dem göttlichen Wesen, alles entstanden und alles in dieses ewige Nichts zurückzukehren bestimmt sey; denn die entstandene Welt sey eine Welt des Elends; nur wer durch unzählige Geburten hindurchgegangen, und als Mensch, als Thier, selbst als Ungeheuer und Höllengeschöpf geduldet, und unter solchen Büßungen sich selbst gereinigt habe, gelange zur Würde eines Heiligen, welcher auch für andere ein Mittler und Führer zur gleichen Seligkeit werden, und in

aufsteigenden Stufen sich zur Vereinigung mit dem ursprünglichen Nichts emporarbeiten könne. Ein solcher Heiliger war Buddha, und nach ihm, wiewohl auf untergeordneten Stufen, sind es seine Schüler. Darum ist es verdienstlich, diesen gereinigten Menschen, den Wiedergeborenen und Vergöttlichten, Gutes zu thun, sie haben, als die Priester, Gewalt über die Menge der Mitgeschöpfe, wer sich an sie hält, wird von den Qualen des Gebornenwerdens in dem Leib eines elenden und geplagten Thieres frei, und erlangt eine glücklichere Stufe. Verboten aber ist vor allem das Tödten irgend eines lebendigen Wesens, weil die Seelen früher Vorhandener in den Thieren jeder Gattung leben. Verboten wird jede böse Leidenschaft, Unreinigkeit, Eigennutz, Feindseligkeit, auch die Lüge, und gefordert, daß die Seele in reinen Gedanken lebend sich des Wohlthuns befleißige, Frieden unter den Menschen stifte und in unerschütterlichem Glauben an Buddha hänge.

Um den Glauben an sich zu stärken, hatte Buddha befohlen, daß nach seinem Tode ein Bild von ihm gemacht werde, und seine Verehrer ermangeln nicht, dasselbe allenthalben zur Anbetung aufzustellen. Gewöhnlich bilden sie ihn als Knabe ab, mit untergeschlagenen Beinen, dasitzend, die eine Hand auf das Knie herabhängen lassend.

Dieß ist der Fo der Chinesen, der Schakiamuni der Mongolen, der große Götze der Tibetaner, der Siamesen und Japanesen, dessen Dienst in China bei manchen vielleicht auch darum leichter Eingang fand, weil Leh-

ten wie die von Unterdrückung der Leidenschaften, von Reinigung der Seele durch ein beschauliches Leben u. dgl., selbst auch der Häng zum Einsiedlerleben den Chinesen zuvor schon nichts Fremdes waren. Bei andern mag die Leichtgläubigkeit und die Sucht nach Wunderbarem den Ausschlag gegeben haben, weil freilich die Diener Fo's reich an Erdichtungen und Fabeln aller Art von Geistern und Erscheinungen, Genien und Ungeheuern sind, und ihre Beschreibungen vom Ort der Seligen und dem Zustande der Unseligen der kräftigsten Phantasie die vollste Nahrung geben. Bei manchen endlich mag auch die Hoffnung, unter der Decke der Heiligkeit eines behaglichen Lebens zu genießen, die Veranlassung zur Annahme dieses Glaubens gewesen seyn, denn diese Bonzen sind erfinderisch in vielen Arten des Betrugs und der Gewinnsucht. Zudem konnte es für den Chinesen nichts Anstößiges haben, neben den vielen vergötterten Menschen, welche er anbetet, auch den Buddha zu stellen, oder, sofern Buddha als ein reiner Ausfluß des höchsten Wesens betrachtet wird, eine Combination zwischen Buddha, Tien und Tao zu versuchen. Im Ganzen jedoch ist die Secte der Buddhisten in China verachtet, ihre Priester sind meistens aus der Hefe des schlechtesten Pöbels genommen, und ihren Fortschritten ist durch den nüchternen und aufgeklärten Verstand gebildeter Schüler der Weisheit des Confuzius und durch den unter den Chinesen so fest eingewurzelten Sinn für nützliche Thätigkeit ein unübersteiglicher Damm entgegengestellt.

Ueberblickt man die verschiedenen Gestaltungen des Götzendienstes in China, die Anbetung des Tien, der Ahnen, der Hausgötter, der Berge, Flüsse, Winde &c. nebst dem Cultus der Buddhisten, und der, bereits früher erwähnten, mehr philosophischen Sekte der Taoße, so hat man ein grelles Bild einer bejammernswerthen Vielgötterei vor sich, in deren Kreisen sich neben der Masse der Ungläubigen und Gleichgültigen die großen Schaaren derer bewegen, welche von den Banden des finstersten Aberglaubens festgehalten, eine Beute der Betrüger, der Sterndeuter, der Beschwörer, der Wind- und Wettermacher, der Wahrsager und Zauberer sind. Wo man sich von vergötterten Naturkräften, oder von verstorbenen Menschen, die sich als Erfinder von Künsten oder als Besitzer von irdischer Macht oder als Leiter zu derselben berühmt gemacht haben, kein anderes als ein irdisches Glück erflehen kann, da darf man sich nicht wundern, wenn Eigennutz und Habsucht, Ehrgeiz und Hartherzigkeit ohne Maaß überhandnehmen, und wo die Götzen gegen Wahrheit wie gegen Lüge taub sind, da wird im Verkehr der Menschen die Wahrheit selten seyn. Doch hat der aus den alten Zeiten ererbte Götzendienst der Chinesen vor dem Cultus anderer Völker den Vorzug, daß derselbe Unzucht und Grausamkeit, die finsteren Begleiter so vieler Göttersysteme des Orients und Occidents, nicht begünstigt, daß durch die Einfachheit der Lehre thörichte Fabeln, wie sie sonst in der Regel mit jedem Götzendienst verknüpft sind, aus-

geschlossen bleiben, daß in der Anerkennung des Tien als höchsten Herrn die Idee Eines Gottes, als Regenten des Alls näher gelegt ist, und daß bei der eigenthümlichen Verbindung, in welcher die Schule des Confuzius mit dem Gottesdienst steht, Verbreitung moralischer Lehren unter der Nation eine wesentliche Folge des ganzen politischen wie religiösen Systems seyn muß, wenn gleich bei der Art, wie dieses geschieht, der Gehalt der unter dem Volk erweckten Moralität gegen wahre Sittlichkeit noch weit zurücksteht.

Selbst auch den Buddhismus, so abgeschmackt seine Lehre von der Seelenwanderung ist, und so anmaßend er seine Priester machen muß, können wir in sittlicher Hinsicht immer noch zu den besseren Arten des Götzendienstes rechnen, indem doch eine Richtung nach einiger Reinigung und Heiligung des Lebens in ihm sichtbar ist.

c) Der Kaiser und die Regierung.

In dem Bisherigen haben wir gesehen, wie viel Eigenthümliches unsere Nation in ihrer Sprache, ihrer Litteratur und Religionsweise hat. Nicht minder eigenthümlich ist auch die politische Verfassung und das Familienleben gestaltet, wovon wir jetzt der Reihe nach zu sprechen haben.

Häufig hat man die Staatsverfassung Chinas als einen unbeschränkten Despotismus und den Kaiser als den Herrn zahlloser Sclaven betrachtet, welche keine andere

Furcht kennen, als die Furcht vor ihm. Andererseits haben andere in der chinesischen Monarchie das Bild eines Urstaates finden wollen, wo der Herrscher auf patriarchalische Weise unter seiner großen Familie lebe. Gehen wir auf die ältesten Zeiten der chinesischen Geschichte zurück, so gewähren uns die Erzählungen von Yao, Schun und den andern Fürsten der frühesten Periode denselben Anblick, welchen uns die Annalen Roms in ihren Berichten über die ersten Könige geben. Man sieht in den Fürsten die Erfinder nützlicher Künste, Wohlthäter des Volks, muthige Führer, Retter aus allgemeinen Bedrängnissen. Aber mit der Regierung der Tschen a. 1122—248 vor Christo änderten sich die Verhältnisse. Unter ihnen hatten sich in dem Reiche eine große Zahl einzelner Fürstenthümer gebildet, welche zuerst nach Art von Lehnsherrschaften die Oberherrlichkeit des Kaisers erkannten, aus deren Mitte aber unter Verdrängung des kaiserlichen Ansehens allmählig unabhängig bestehende Königreiche hervorgiengen. In dieser Zeit gestaltete sich die Lage Chinas wesentlich anders. Die Zahl der Städte im Lande wuchs beträchtlich. Neben den nothwendigen Bedürfnissen trat Sorge für Luxus ein; die Reichthümer einzelner mehrten sich. Bei dem regen Wetteifer der einzelnen Staaten entfalteten sich die Kräfte des Volks; Dichter, Philosophen und Staatsmänner blühten und in dem gleichen Maaße stieg auch der Glanz, womit sich jetzt die Herrscher umgaben. Aus der Mitte der rivalisirenden Herrschaften erhob sich nach langem Kampfe Tsinschihoangtis Macht, a. 246 vor Christo, der als Despot

alles neben sich in Staub trat, dessen Streben zur Befestigung seiner Tyrannei dahin gieng, die Erinnerung an die alten Gebräuche, Rechte und Sitten, zusammt den Gelehrten, die hauptsächlich die Bewahrer des Alterthums waren, zu vertilgen. Aber bald folgte die Dynastie der Han a. 206 vor Christo, welche den Gelehrten gewogen war, und es ihrem Interesse gemäß fand, die ausgezeichnetsten Männer um den Thron zu sammeln, und ihrem Rath zufolge die Vorbilder des Alterthums im Regiment sich zur Nachahmung vorzustellen. Von dieser Zeit an erblicken wir in China die so eigenthümliche Verbindung des Gelehrtenstandes mit der Regierung, wobei, wie natürlich, die Richtung auf das Wissenschaftliche gegen die Förderung der Staatszwecke in Hintergrund treten und verschwinden mußte. Anderntheils aber erhielten hiedurch die Regenten eine Stütze, das Volk ein Bollwerk gegen Willkührherrschaft, da durch die sorgfältigste Ausbildung der Regierungs-Grundsätze und Formen der Verwaltung, sowie durch die beständige Berufung auf das geheiligte Alterthum dem Willen des Einzelnen ein Damm entgegengestellt wurde, an dessen eherner Festigkeit sich oft die Launen des Machthabers ebenso, wie die Wogen der Empörung brachen. Die lange Dauer des chinesischen Staates unter so manchen und großen Erschütterungen hat oft die Verwunderung des Forschers auf sich gezogen. Schwerlich wird man irren, wenn man eine wesentliche Ursache dieser Erscheinung in dem Genannten findet. So hat denn zwar der Kaiser das Eigenthum, die Freiheit, das

Leben des einzelnen Unterthanen in seiner Hand. Aber während andere Gewalthaber nur in den Schwertern ihrer Legionen ihre Hülfe, in den Beilen ihrer Trabanten ihre Stärke finden, sehen wir die Kaiser Chinas die Lehre des Confuzius als Stütze ihres Throns und Grundlage ihres Regiments anerkennen, sehen sie, wie Schinnung, Yao und Schun den Ackerbau und die Künste des Friedens begünstigen, wie diese dem Himmel, der Erde und den Ahnen opfern und sich in dem Gange der Verwaltung an die Formen halten, welche von alten Zeiten wirklich herstammen, oder doch den Ruhm der grauen Vorzeit haben. Selbst die fremden Eroberer, die Mongolen und nachmals die Mandschuren haben sich nach Chinas Sitten bequemt, und die Nachfolger Kanghis lassen sich's gefallen, daß, wie in den glücklicheren Zeiten Chinas, der Willkühr des Regenten das geheiligte Ansehen des großen Weisen, die religiöse Würde des Kaisers, die Zunft der Gelehrten, in deren Hand zugleich die Aemter des Staats sind, nebst den von altersher ererbten Gesetzen und Einrichtungen des Reichs beschränkend zur Seite stehen.

Diese Bemerkungen mögen vorerst dazu dienen, daß wir uns den politischen Zustand Chinas nicht in so trübem Lichte vorstellen, als es geschehen müßte, wenn uns blos das Bild eines ungehemmten Despotismus vorschwebte. Im übrigen ist das Verhältniß des Kaisers zu seinen Unterthanen je nach der Verschiedenartigkeit der seinem Scepter unterworfenen Völker ein sehr verschiedenes, und

nur im eigentlichen China zeigt sich der ganze Glanz seiner „Himmlischen“ Majestät.

So ist die Abhängigkeit Koreas von dem Reich nur eine sehr lose, und besteht darin, daß der König jährlich zwei Gesandtschaften nach Peking schickt, um den Kalender der herrschenden Dynastie entgegenzunehmen und die Huldigungsgeschenke zu überbringen, wofür er dann Gegengeschenke erhält. Der König hat das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen; der Kaiser aber bestätigt die Wahl des Thronfolgers, so wie die Ernennung einer Königin. Nach dem Tode des Königs erscheinen die kaiserlichen Gesandten in der koreanischen Residenz. Der Thronfolger empfängt auf den Knieen seine Belehnung und das Patent mit dem Titel: Reiches König. Hierauf macht er den Gesandten die festgesetzten Geschenke, und sendet seinen Minister nach Peking, welcher dem Kaiser die Huldigung bezeugt. Dagegen ist nun der König im Innern völlig unabhängig, und stellt selbst nur in der äußersten Noth einige Hülfstruppen. Ja nicht einmal dahin haben es die Mandschuren bringen können, daß sich die Koreaner das Haar auf tartarische Weise scheeren. In ähnlichem geringen Abhängigkeits-Verhältniß stehen auch die Lieu-khieu-Inseln.

Enger dagegen sind die Mongolen, Songaren, Bucharen und Tibeter mit dem Reich verbunden. Auch ihnen sind ihre eigenthümlichen Sitten und Gesetze, ihre Religion und Sprache geblieben; aber die Forderungen, welche an sie gemacht worden, sind viel bedeutender. Beträchtliche Schaaren der mongolischen Stämme waren an-

fänglich als Bundsgenossen der Mandschuren aufgetreten, und leisteten ihnen in allen ihren Kriegen Beistand. Was aber früher freier Wille gewesen war, ist jetzt Zwang, denn jetzt bilden ihre Horden einen wesentlichen Bestandtheil der chinesischen Kriegsmacht. Ihre Großen verstärken das Gefolge des Kaisers und sind gezwungen, theilweise sich an seinem Hof aufzuhalten.

Zugleich ist dafür gesorgt, daß chinesische Beamte unter diesen Völkerschaften wohnen, und da der Kaiser selbst sehr viele Viehherden in der Mongolei hat, so gibt ihm auch schon dieses in den Augen des Volks, dessen Reichthum in den Heerden besteht, Ansehen und Gewicht *). In der Bucharei sind chinesische Beamte namentlich auch für die Regulirung des Handels und Verkehrs mit dem Ausland so wie für Steuersachen und höhere Rechtspflege aufgestellt, auch halten die Mandschuren beträchtliche Besatzungen. — Dieses ist auch in Tibet der Fall, wo, wie wir bereits gesehen haben, neben dem Dalailama, die chinesischen Beamten die Leitung der Angelegenheiten in Händen haben.

Alle diese Provinzen stehen unter dem Departement für die äussern Angelegenheiten zu Peking; Korea und die Lieukhieu Inseln unter dem Tribunal für die Ceremonien und Gebräuche, und China findet seinen Vortheil dabei, rings um sich her ein weites Feld für seinen Han-

---

*) Der Kaiser Kanghi z. B besaß an 40,000 Rinder, 190,000 Schaafe und 230 Stutereien, jede mit 300 Stuten in der Mongolei.

del und seine Produkte und bei der genauen Aufsicht über seine Vasallen, trefflich gesicherte Grenzen zu haben, während für diese das Reich zum Theil ein Vorbild in der Cultur zum Theil gleichfalls einen großen wohlbeschützten Markt für ihre Erzeugnisse abgibt. — Ein eigenthümliches Gebiet der Verwaltung bildet die Mandschurei. In dem südlichen Theil des ausgedehnten Landes, in Mukden — dem früheren Sitz der Mandschuren — hatten diese vor ihrem Einfall in China ihre Regierung nach dem Muster des chinesischen Reichs organisirt. Selbst der Pallast ihrer Herrscher war nach dem Vorbild des chinesischen Kaiserpallastes eingerichtet. Diese Regierung besteht noch jetzt, jedoch von der Regierung des eigentlichen Chinas der Form nach insofern sehr verschieden, als jetzt das ganze Volk auf militärische Weise nach Fahnen abgetheilt auch im Frieden unter den Kriegsobersten steht, und jeder Mandschure von Geburt an als Soldat betrachtet wird. Zum Theil leben die Leute in Dörfern, welche besondere Militär-Kolonien bilden, zum Theil wohnen sie mit Weib und Kindern in Kasernen. In diese Banner wird denn kein Chinese aufgenommen, vielmehr halten die Kaiser genau darauf, daß ihre Stammgenossen, bei ihren alten Sitten verbleibend, streng von den Chinesen getrennt seyen. Ihre Obersten haben einen Erbadel, der auch in der niedrigsten seiner verschiedenen Abstufungen eine höhere Würde gewährt als die höchste Mandarinenstelle im Reich. Wie der Adel des Mittelalters, so haben diese ein Gefolge um sich, welches sie auf ihren Zügen begleitet, und zum Theil aus Kriegsgefan-

genen oder Verbrechern, die zur Sclaverei verurtheilt wurden, und welche der Kaiser ihnen geschenkt hat, oder deren Nachkommen besteht. Aus diesen Vornehmen besteht die Umgebung des Kaisers und seiner Prinzen. Sie erhöhen den Glanz der kaiserlichen Majestät bei feierlichen Audienzen, bei öffentlichen Prunkaufzügen u. dgl., üben jedoch auf die Verwaltung Chinas keinen Einfluß aus, äusser wenn sie etwa bei wichtigen Gelegenheiten befragt werden; dagegen ist es ein wesentliches Vorrecht dieses Adels, daß seine Mitglieder wie die Glieder der kaiserlichen Familie nur durch das Tribunal der Prinzen, nie durch die andern ordentlichen Gerichte gerichtet werden können. Die Auszeichnung dieses Standes nimmt jedoch je länger je mehr ab, weil bei starker Vermehrung — man zählte bereits a. 1724 über 2000 Prinzen — die Mittel, die sie etwa besitzen, sich bald so vertheilen und vermindern müssen, daß viele oft in die bitterste Armuth versinken.

Wenn aber der Kaiser seinen Mandschuren gegenüber als der Erste eines hohen Adels erscheint, wie wir ihn im Verhältniß zu den Mongolen als Groskhan aller Horden, in Rücksicht der andern Länder als Lehnsherrn von Korea, als machthabenden Schutzherrn der Bucharei und Tibets erblicken, so dient dieß alles dazu, daß sich der Chinese um so tiefer vor ihm beugt. In China ist von Altersher der Name, den der Kaiser führt: Himmelssohn; und als der Stellvertreter der Gottheit, als der Höchst Erhabene, der Große, über Alles Hohe, der Heilige Herr, der Herr von 10,000 Jahren genießt er von dem

Volk und den Beamten göttliche Verehrung. Vor seinem Throne, der geziert mit dem kaiserlichen Bild des Drachen, die Inschrift „Heilig" trägt, sind große eherne Gefässe aufgestellt, in welchen fortwährend Weihrauch brennt. Hier versammeln sich an den Hoftagen die Beamten, um ihre Niederwerfungen mit dem Kopf zur Erde zu verrichten, ob der Kaiser gegenwärtig ist oder nicht. Nur selten sieht die Menge das Angesicht des großen Herrschers; denn wenn er durch die Straßen Pekings zieht, um vor der Stadt die großen Opfer darzubringen, darf niemand von dem Volk sich auf dem Weg, selbst nicht an den Fenstern der Häuser, blicken lassen, und wenn er etwa zur Jagd ins Bergland reist, so wird dem Kaiser besonders eine Straße angelegt und aufs sorgfältigste geebnet und gereinigt, während die Wege fürs Gefolge zur Seite gehen. Selbst der Pallast in Peking, im Umfang etwa 1½ Stunden groß, mit seinen hohen Thoren und massiven Mauern, das Ansehen einer Festung tragend, flößt dem Chinesen eine heilige Scheue ein. Hier wohnt der Herr des Reichs; von hier aus gehen seine Befehle aus, die mit größter Schnelligkeit durch kaiserliche Posten im ganzen weiten Reiche bekannt gemacht werden. Ihnen allen kommt die Bezeichnung, „heilig" „weise" zu, und ihre Schlußformel lautet meistens: „höret das, und zittert."

Als Beispiel von der Ehrerbietung, die allem, was vom Kaiser kommt, und den Kaiser angeht, erwiesen wird, kann dienen, was von Kanton aus vor kurzem berichtet wurde, zugleich zur Probe chinesischen Ceremoniels.

Wenn der kaiserliche Befehl — er betraf die Verkündigung des Todes der den 10. Juni 1833 verstorbenen Kaiserin — geschrieben auf gelbes Papier, den Fluß herabgeführt wird, so wird augenblicklich ein Beamter abgeschickt, ihn an dem Landungsplatz zu empfangen und zur Stadt zu geleiten. Ein Ceremonienmeister begleitet den Beamten, und weist ihn an, die Proklamation mit aufgehobenen Händen entgegenzunehmen, ans Land zu bringen, und wohlbehalten in den Drachenwagen, der von 16—32 Mann getragen wird, zu legen; wo er in gehöriger Weise ausgebreitet wird. Inzwischen haben sich alle Civil- und Militär-Mandarine in einem bestimmten Pallast versammelt, und warten kniend, bis das Mandat an ihnen vorübergetragen ist. Nachdem sie sich wieder erhoben haben, führt sie der zuerst abgeschickte Beamte in Procession zu der großen Pforte des Prüfungshofs in der Stadt, wo die Beamten in die vorderste Halle eintreten, die Civil gegen Osten, die Militärs gegen Westen niederkniend, und wartend, bis der Drachenwagen auch hier vorübergezogen ist. Wenn sie sich erhoben haben, so warten sie wieder bis der Wagen endlich hier in die Halle des Sternzeichens Kwei gekommen ist. Hier muß zuvor ein Tisch mit gesticktem gelbem Teppich und Weihrauchgefässen zugerichtet seyn, ein Beamter muß dem Mandat entgegengehen, es mit Ehrerbietung empfangen, und es wohlbewahrt auf den Tisch niederlegen. Hierauf treten alle Beamten ein, und der Ceremonienmeister ruft: Stellet Euch in Ordnung, verrichtet die Ceremonien der

3 Niederknieungen und 9maligen Niederstoßens des Kopfs zur Erde, erhebt Euch! Alsdann fordert der Ceremonienmeister, daß das Mandat laut verlesen werde. Der öffentliche Leser erhebt sich zu diesem Geschäft. Der Ceremonienmeister: Beamte! kniet alle! höret an die Verlesung der Proklamation! (Wenn diese zu Ende gebracht ist) stehet auf, erhebet das Wehklagen! Was sofort von den Beamten geschieht. Nach Beendigung der Wehklage legt der Vorleser das Mandat auf den gelben Tisch; der Ceremonienmeister ruft: Uebergebet den kaiserlichen Befehl! Ein Beamter tritt zu dem gelben Tisch, erhebt das Mandat, und überreicht es kniend dem Gouverneur. Wenn dieser es empfangen hat, steht er auf und übergiebt es dem Puschingße gleichfalls kniend; dieser steht nun auch auf und übergiebt es, wieder kniend seinem ersten Sekretär, der es in einen Saal des Puschingße bringt, wo es auf gelb Papier abgedruckt wird. — Der Ceremonienmeister: Beamte, leget alle die Trauerkleidung an! Die Beamten entfernen sich, und werden, wenn sie die Kleider gewechselt haben, von dem Ceremonienmeister wieder eingeführt, der dann spricht: ordnet Euch! 3mal gekniet, 9mal den Kopf zur Erde, erhebt Euch, beginnt die Wehklage! (und wenn diese geendigt ist) esset! Die Beamten entfernen sich und nehmen in der bestimmten Halle etwas Speise zu sich; der Ceremonienmeister ruft: Tretet ab! Sie gehen jetzt in den großen öffentlichen Platz; des Abends aber treten sie wieder ein, und verrichten die nämlichen Ceremonien. Die Nacht bringen sie auf dem öffentlichen Platz getrennt von ihren Familien zu. An den zwei

nächst folgenden Tagen werden die nämlichen Ceremonien Morgens und Abends verrichtet, dann kehren die Beamten zu ihren gewöhnlichen Geschäften zurück.

Wenn das Mandat abgedruckt ist, bringt es ein Beamter in den Saal des Sternzeichens Kwei, und legt es auf den gelben Tisch; ein anderer ist beordert, Weihrauch anzuzünden und ehrfurchtvoll 27 Tage lang Wache zu halten. Hierauf wird es dem Puschingße eingehändigt, und in das Ministerium der Gebräuche zurückgeschickt. Am 27sten Tag versammeln sich die Beamten wie früher, und verrichten dieselben Ceremonien der Wehklage, worauf der Ceremonienmeister ruft: Leget das Trauergewand ab, ziehet die gewöhnliche Kleidung an, nehmet weg die Tafel des Weihrauchs! Dann gehen alle nach Haus, und die Trauerfeierlichkeiten sind zu Ende.

Aber, so groß die Ehrfurcht ist, die dem Namen des Kaisers gezollt wird, so unermeßlich ist auch die Aufgabe, welche derselbe in der Mitte des großen Volks hat, und welche ihm theils durch die strenge Sitte des Reichs, theils durch die gebieterische Nöthigung der Umstände gegeben ist. Täglich soll der Kaiser die Staatsgeschäfte mit den Räthen und Ministern behandeln, den Großen, den Häuptern der Tribunale, und solchen, die besondere Aufträge haben, Audienzen geben, Berichte von den aus den Provinzen zurückkommenden Vicekönigen anhören, Erkundigungen über den Zustand des Volks, über den Fortgang der Industrie und des Ackerbaus, über die hinreichende Versorgung der Menschenmassen mit Nahrung, über die Stimmung der Unterthanen einziehen. Unzählig sind die Ver-

anlassungen, wo Nothleidenden Hülfe geschafft und auf Erleichterung manchfacher Bedürfnisse gedacht werden soll. Neben der Aufsicht über die ungeheure Anzahl von Beamten steht die wichtige Ueberwachung der kaiserlichen Familie selbst. Neben den Ansprüchen, die an den Kaiser als Herrn einer zahllosen Militärmacht gemacht werden, die Forderungen, welchen er als das Haupt aller Gelehrten des Reichs genügen soll. Zu allem diesem soll er als Vorbild des Volks in allen Tugenden vorleuchten und durch seine Liebe zum Volk, durch Gerechtigkeit, durch Herablassung, durch Weisheit und Redlichkeit sich fähig machen, als der Mittler zwischen den Menschen und dem Himmel auch dafür sorgen zu können, daß sich die Elemente dem Lande günstig zeigen, Stürme und Ueberschwemmungen der Flüsse verhindert, und Regen und Sonnenschein zu rechter Zeit gegeben werden. Vergegenwärtigt man sich hiebei noch die Umständlichkeit des asiatischen Ceremoniels, welchem der Kaiser, wie er es von andern zu fordern hat, so auch selbst unterworfen ist, so möchte die Lage eines solchen Monarchen zum mindesten nicht beneidenswerth seyn.

Für den Forscher aber bleibt die Verbindung merkwürdig, welche wir in diesem Regierungssystem zwischen religiösen und moralischen Ideen und der Politik wahrnehmen. Die Lehre des Confuzius gieng dahin, vor allem die richtige Unterordnung der Menschen untereinander nach den verschiedenen Verhältnissen einzuschärfen; wie der Vater in der Familie unumschränkte Gewalt, so sollte sie der Herrscher als der große Vater des ganzen

Volks im Reiche üben, wie das Haupt der Familie als Priester den Geistern und Göttern des Hauses dient, so sollte der Kaiser der höchste Priester des Volks seyn, in dessen priesterliche Rechte einzugreifen niemand gestattet sey. So sollte der patriarchalische Zustand unter den Fürsten des Alterthums wiederhergestellt werden. Solche Grundsätze, durch welche die Gewalt des Fürsten so hoch gestellt wurde, konnten sich die Machthaber wohl gefallen lassen. Aber die Lehre der Weisen war hiemit noch nicht erschöpft. Wollte der Fürst Vatergewalt üben, so mußte er auch Vaterpflicht beweisen, und die Versorgung aller seiner Kinder sich unablässig angelegen seyn lassen. — Wollte er durch das, was man dem Volk vorschrieb, sein Regiment stützen, so mußte er selbst die Weisen ehren, sie um sich haben, in Würden setzen, und ihrem Rath gehorchen. Darum kamen neben dem, daß nur Gelehrte, d. h. in den Schriften des Confuzius wohl Erfahrene zu Aemtern Zugang haben sollen, verschiedene Gebräuche in Gang, durch welche die Gelehrten sich den Einfluß auf den Fürsten zu sichern suchten. Dahin gehört das Recht, dem Kaiser Vorstellungen zu machen, theils um ihm irgend welche Mißstände im Reich anzuzeigen und seine Hülfe zu begehren, theils auch, um sein eigenes Betragen zu tadeln. Zwar steht dem Kaiser zu, den Urheber der Vorstellung, die er ungeeignet findet, als Majestäts-Verbrecher zu behandeln, doch oft auch legte ein Gelehrter durch eine solche Denkschrift den Grund zu seiner Erhebung in die höchsten Ehren. Als stehende Controle wurden Censoren des

Kaisers bestimmt, besonders aber macht es, wenn ihm der Nachruhm irgend etwas gilt, die Reichsgeschichte scheuen, die von den Gelehrten erst nach Erlöschung einer Dynastie zu erfahren ist, während täglich alles, was der Kaiser sagt und thut, als Akte für die Zukunft aufgezeichnet wird. Nimmt man hinzu, daß auch die Erziehung des Thronerben in die Hände solcher Männer gelegt ist, so wird man sich nicht wundern, wenn die Fürsten China's nicht selten neben despotischer Gewalt eine Milde und Sorgfalt für das Volkswohl verbinden, mit weisem und gerechtem Sinn zeigen, welche großer Männer würdig sind, obwohl die Beispiele vom Gegentheil gleichfalls häufig sind.

Zu weiterer Erläuterung, wie völlig vermischt in China Moral und Politik, zu wesentlichem Nachtheil jedenfalls für ersteres sind, führen wir hier die 16 Artikel an, welche von den Staatsbeamten dem Volk monatlich in zweimaligen Vorträgen einzuschärfen sind.

I. Mit größter Sorgfalt sollen die Pflichten erfüllt werden, welche kindliche Liebe und Unterwürfigkeit des jüngern Bruders unter den ältern gebieten. Dieß ist das einzige Mittel, wie man lernen kann, die wesentlichen Verpflichtungen, welche die Natur allen Menschen auflegt, hoch zu halten.

II. Fortdauernd soll man den Ahnen der Familie ein ehrerbietiges Andenken widmen; daraus wird Frieden und beständige Eintracht unter den Familiengenossen erwachsen.

III. Eintracht soll in den Dörfern herrschen, damit Streitigkeiten und Händel verbannt seyen.

IV. Der Stand der Ackersleute und der Seidenarbeiter sollen allgemeine Achtung genießen; dann wird es nicht an Frucht zur Nahrung, noch an Kleidern zur Bedeckung fehlen.

V. Mäßigkeit, ruhiges Betragen, Bescheidenheit, und eine von Geiz freie Sparsamkeit sollen Gegenstände eurer Betrachtung werden, und euer Leben regeln.

VI. Mit Sorgfalt sollen öffentliche Schulen unterhalten, und die jungen Leute in denselben vor allem zu guten Sitten angeleitet werden.

VII. Jeder beschäftige sich ausschließlich mit seinen Pflichten und den Geschäften seines Standes, sie werden um so vollkommener gethan werden.

VIII. Mit Sorgfalt sollen Sekten in ihrem Beginn ausgerottet werden; nachgehends wäre es zu spät.

IX. Dem Volk sollen die Strafgesetze oft vorgehalten werden, welche von dem Kaiser aufgestellt worden sind. Rohe und ungelehrige Gemüther können nur durch Furcht im Zaum gehalten werden.

X. Man unterrichte sich vollkommen in den Gesetzen der Höflichkeit und des Anstands; sie sind die Stützen der Eintracht.

XI. Man sehe achtsam darauf, daß man seinen Kindern oder jüngeren Brüdern eine gute Erziehung gebe.

XII. Man enthalte sich jeder verläumderischen Anklage.

XIII. Man gebe keinem einen Aufenthalt, welchen sein Verbrechen verdammt, ein irrendes und unstätes Leben zu führen; solche verbergen, heißt sich in ihre Schuld verwickeln.

XIV. Man bezahle die von dem Kaiser festgesetzten Abgaben mit Pünktlichkeit; auf diese Art wird man den Nachforschungen und Plackereien der Steuereinbringer enthoben seyn.

XV. Man unterstütze die Aufseher, welche in jeder Abtheilung einer Stadt aufgestellt sind; auf diese Art wird man dem Diebstahl vorbeugen oder hindern, daß Diebe entwischen.

XVI. Man unterdrücke die Aufwallungen des Zorns, dadurch wird man sich vor vieler Gefahr bewahren.

So wahr und richtig die hier aufgestellten Sätze sind, und so zweckmäßig es überhaupt genommen erachtet werden muß, daß dem Volk solche Lehren vorgehalten werden, so müssen wir es doch den Jesuiten-Patres überlassen, sich darüber zu freuen, „daß die Staatsgesetze der Chinesen die Grundlage der besten Sittenlehre bilden,“ wie wir auch das große Lob, welches sie dem väterlichen Regiment des Kaisers zollen, als auf einem ziemlichen Mißverstand beruhend ansehen. Denn von der Zeit an, in welcher die Lehre der Weisen mit der Regierung verschmolzen wurde, hörte die Entwicklung der schön angeregten geistigen Kräfte in der Nation auf, und in dem Maaße, in welchem die Vorschriften der Philosophen an äusserlicher Gewalt gewannen, verloren sie an innerer Kraft. So daß das Gute, was in diesen Erzeug-

nissen eines erwachenden Nachdenkens und in den Ueberlieferungen aus einer einfacheren Vorzeit liegt, zwar wohl als Stütze einer äusserlichen Macht dienlich seyn konnte, im übrigen aber mehr als Denkzeichen des früheren frischen Lebens dasteht. Man denke sich etwa, daß der Gouverneur einer Stadt, welcher nie ohne den Pomp einer Begleitung von mindestens 100 Mann öffentlich erscheint, umgeben von seinen Dienern, die den gefürchteten Bambus tragen, auf dem Platze auftritt, und an das Volk über Art. V. oder XVI. u. dgl. einen Vortrag hält, oder die Liebe der Kinder zu den Eltern empfiehlt — welche Wirkung kann eine solche Sittenlehre haben, bei welcher jeder weiß, welche Strafen der Obrigkeit den treffen, der den gewöhnlichen Regeln entgegenhandelt?

Die Besorgung der Angelegenheiten des Reichs geschieht unter der Leitung des Kaisers auf folgende Art:

Unmittelbar dem Kaiser zur Seite steht ein aus Mandschuren und Chinesen gewählter Rath, dessen Geschäft es ist, die Maaßregeln, welche in Sachen des Reichs ergriffen werden sollen, vorzuschlagen und zu erwägen, sowie wiederum ein besonderer Hof mit Abfassung und Abfertigung der Befehle, Revision der Gesetze und Leitung der Reichsannalen beauftragt ist.

Die einzelnen Ministerien aber sind 6: der Rath für die Ernennungen, die Finanzen, die Gebräuche, den Krieg, die Gerechtigkeit und die öffentlichen Arbeiten. Jedes dieser Ministerien hat wieder seine untergeordneten Tribunale. So das erste 4, von denen eines blos mit Aus-

wählung der talentvollsten und tauglichsten Männer des Reichs für die einzelnen Beamtenstellen beauftragt ist; ein zweites hat das Betragen der Angestellten zu überwachen; ein drittes die Reichssiegel zu verwalten; ein viertes die Verdienste der Großen des Reichs zu prüfen u. drgl.

Keines dieser Ministerien jedoch hat in seinem Geschäftskreis unbedingte Gewalt; jedes kann nur unter Beiziehung von einem oder mehreren der anderen handeln, und wird durch diese in seiner Gewalt beschränkt. Zudem steht neben diesen höchsten Behörden die Körperschaft der Censoren. Von diesen ist ein Mitglied bei allen Verhandlungen der Ministerien anwesend, so wie jede Provinz einen solchen besondern Aufseher aller Beamten hat, und selbst der Kaiser wird nach Umständen von ihnen getadelt. Ausser dieser Einrichtung aber ist von großem Einfluß die Bestellung des Collegiums der Hanlin, eine Akademie der vornehmsten Gelehrten des Reichs, durch welche die Erziehung des Kronprinzen geleitet, die Reichsgeschichte verfaßt und Oberaufsicht über die Litteratur geführt wird.

In den Provinzen übt die höchste Gewalt der Vicekönig, und neben ihm, und ihm untergeordnet, steht eine große Reihe von Beamten. So ein Funuen oder Vicegouverneur, ein Tetuh Leosching, der erste Aufseher der Gelehrsamkeit in der Provinz, welcher als Nebenamt auch die Inspektion über die Armee hat, der Puschingße, der die Finanzen verwaltet, der Chanschaße oder Justizrath, der Yenyunße oder Salzinspektor, der Leangtau oder Aufseher über die Fruchthäuser u. s. f. An der Spitze eines

Fu, oder Departements, steht der Schefu, welcher wieder seine niedrigeren Beamten hat, und so ist es auch bei den kleinen Kreisen und Bezirken, wo gleichfalls für alle einzelne Zweige der Verwaltung die nöthigen Unterbehörden neben dem ersten Beamten des Kreises oder Bezirks bestellt sind.

Auf solche Weise herrscht in dem ganzen Regierungs-System der Chinesen ein Geist der Regelmäßigkeit, wie man ihn wenigstens im übrigen Orient vergeblich suchen würde. Alle Theile der Verwaltung sind mit einander aufs genaueste verbunden; alle Geschäfte laufen einen geregelten Gang; jedes Document muß durch viele Hände gehen, bis es den Ort seiner Bestimmung erreicht, jeder Akt der Beamten soll controlirt seyn, und wenn es bei allem diesem — wie dieß namentlich bei einem schwachen Kaiser geschehen muß — in der Ausübung der Gesetze vielfach fehlt, so ist wenigstens die Trefflichkeit von vielen Vorschriften, welche bestehen, nicht zu verkennen.

Vor allem aber bleibt bewundernswürdig, wie die große Maschinerie dieser Regierung, wo, wenn man nur die Beamtenwelt allein im Auge hat, so mancherlei streitende Interessen vereinigt, so manche schädliche Anschläge bekämpft werden müssen, von Peking als dem Centrum aus so leicht gehandhabt, und so sicher im Gang erhalten werden kann. Man sieht, daß man in der Organisation dieser Verwaltung nicht das Werk eines Augenblicks zu erkennen hat, sondern, wie die Grundlage derselben von den ältesten Zeiten herrührt, so hat die Ausbildung dieses Systems bis ins Einzelnste Jahrhunderte lang die

ausgezeichnetsten Männer China's beschäftiget; wie sich auch für den Rath des Kaisers — aus einer Versammlung der feinsten Köpfe der Nation bestehend — ein reicher Schatz von Erfahrungen und Vorgängen der frühern Zeit hat ansammeln müssen. So haben wir denn in dem Gang dieser Regierung, welche durch feste Grundsätze in sicherem Gleise erhalten, minder abhängig von wechselnden Persönlichkeiten, selbst von der Willkühr des Fürsten nur schwer zu stören, sich von Geschlecht zu Geschlecht fortsetzt, das auffallendste Widerspiel der Veränderlichkeit vor uns, welche wir in Europa in politischen Dingen zu sehen gewohnt sind.

Kehren wir wieder zu den Mandarinen zurück, so hat die chinesische Vorliebe für äusserliche Distinktion nicht verfehlt, sie durch mancherlei Ehrenzeichen ihrer Würde, durch Stickereien, welche vornen und hinten auf der Kleidung getragen werden, besonders aber durch den Knopf auszuzeichnen, welcher die Mütze ziert. Dieser ist bei der 1sten und 2ten Rangstufe von rothen Korallen, bei der 3ten und 4ten hell- oder dunkelblau, bei der 5ten von Krystall, bei der 6ten von weissem Stein, bei den letzten von Gold oder vergoldetem Metall.

Den rothen Knopf erster Klasse tragen nur die ersten Räthe, Kabinetsminister, und die Personen zunächst um den Kaiser. Die Gouverneure in den Provinzen und die Präsidenten der Ministerien bilden die 2te Klasse. In der 3ten und 4ten sind die höheren Provinzial-Beamten, während die, diesen zur Seite stehenden, die 5te und 6te Stufe inne haben, und die untergeordneten in der

ten und Stadt-Obrigkeiten, wie Schreiber, Gehülfen u. dergl. in der 9ten Klasse stehen. In den allgemeinen Bestimmungen hinsichtlich der Beamten geschieht, daß keiner anders als durch den Kaiser ein- oder abgesetzt werden soll. Wo ein höherer Staatsbeamter es wagt, für sich eine Stelle zu vergeben, der soll mit dem Tod durch Enthauptung bestraft werden. Dieses Gesetz, welches namentlich so lange sich der Kaiser an die Vorschläge seiner Reichskanzlei hält, gegen Willkühr kräftig schützt, wird jedoch von den Gouverneuren häufig dadurch umgangen, daß sie provisorische Ernennungen vornehmen, bis der Wille seiner Majestät bekannt ist. Auf ähnliche Art werden auch die Vorschriften, durch welche die Anzahl der Räthe eines Collegiums oder Tribunals oder die Zahl sonstiger niederen Beamten festgestellt ist, oft überschritten. Den Beamten ist nicht gestattet, ihre betreffenden Bezirke zu verlassen, außer im Fall von Krankheiten oder im öffentlichen Dienst. Ebenso ist die Zeit des Antritts ihres Amts nach erhaltener Ernennung genau bestimmt, wer auch nur Einen Tag ohne gültigen Grund zu lange zögert, wird bestraft. Aller von dem Gesetz nicht vorgezeichnete Verkehr der höheren Magistrate mit niedrigeren Stellen ist streng untersagt, und wenn Beamte in den Provinzen mit solchen am Hof und der unmittelbaren Umgebung des Kaisers sich in Verkehr setzen, um Staatsgeheimnisse zu erforschen, oder ansehnlichere und einträglichere Stellen, die ihnen nicht gebühren, zu erschleichen, oder für Privatzwecke und zur Erreichung gesetzwidriger Absichten Bittschriften die Stufe inne haben, mit [illegible] untergeordneten [illegible] der

an den Kaiser bringen, so sollen die schuldig erfundenen mit dem Tode büßen, und ihre Wittwen und Kinder für immer verbannt werden. — Alle Beamten und Angestellten sollen sich die Gesetze so sorgfältig bekannt machen, daß sie den Sinn und Willen derselben genau auslegen und über ihre pünktliche Vollziehung mit Treue wachen können. Jedes Jahr wird daher eine Prüfung mit ihnen vorgenommen; wer nicht genugsame Gesetzeskenntniß zeigt, erleidet, wenn es ein höherer Beamter ist, an seiner Besoldung einen Abzug von einem Monatgehalt; niedere Beamte erhalten 40 Stockschläge. — Alle, welche die Vollziehung von höhern Befehlen verzögern oder gar vernachläßigen, welche kaiserliche Edikte oder Siegel bei Seite schaffen, ihren Obern die schuldigen Berichte nicht erstatten, falsche Angaben oder Formverletzungen in öffentlichen Dokumenten sich zu Schulden kommen lassen, sammt allen solchen, welche kaiserliche Befehle verfälschen, nachgemachte Siegel gebrauchen u. dgl. werden mit angemessener Strafe belegt. Man sieht, an Gesetzen für die Beamten fehlt es nicht, doch soll gegenwärtig ihre Willkühr, Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit einen hohen Grad erreicht haben.

Wo die Regierung in der Vertheilung der einzelnen Geschäftszweige bereits eine solche Entwicklung erlangt und für ihre Beamte so vielfache Bestimmungen aufgestellt hat, läßt sich erwarten, daß auch die Verhältnisse der einzelnen Staatsbürger untereinander nebst ihren Beziehungen zum Staat genau geordnet und insbesondere die Begriffe von Recht und Unrecht, die Bestimmungen

von Verbrechen und Strafen sorgfältig ausgebildet seyn werden. Wollen wir uns aber vorerst die Sphäre vergegenwärtigen, in welcher diese Gesetze und Bestimmungen ihre Geltung haben, so müssen wir uns ins Andenken rufen, daß es in China, die wenigen mandschurischen Eindringlinge abgerechnet, keinen Adel, keine Bevorzugungen und Vorrechte einzelner Personen vor dem Gesetz gibt. Was die höheren Mandarinen in der Art voraus haben, z. B. daß bei ihnen die Tortur nicht angewendet werden darf u. dgl., ist im Ganzen unbedeutend und gilt blos der Würde, die die Person bekleidet. So hoch der Kaiser über dem Volk steht, so stehen sich alle seine Unterthanen vor ihm gleich. Dieser, für die ganze Lage des Volks so wichtige Umstand muß auch die Rechtspflege und Rechtsgesetzgebung namentlich mächtig einwirken, und beide in hohem Grad erleichtern.

Wirklich thun sich auch die Chinesen auf die Genauigkeit ihrer Gesetzgebung etwas zu gut, und es möchte jedenfalls von Interesse seyn, die Strafgesetze Chinas mit den peinlichen Gesetzen der europäischen Nationen der älteren und neueren Zeit in Vergleichung zu stellen, besonders sofern sich hieraus für die Sittengeschichte manche Resultate ableiten lassen würden. Stößt uns jetzt in verschiedenen Punkten die Härte der Strafbestimmungen des chinesischen Codex ab, so dürfen wir uns billig erinnern, daß auch bei uns erst die neuere Zeit manche Barbarei in der Rechtspflege abgethan hat, wie z. B. auch in Deutschland noch vor 100 Jahren ein Thomasius genugsam gegen den Gebrauch der Folter bei Angeklagten

eifern möchte. In einzelnen Fällen bringen aber die eigenthümlichen Verhältnisse des chinesischen Lebens auch besondere Gesetzesbestimmungen hervor, welche, wenn auch ihrem Wesen nach nie entschuldigt, doch nur aus dem Ganzen des Zustandes der Nation begriffen werden können.

Dieses ist vor Allem der Fall bei den Gesetzen über den Hochverrath, welche in dem aus 11 Büchern in 169 Abtheilungen bestehenden Codex den Anfang machen. Zu dem Verbrechen des Hochverraths, welches hier umständlich abgehandelt wird, wird nicht blos ein Angriff auf die Person des Kaisers, oder ein Versuch zur Umstürzung der bestehenden Regierung, sondern auch ein Angriff auf den Tempel, worin die kaiserlichen Ahnen angebetet werden, oder auf die Gräber, wo ihre Ueberreste ruhen, gerechnet. Wer dieses abscheulichen Verbrechens oder des Plans dazu überwiesen ist, soll eines langsamen und peinlichen Todes sterben, ohne Unterschied zwischen dem Urheber und den Mitschuldigen. Alle männlichen Verwandten eines solchen Verbrechers, im Alter von 16 Jahren und darüber, nämlich der Vater, Großvater, die Söhne, Enkel, väterliche Oheime und deren Söhne sollen, ohne Rücksicht auf den Ort, wo sie leben, ohne Schonung gegen Kranke oder Schwache durch Enthauptung sterben. Alle andere männliche Anverwandte des Schuldigen sollen, wenn sie mit ihm unter Einem Dach gelebt haben während der Hochverrath begangen wurde, enthauptet werden. Die männlichen Verwandten des ersten Grads unter 16 Jahren, und die weiblichen Angehörigen des ersten Grads von jedem Alter sollen an die

hohen Staatsbeamten als Sklaven vertheilt werden." Das Vermögen des Hochverräthers wird in den Fiskus eingezogen. Alle Mitwisser, welche den Plan verhehlt haben, werden enthauptet. Wer einen Hochverräther der Obrigkeit überliefert, erhält eine Anstellung im Staat nach seinen Fähigkeiten, oder im Fall ein solcher bereits Beamter ist, eine bedeutende Beförderung, und jedenfalls das ganze Vermögen des Verbrechers, welches eingezogen worden ist. Wenn dagegen die Anverwandten einen Schuldigen noch vor Ausführung einer offnen That dem Gericht übergeben, *so erhält der Schuldige nebst seinen Verwandten völlige Verzeihung*."

Die Strenge dieser Gesetze haben wir einestheils aus den Vorstellungen von der Erhabenheit der kaiserlichen Majestät abzuleiten, anderntheils steht jedem Familienglied, da jede Familie unter sich so eng zusammenschließt, wovon unten die Rede seyn wird, um so eher eine Aufsicht über das Betragen der Uebrigen zu, so daß diese Sitte, mit den Schuldigen, seine ganze Familie zu bestrafen — eine Barbarei, welche auch bei andern Völkern des Orients nicht selten war — hier noch am ersten einen vernünftigen Grund hat. Da in China jeder Vater unter Umständen sein Kind tödten kann, wie sollte der große Vater der ganzen Nation das Leben des Einzelnen, der ihm zuwider ist, schonen! und bei der Gewalt, welche die Häupter der Familien haben, welche Nachläßigkeit in der Heranbildung der Ihrigen und der Aufsicht über ihr Haus muß ihnen zur Last fallen, und

wie unverbesserlich verderbt muß ein solches Geschlecht erscheinen, aus dessen Mitte einer seine Hand gegen den großen Kaiser zu erheben wagt!

Doch auch andere Strafbestimmungen sind von großer Härte, zeigen uns aber zugleich auch den Zustand der Gesittung des chinesischen Volks auf eine anschauliche Weise. Wir fügen hier eine Reihe solcher Strafansätze bei, indem wir uns, der Kürze wegen, enthalten, sie mit Bemerkungen zu begleiten.

Den Hochverrath begreift das Gesetzbuch unter dem allgemeinen Titel von Raub und Diebstahl, daher reiht sich an das oben angeführte die Bestimmung: Todesstrafe durch Enthauptung soll treffen alle, welche Zauberei und Magie durch Schriften verbreiten, oder Sprüche und Zauberformeln gebrauchen, um die Gemüther des Volks aufzuregen, und sich einen Einfluß über sie zu verschaffen; alle, welche die geweihten Opfer, welche der Kaiser den Geistern des Himmels und der Erde dargebracht hat, oder etwas von dem heiligen Geräthe, von den Kleidern oder Edelsteinen, das bei solchen Gelegenheiten gebraucht worden, entwenden; alle, welche das kaiserliche Siegel oder ein kaiserliches Edikt bei Seite schaffen. — Ein gewöhnlicher Diebstahl dagegen wird nur mit 50 Schlägen bestraft; übersteigt aber der Werth des Gestohlenen die Summe von 120 Taöls, so soll der Dieb erdrosselt werden. Nach Verhältniß tritt auch Brandmarkung ein. Straßenräuber werden geköpft; gewaltthätige Entwendung eines fremden Eigenthums am hellen Tag wird mit 100 Schlägen und dreijähriger Ver-

bannung bestraft. Betrug wird wie Diebstahl, Erpressung aber um einen Grad härter geahndet. — Seelenverkäuferei, welche in dem ganzen Reiche vorkommt, zieht eine Strafe von 100 Schlägen und Verbannung an die Grenzen nach sich, sey es nun, daß eine freie Person in eine Falle gelockt oder unter falschen Vorwänden weggeschleppt wurde, oder daß Leute, welche Kinder freier Eltern ohne einen Preis für sie gegeben zu haben, aufnahmen, mit dem Versprechen, sie zu erziehen und an Kindes Statt einzusetzen, diese nachher an andere verkaufen, wobei das Gesetz verlangt, daß die betreffende Person unverweilt ihrer Familie wieder zugestellt werden soll. Wer seine Kinder oder Enkel gegen ihren Willen verkauft, büßt mit 80 Streichen. Wer seinen jüngern Bruder oder seine jüngere Schwester, oder seinen Neffen oder Nichte, sein Kebsweib oder die erste Frau seines Sohns oder Enkels auf solche Art verkauft, erhält 80 Streiche und muß zwei Jahre in die Verbannung.

Wer die Grabstätte einer andern Familie aufbricht, so daß die Särge zu Tag kommen, erleidet 100 Streiche und wird für immer verbannt. Wer hiebei einen Leichnam enthüllt, wird erdrosselt. Wenn ein Vater den Leichnam seines Sohns verstümmelt, empfängt er 80 Streiche, wer aber den noch unbeerdigten Leichnam eines älteren Verwandten verstümmelt, wird enthauptet.

Auf absichtlichen Mord folgt Enthauptung, für Mithelfer Erdroßlung; auch wenn der Mord nicht vorsätzlich, sondern gelegentlich im Streite geschah, folgt Todesstrafe. Dieses Capitel ist sehr ausführlich und genau behandelt.

unverschuldete Tödtung kann durch Geld gesühnt werden. Betrifft ein Mann sein Weib oder Kebsweib über dem Ehebruch, und tödtet im ersten Zorn den Ehebrecher oder die Ehebrecherin oder beide, so soll er straflos ausgehen. Wer jemand tödtet, um den Leichnam zu zauberischen Absichten zu mißbrauchen, soll eines langsamen und peinlichen Todes sterben. Ebenso alle Vatermörder.

Wer giftige Thiere hält, und Gifte bereitet, oder magische Zeichen und Verwünschungen gebraucht, um dadurch jemanden am Leben zu schaden, oder durch heftige Drohungen den Tod von jemand verursacht, soll sterben. Ein ungeschickter Arzt, der bei der Behandlung eines Kranken gegen die herkömmlichen Regeln und Praxis verfährt und den Patienten, obgleich gegen seinen Willen, tödtet, soll sich von der Strafe des Mords zwar loskaufen können, aber für immer die Ausübung seiner Kunst aufgeben. Zeigt sich aber, daß der Arzt absichtlich von der gewöhnlichen Heilungs-Methode abgewichen ist, und die Krankheit verschlimmert hat, um für seine Behandlung mehr Geld auszupressen, so soll, wenn der Patient stirbt, das Geld als gestohlen angesehen und der After-Arzt enthauptet werden. Wenn ein Weib den Vater oder die Mutter, Großvater oder Großmutter ihres Gatten schlägt und schimpft, und der Ehmann tödtet sie in Folge solcher Vergehung, statt sie vor der Obrigkeit anzuklagen, so soll er 100 Streiche erhalten. Wird aber ein Weib von dem Mann geschlagen und beschimpft, und nimmt sich in Folge hievon selbst das Leben, so soll der Mann nicht verantwortlich seyn. Wer seinen Sohn, sei-

nen Enkel oder seinen Sclaven getödtet hat, und beschuldigt jemand anders dieses Verbrechens, soll 70 Streiche erhalten und 1½ Jahre verbannt werden.

Händel und Schlägereien sind streng verboten. Wer gegen dieses Verbot handelt, wird nach Umständen mit 20—100 Schlägen bestraft. Ein Sclave, der seinen Herrn absichtlich schlägt, wird enthauptet. Ein Mann, der sein erstes Weib schlägt, soll nur dann gestraft werden, wenn er ihr eine offene Wunde beigebracht hat; ein Weib aber, welches den Mann schlägt, soll 100 Streiche erhalten. Wer seinen Vater, seine Mutter oder Großvater und Großmutter väterlicher Seits schlägt, oder ein Weib, welches ihren Schwiegervater, Schwiegermutter, oder den Großvater, Großmutter des Gatten von väterlicher Seite schlägt, soll enthauptet werden. Wenn ein Vater, eine Mutter, Großvater, Großmutter väterlicher Seits ein ungehorsames Kind oder einen Enkel auf eine harte und ungewöhnliche Weise züchtigen, daß dieses Kind oder dieser Enkel stirbt, so soll der Schuldige 100 Streiche erhalten.

Schimpfreden sind durch das Gesetz untersagt; der Uebertreter wird nach Umständen mit Schlägen, Verbannung, selbst mit dem Tod bestraft, letzteres gilt namentlich wenn sich Kinder oder Enkel, oder Weiber oder Sclaven gegen die Eltern und Großeltern oder gegen die Herren auf diese Weise verfehlen.

Alle Unterthanen dürfen durch Beschwerden und Klagen Hülfe gegen Unrecht suchen. Aber falsche, boshafte und anonyme Anklagen, Bestechung des Richters und

Rechtsverdrehung oder Verfälschung der Abfassung verhängt. Ein Ankläger ist in allen Fällen für die Wahrheit seiner Angaben verantwortlich. Der Richter ist verbunden, jede in der Form ihm vorgetragene Klage anzuhören, und jede Art von Geschenken, mit Ausnahme von Eßwaaren, ist den Beamten anzunehmen verwehrt. Im Uebertretungsfall wird der Geber und der Annehmer bestraft.

Die Gesetze über Ehebruch und Blutschande verlangen, daß jeder fleischliche Umgang mit einer verheiratheten oder unverheiratheten Weibsperson mit dem Bambus, Nothzucht aber mit Erdrosselung bestraft werde; auf Päderastie folgt Enthauptung.

Wer zufällig sein Haus in Brand setzt, erhält 40 Striche, wenn das Feuer auch andere Wohnungen erreicht 50, wenn Menschen hiebei umkommen 100, und wenn ein kaiserliches Gebäude in Brand geräth, so verliert er das Leben.

Polizeibeamte und Personen, welche über die öffentliche Sicherheit zu wachen haben, sind verbunden, sobald sie eine Anzeige von irgend einem Verbrechen erhalten, die Schuldigen sogleich festzunehmen; ergreifen sie sie nicht, so werden sie selbst bestraft. Gefangene müssen in genauem Verwahrsam gehalten, dürfen jedoch von den Gefängnißwärtern nicht mißhandelt werden. Dagegen kann bei Untersuchungen die Tortur angewendet werden, von welcher aber die Beamten der ersten acht Classen verschont bleiben, ebenso die, welche 70 oder noch nicht über 15 Jahre alt sind, oder auch die, welche an einer bleibenden Schwachheit oder Krankheit leiden. Wenn ein

Gefangenen welches Verbrechens, das länger oder kürzer dauernde Verbannung oder den Tod nach sich zieht, aber diesen ist, so soll er zuletzt sammt seinen nächsten Angehörigen und seiner Familie vor die Obrigkeit geführt und über sein Verbrechen und das Urtheil, welches jetzt gefällt werden soll, belehrt werden. Ihr Zugeständniß, daß das Urtheil gerecht sey, oder ihre Protestation soll zu Protokoll genommen, und im Fall der Protestation die Untersuchung aufs Neue mit mehr Genauigkeit geführt werden. Ein falscher Urtheilsspruch kann nur durch den Kaiser geändert werden. Weibliche Verbrecher können nur bei Capitalverbrechen, oder bei Ehebruch, im Gewahrsam gehalten werden. In allen andern Fällen bleiben sie bei ihren Gatten, oder ihrer Familie, welche für ihr Erscheinen vor Gericht verantwortlich gemacht werden.

Auch das Erbrecht ist in China sorgfältig ausgebildet, doch übergehen wir diesen Abschnitt, sowie die Abtheilung, welche von der Aufsicht über die öffentlichen Werke handelt, als minder bedeutend.

Dagegen wäre es von Wichtigkeit, daß wir jetzt auch den Gang der Rechtssachen und den Geist der Rechtsverwaltung schildern könnten. Aber für beide Punkte fehlt es uns an den nöthigen sicheren Nachweisungen, indem namentlich in letzterer Hinsicht höchst ungünstige Angaben sehr günstigen gegenüber stehen. Soviel ist gewiß, daß in China öfters die Strenge des Gesetzes den vornehmsten Mandarinen ebenso gut trifft, wie den niedrigsten Taglöhner. Auf der andern Seite aber ist die große Umständlichkeit, welche bei jeder Rechtssache beobachtet wird

und die vielen Zwischengerichte welche ein einfacher Fall durch-
laufen muß, wobei die Untersuchung über den Thatbe-
stand immer wieder von vorn beginnt, für den Beklag-
ten wie für den Klägern höchst nachtheilig; und machen sol-
che Umstände auch sehr glaublich, daß [illegible]. Den
Vorwurf der Bestechlichkeit der Richter nicht [illegible]
der [illegible] Reichen dem
Armen gegenüber [illegible] Könnte man
aus einer Liste der [illegible] Tod Verurtheilten vom Jahre
1784 einen Schluß machen, so wäre übrigens die Zahl
der schweren Verbrechen, wenn wir die Strenge der
Strafbestimmungen [illegible]
sich von einem [illegible] handelt, nicht [illegible]
trächtlich. Die ganze Summe beträgt in allen Provinzen
1348. Unter diesen waren 45 Mandarinen, 112 [illegible]
u. dgl., dann Leute des Volks 410 aus Szetschuen, 106
aus Yünnan, 120 aus Kuangtung u. s. w. Auch
wird [illegible], daß große [illegible] verhältnißmäßig
nicht besonders häufig sind.

Was die Finanzen Chinas betrifft, so werden die
jährlichen Einnahmen des Reichs im Ganzen auf 66 Mil-
lionen Pfund Sterling oder 792 Millionen [illegible]
rechnen. Andere haben eine etwas niedrigere Schätzung
angenommen, und es bleibt immer schwierig, das Rich-
tige mit Genauigkeit zu finden, da ein sehr großer Theil
der Staatseinkünfte in Naturalabgaben, besonders in
Reis, Seidezeugen u. dgl. besteht, und wieder andere,
wie vom Salzhandel, welchen die Regierung verpachtet
hat, und von den Zöllen u. dgl., so erstaunlich bedeutend

sie sind, auch nicht mit völliger Sicherheit bestimmt werden können.

Um die Abgaben genau reguliren zu können, wird die Zählung des Volks mit vieler Sorgfalt vorgenommen. Jeder Unterthan muß nach seiner Profession oder seinem Stande in die öffentlichen Listen eingetragen werden, sey er Staats- oder Kriegs-Beamter, Künstler, Arzt, Astrolog, Arbeiter, Müßiger oder was immer. Unterläßt es eine Familie, sich zur Einschreibung zu melden, so wird das Haupt der Familie nach Umständen mit 80 — 100 Stockschlägen bestraft. Ebenso, wenn ein Hausvater Leute von einer fremden Familie bei sich hat, und zeigt sie nicht an, oder läßt sie als Mitglieder seiner Familie eintragen. Kinder werden eingeschrieben, wenn sie 4 Jahre alt sind; die Verpflichtung zum öffentlichen Dienst aber tritt erst im 16ten Jahre ein, und dauert bis zum 60sten. In allen Distrikten des Reichs bilden 100 Familien eine Abtheilung, welche einen Vorstand mit 10 Beisitzern hat. Diese werden aus den Einwohnern des Distrikts gewählt, und müssen unbescholtene Leute seyn, welche kein Amt im Staat oder in den Armeen bekleidet haben, und sie sind es, welche für die Richtigkeit der Register, welche jedes Jahr erneuert werden, einzustehen haben. Aus diesem Zählungs-System mag man abnehmen, daß die neuesten Angaben von der Bevölkerung Chinas, wornach diese auf 367 Millionen berechnet ist, nicht übertrieben sind, indem keine Familie mehr Abgaben zu entrichten geneigt seyn wird, als ihr nach der wirklichen Zahl ihrer Mitglieder zukommt.

Die Abgaben von liegenden Gütern, deren Besitz in China für den gesichertsten gehalten wird, berechnet man höchstens zu einem Zehntel des Ertrags. Die Taxe wird theils in Geld, theils in Naturalien entrichtet. Vor dem Ende des 7ten Monats muß der ganze Betrag der Abgabe von der Sommerernbte, vor Ende des 12ten Monats der von der Spätlingsernbte abgeliefert seyn. Die, welche das Geld für den Staat einziehen, sind dafür verantwortlich, daß sie nur reine Massen von Gold oder Silber in den Staatsschatz liefern. Damit diese Gattung von Einkünften sich nicht vermindere, so wie, um für die täglichen Bedürfnisse des Volks zu sorgen, sieht die Regierung darauf, daß alles Ackerland fortwährend gut benützt werde. Wer den Anbau seiner Güter vernachlässigt, wird bestraft, während andererseits die Landbauer auf verschiedene Weise ermuntert werden.

Der Salzhandel ist ein wenigen Kaufleuten von der Regierung überlassenes Monopol, wobei der Staat eine besondere Aufsicht führt. Die Gesetze, welche diesen Handel ordnen, gehen sehr ins Einzelne, und sind außerordentlich streng. Eine andere wichtige Quelle von Einnahmen ist die Theesteuer. Kaufleute, welche den Staat betrügen, werden im Entdeckungsfalle zu 50 Stockschlägen und der Bezahlung des halben Werths der unversteuerten Gegenstände verurtheilt; und wer Güter an einer Zollstätte vorüberführt, ohne sich den gesetzlichen Schein geben zu lassen, wird wie ein Schmuggler bestraft. Doch sorgt die Regierung hinsichtlich des Handels nicht blos für ihre Zölle und Gerechtigkeiten, sondern auch für das

[illegible], indem das Gesetz befiehlt, wo jemand irgend einen Artikel zum Verkauf bringt, welcher nicht die Güte, Aechtheit und Dauerhaftigkeit hat, wie man den Gegenstand anpreist, oder wenn z. B. jemand seidene oder andere Stoffe, dünner und schlechter, schmaler und kürzer arbeiten läßt, als das gewöhnliche Modell ist, der soll 50 Stockschläge erhalten.

Von dem Handel mit dem Ausland wird bei einer andern Gelegenheit die Rede seyn. Obwohl trotz seiner Beschränkung nicht unbeträchtlich, ist er doch für die Finanzen des Reichs im Vergleich mit dem ungemein lebhaften einheimischen Handel von minderem Belang.

Die Ausgaben des Staats sind manchfach. Vieles verlangt die Befriedigung der großen Zahl von Mandarine. Kostbar ist die Hofhaltung des Kaisers. Vieles ist auf öffentliche Werke, Straßen u. dgl., auf die Marine und das Militär zu verwenden, und jährlich wird an Geld und an Getraide zurückgelegt für Zeiten einer Noth oder für Gelegenheiten, wo der Kaiser besondere Beweise seiner Gnade geben will. »Der Himmel liebt die Menschen und überschüttet sie mit Wohlthaten — sagt Kaiser Khianlung — so muß auch der Herrscher, als ein Sohn des Himmels, sein Volk lieben, und es glücklich zu machen suchen.« Darum erließ er zu verschiedenen Malen im ganzen Reiche die Grundsteuer an Geld und an Getraide, außerdem daß er aus seinem Schatz sehr beträchtliche Geschenke austheilte. Besonders werden bei solchen Anlässen, wie bei einem Geburtstag, oder dem Regierungs-Jubiläum des Kaisers die alten Leute bedacht, wie

[illegible] dieser Khianlung die 60jährige Herrschaft unter anderem dadurch auszeichnete, daß er im ganzen Reich jedem Greis von 60 Jahren 5 Scheffel Reis und ein Stück Zeug, jedem 70jährigen das Doppelte, jedem 80jährigen dreißig Scheffel Reis und ein Stück vom besten Seidenzeuge abreichen ließ. Neben solchem mehr prunkenden Wohlthaten-Erweisen fehlen dann im übrigen heilsame Anstalten für Nothleidende von Seiten der Regierung nur allzusehr, und für den Privatmann sind Ursachen genug vorhanden, daß er sich hütet, sich um Abhülfe fremder Noth zu kümmern.

Die Militärmacht Chinas nach bestimmten Zahlen mit Sicherheit namhaft zu machen, ist wohl kaum möglich. Nach Einigen beträgt die Summe der regelmäßigen Truppen 740,000 Mann, wozu 500,000 unregelmäßige und eine beträchtliche Anzahl Marinesoldaten zu rechnen wären. Andere schlagen die Land- und Seemacht zusammen auf 1'358,000 Mann an, wovon jedoch nur $\frac{2}{3}$ im Dienst sind. Daß die Soldaten in den Küsten-Provinzen, welche nie einen Feind zu sehen bekommen, und welche mehr die Stelle der Polizei vertreten, einen schlechten Anblick gewähren, ist nicht zu verwundern. Auch muß unbedenklich zugestanden werden, daß die Marine der Chinesen in einer höchst schlechten Verfassung ist. Denn die Chinesen sind nie eine seefahrende Nation gewesen. Von den Truppen in den nördlichen und westlichen Ländern aber, in Schensi, Szetschuan, Kansu, in der Bucharei und Tibet haben wir keine Beschreibung; und doch könnten wir allein aus der Schilderung dieser, auf wel-

chen die Stärke des Reichs beruht, einen Maßstab für die Beurtheilung des gegenwärtigen Zustands der chinesischen Miliz entnehmen. In keinem Fall duldet die Geschichte, daß man Feigheit als einen charakteristischen Zug unseres Volkes gelten lassen. Und dieses Zeugniß allein vermag hierüber zu entscheiden.

d) Das häusliche Leben der Chinesen.

Die Betrachtung des häuslichen Lebens der Chinesen stellt uns ein Volk vor die Augen, das in den Kunstfertigkeiten und Gewerben zu Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse von Altersher erfahren, den Ackerbau besonders hochschätzt und in seinen Städten eine Menge von Handwerkern, von Kaufleuten und Krämern aller Art beherbergt.

Doch wichtiger erscheint uns die Ausbildung des Familienlebens selbst, dessen Sitten und Gewohnheiten, Rechte und Pflichten theils in den Lehren ihrer Weisen, theils in dem religiösen Cultus, namentlich dem Ahnendienst, besonders aber in der politischen Verfassung und Regierungsform des Reiches ihre Stütze finden. In den Vorschriften, die von lange her gegeben sind, nicht minder als in den Schilderungen des wirklichen Lebens, zeigt sich oft ein schöner Ausdruck von Zartgefühl, das Kinder gegen ihre Eltern, Gatten gegen Gatten hegen, und mit Recht lobt man die alten Weisen, daß sie auf diese Verhältnisse so vielen Werth gestellt. Je feiner aber andrerseits die Fesseln geworden sind, in welche unser Volk durch seine Lenker in dem innersten Heerd seines Lebens

geschlagen wurde, und so [illegible] die [illegible] der Persönlichkeit hier entgegentreten; [illegible] um so höheren Maaße muß man wünschen, daß durch die Segnungen des Christenthums der Geist der Freiheit und geheiligter Liebe in die Familien der großen Nation einkehre und so die beiden tiefeingreifenden Mißstände gehoben werden: die Uebertreibung der väterlichen Gewalt und die Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes.

Beginnen wir mit dem Verhältniß der Kinder zu den Eltern, so finden wir die Regeln, welche den Kindern vorgehalten werden, ausserordentlich ins Einzelne sich erstreckend.

Ein wohlerzogener Sohn wartet Morgens und Abends den Eltern in ihrem Zimmer auf, um sich zu versichern, daß ihnen nichts mangelt; er verläßt das Haus nicht, ohne seinen Vater davon zu benachrichtigen, und kommt nicht zurück, ohne ihn zu grüßen; auf den ersten Ruf des Vaters verläßt er Alles Andere, und eilt zu ihm; auf seinen Befehl antwortet er nur: ich gehorche. Geht er mit seinem Vater, so ist er immer einen Schritt hinter ihm zurück. Nie setzt er sich auf dieselbe Matte mit seinem Vater. Vor seinen Eltern spricht er nie von Altern und von hohen Jahren. Er hört seinen Vater und seine Mutter, auch wenn sie nicht reden, er sieht sie, auch wenn er nicht bei ihnen ist. Um der Ehre seiner Eltern nicht zu schaden, redet er von Niemand Uebles, und stellt sich nirgends bloß. Um der Eltern willen kann er selbst für den besten Freund sein Leben nicht wagen, sein Leib und Leben gehört jenen. Sind die Eltern krank, so trägt

man keinen Schmuck an den Kleidern, berührt kein musikalisches Instrument, und empfängt keine Besuche. Sind sie gestorben so bezeugt man die größte Trauer. Man begibt sich eine Zeitlang seiner Geschäfte, man grüßt nur stillschweigend, man trägt drei Jahre lang die Trauerkleider; ein Sohn spricht von sich während der Trauerzeit nicht anders als: der klagende Sohn, der untröstliche Sohn (bittet, will, thut, dieses 2c.). Während der ersten Tage der Trauer fastet man streng, und jedes Jahr wird der Todestag der Eltern durch strengste Trauer begangen. Ja ein tugendhafter Sohn, der das Andenken an seine Eltern immer bewahrt, hört sein ganzes Leben nicht auf, sie zu betrauern. Dieß ist einzelnes von dem Vielen, was schon der Liki vorschreibt, und was hernach von 100 und aber 100 Schriftstellern wiederholt und weiter ausgeführt worden ist, denn die Schriften der Chinesen, welche diesen Gegenstand behandeln, könnten allein eine große Bibliothek bilden.

Nicht minder weit gehend ist, was den Eltern gegen die Kinder eingeräumt wird. Denn die Gewalt des Vaters über seine Kinder hört nicht auf, zu welchem Alter die Kinder kommen mögen; sie vermindert sich nicht, welche Rangstufe und Würde ein Sohn ersteige, und sie wird nicht beschränkt, wenn auch der Vater durch Fehler und Vergehen den Kindern gerechten Grund zur Unzufriedenheit gibt. So lange die Eltern leben, besitzt der Sohn kein Eigenthum, der Vater kann seine Güter und was er von seinen Eltern ererbt hat, verkaufen, verpfänden und verschwenden, ohne daß dem Sohn eine Ein-

oder erlaubt, ihn; er darf sogar auch, was der Sohn erwor-ben hat, nach Willkühr verwenden. Welche Schulden ein Vater machte, — ausgenommen durch Spiel — der Sohn ist Bürge und muß dafür haften. Ohne den Willen der Eltern kann der Sohn keine Ehe schließen, und wenn eine Schwiegertochter ihrem Schwiegervater oder der Schwieger-mutter mißfällt, so muß sie der Sohn verstoßen, wenn er sie auch liebt. Wenn der Sohn eines schlichten Landmanns die Würde eines Gouverneurs erlangt hat, so steigt er, wenn ihm sein Vater auf dem Wege begegnet, aus seiner Sänfte, um ihn im Angesicht seiner Garde und des Trosses, der ihn begleitet, demüthig zu grüßen. Wollte er dieses unterlassen, so hätte der Vater das Recht, ihn herab-zuziehen und ihn als einen Unverschämten vor allem Volk mit Ohrfeigen zu bedienen, und die Menge würde sich kaum enthalten, einen solchen Unehrerbietigen nicht zu steinigen. Oheime von väterlicher Seite, selbst die äl-teren Brüder haben nach dem Tode des Vaters beinahe dieselbe Gewalt. Wenn ein Oheim seinem Neffen, ein älterer Bruder dem jüngeren, der sich schlecht aufgeführt hat, Schläge gibt, so hat dieser nichts anderes zu thun, als sich niederzuwerfen, und um Verzeihung zu bitten. Mütter, Tanten oder Großmütter können eine ältere Person beauftragen, diejenigen der Ihrigen, von welchen sie beleidigt worden sind, zu züchtigen. Wollte eines Klage hierüber führen, so würde es nur um so schärfer bestraft werden. Wer seine Eltern oder Großeltern, den Oheim oder älteren Bruder, wenn auch mit Grund an-klagt, wird mit 100 Schlägen und 3jähriger Verbannung

bestraft; wird aber die Klage falsch erfunden, so wird sie vergrössert. Zu bemerken ist, daß die Schwiegertochter ganz als Glied der Familie ihres Mannes angesehen wird, und daher gegen ihre Schwiegereltern dieselbe Stellung einnimmt, wie zuvor im elterlichen Hause.

Solche Regeln über den Umfang der väterlichen Gewalt und des kindlichen Gehorsams finden wie natürlich in der Wirklichkeit nicht überall und nicht volle Anwendung. Doch wirkt die häusliche und die öffentliche Erziehung aufs kräftigste dahin, den Kindern ihre Pflichten einzuschärfen. Denn die Schriften des Confucius und seiner Schüler, welche so vieles von dem kindlichen Gehorsam sagen, werden von den ersten Kindesjahren an gelesen und auswendig gelernt, und suchen nicht blos durch Lehren, sondern namentlich auch durch Erzählung von Beispielen zu wirken, deren viele in der That wahrhaft rührend sind. Nur aus der frühen Angewöhnung ist auch zu erklären, daß die Chinesen so viele Manieren, und eine solche Geschmeidigkeit in Verrichtung des Ceremoniels erlangen. Da diese Thatsache allgemein anerkannt ist, so läßt sich hieraus schließen, daß vieles von dem oben angeführten Ceremoniel nicht blos in der Vorschrift, sondern auf gleiche Art in der Wirklichkeit besteht. Ebenso ist die große Anhänglichkeit der Chinesen an ihre Familien bekannt, welche gleichfalls in Gewöhnung zu häuslichen Tugenden von frühester Kindheit an ihren Grund haben muß. — Nicht weniger aber als die Eltern selbst, ist die Regierung beflissen, die Vorschriften über die Pflichten der Kinder aufrecht zu halten. Was sich aus

dem Volk durch besondere Zeichen ihrer Erfüllung und gleichsam wird dem Kaiser von den Mandarinen genannt, durch Gnadengeschenke an Geld und Seidenstoffen; durch Ehrenbögen und Denkmäler, die ihm aufgerichtet werden; oder durch Erhebung in eine der Mandarinenklassen [illegible] gethane Züge kindlicher Liebe werden öffentlich bekannt gemacht; und Kinder, welche die Eltern, den Eltern [illegible] genießen in verschiedenen Fällen, vom Gericht; und bei Bringung öffentlicher Posten, besondere Vortheile. Selbst die Verse, welche jeder Vorsteher einer Cunfte eines Orts zu seinem Eidbuch, oder Nachts singen, sollen den kindlichen Gehorsam [illegible]

Gehorchet Vater und Mutter!
Ehret [illegible]
Achtet Eintracht und Frieden!
Unterrichtet die Kinder und Enkel!
Thuet nichts Uebles!

[illegible] Besonders trägt aber auch das Beispiel viel bei, welches die Beamten selbst und vor Allen der Kaiser dem Volke gibt. Kaiser Kanghi erzählt von sich, da er Vater und Mutter früh verloren, so habe er seine Großmutter, welche Mutterstelle an ihm vertrat, auf alle Weise geehrt. Fünfzig und mehrere Jahre hindurch, sagt er, habe ich gegen meine Großmutter alle Kindespflichten redlich erfüllt, und ihr alle Aufmerksamkeit in ihrem Pallast bewiesen. Wenn ich ein Geschäft hatte, ging ich oft des Tags 2 und 3mal, sie aufzusuchen, und mich mit ihr zu besprechen. Hatte ich nichts bei ihr zu thun, so unterblieb der Besuch wohl ein oder zwei Tage. An ihrem

Geburtstag, an großen Festtagen und in den schönen Jahres- zeiten, wenn die Blumen zu blühen anfangen, bereitete ich ein Fest in meinem Gemach, und lud die Kaiserin meine Großmutter dazu ein, und vom Morgen bis zum Abend war ich ihr demüthiges [illegible], ihre Befehle zu vollziehen. Wenn ich in die Südprovinzen mußte, oder im Lande der Mongolen jagte, schickte ich alle drei Tage einen Eilboten und Briefe mit den besten Wünschen für ihr Wohlsein [illegible] Diener [illegible] mit der Post [illegible] meine Ehrfurcht zu bezeigen, und jedesmal brachte ich ihr von den Hirschen, Hasen, Fasanen, die ich geschossen, von den Fischen, die ich gefangen, und die Erstlinge der Früchte, die ich gesammelt hatte, und das Geschenk war weder an Tage noch an Zahl gebunden. Dabei ermahnt der Kaiser: Seiner Mutter Gesellschaft leisten, ihr Morgens und Abends seine Kindespflicht erfüllen, das ist nicht blos eine Schuldigkeit des Kaisers, sondern auch Gesetz für jeden Privatmann. Die wechselseitige Zärtlichkeit zwischen Kind und Mutter ist ein Geschenk des Himmels und die größte Verschiedenheit des Ranges entbindet nicht von dieser Verpflichtung, die die Natur auferlegt hat.

So mögen denn die Kinder der Chinesen, wenn sie ihre Eltern unterstützen, für sie arbeiten, ihnen dienen, sie pflegen, über ihren Gräbern weinen, vielleicht manchen, der ein Christ genannt wird, beschämen, und hierin jedenfalls jede heidnische Nation übertreffen. Die Eltern, welche für eine gute Erziehung ihrer Söhne sorgen, und nach Kräften die Wohlfahrt der Ihrigen suchen, mögen Lob verdienen, sowie was wir in ihren Gedichten, in den

Sprüchen ihrer Weisen &c. von Ausdrücken zarter Empfindungen der natürlichen Liebe zwischen Kindern und Eltern, Brüdern und Brüdern finden, [illegible] erzeugt und entspricht. Aber billig fragen wir auch, von welchem Sinne solches ausfließe? ob sich unter solchen Regeln und solchem Zwang auch der Geist freier Liebe erzeugt? ob bei den Eltern nicht die Rücksicht auf den eigenen Vortheil, der Wunsch nach dem Tode noch im Andenken fortzuleben oft das Meiste thue? Und wie sollen wir die Mißstände übersehen, die bei allem Eifer aus der Ueberspannung der väterlichen Gewalt entspringen. Wenn rohe Völkerschaften durch die Sitte des Kindermords sich schänden, so stimmt ein solcher Gräuel mit ihrem wilden Zustand überein; wenn andere, gebildetere Nationen sich auf die gleiche Art beflecken, so liegt der Grund theils in dem Stumpfsinn und der Gefühllosigkeit ihres heidnischen Wesens, öfters vielleicht auch in religiösen Verirrungen. Wenn aber die Chinesen dasselbe thun, so trifft die Schuld ausdrücklich ihre Gesetze, durch welche das Kind der Willkühr seiner Eltern frei gegeben ist. Und wenn die Eltern häufig jüngere oder auch erwachsene Kinder zum Verkauf anbieten, oder auch anderen unentgeldlich abtreten, von welchen sie etwa an Kindesstatt angenommen werden, so läßt sich hieraus, wenn wir auch nicht im Stande sind, Beobachtungen im Einzelnen anzuführen, ein Schluß auf die Behandlung machen, welche die Kinder oft in der Familie von den Eltern zu erfahren haben, wobei es freilich für die Künste des Despotis-

mag dienlich seyn, und wenn die Geister frühzeitig unter das Joch gebeugt sind.

Dem Gesagten gemäß kann das Loos des weiblichen Geschlechts nicht als ein erfreuliches gedacht werden. Dies zeigt sich besonders in dem Verhältniß der Gattinnen. Häufig wird die Geburt einer Tochter nicht blos bei den Aermeren, sondern auch bei den Wohlhabenden als ein Familienunglück angesehen. Wächst das Kind heran, so wendet man keine Sorge auf seine Erziehung und Ausbildung. Eingeschlossen in das innere Gemach wird das Mädchen etwa zu weiblichen Arbeiten angehalten, ihr Loos ist aber von dem einer Sclavin wenig unterschieden. Gibt es Gelegenheit hiezu, so verheirathen sie die Eltern oft sehr jung. Dabei fragt man sie nicht um ihre Neigung oder Zustimmung; sie ist eine Waare, welche um einen festgesetzten Preis gekauft wird, und daher nach dem Tod des Mannes von der Familie desselben unter gewissen Umständen wieder verkauft werden kann; sie hat ihren Bräutigam nie zu sehen bekommen, wenn sie am Hochzeittag in der verschlossenen Sänfte zu seiner Wohnung getragen wird, um fortan sein Loos zu theilen. Etwa einen Monat nach der Hochzeit kehrt sie auf einen kürzeren Besuch zu den Eltern zurück, nach deren Willen ihre Verheirathung erfolgt ist, nach Vollendung dieses Besuchs aber wird sie nicht mehr als ein Glied der elterlichen Familie betrachtet, sondern ist ganz die Angehörige des Hauses ihres Mannes. Hier muß sie es dulden, daß neben ihr mehrere Weiber gehalten werden. Ist sie selbst nicht das erste, sondern ein Kebsweib, so gehören die Kin-

der, welche sie zeugt, nicht ihr, sondern werden als die Kinder der ersten Frau angesehen. Wird sie von dem Mann verstoßen, was wegen verschiedener Ursachen leicht geschehen kann, so hat sie gleichfalls keinen Anspruch an die Kinder, ja diese dürfen, wenn die Verstoßene stirbt, nicht einmal um sie trauern, „denn so lange sie Gattin ist, so lange ist sie auch Mutter, wenn sie aufhört Gattin zu seyn, hört sie auch auf Mutter zu seyn."

Hören wir, was die berühmte chinesische Schriftstellerin Panhoeipan von dem Loos der Frauen in China sagt: Sie gibt in 7 Artikeln denen ihres Geschlechts Rathschläge der Erfahrung und der Weisheit, um sich in ihrer Lage möglichst vor dem Schlimmsten zu verwahren, und soviel es seyn kann, ein erträgliches Loos zu bereiten. Sie sagt: der Zustand einer Person des anderen Geschlechts ist ein Zustand der Erniedrigung und der Schwäche, von dieser Wahrheit muß sich das Weib im voraus aufs vollkommenste überzeugt halten, um hiernach ihr Betragen zu regeln, und nicht warten, bis eine bejammernswerthe Erfahrung sie gegen ihren Willen hievon überführt. Schon vor Alters herrschte der Gebrauch, daß man bei der Geburt einer Tochter sich in den ersten 3 Tagen gar nicht um das Kind bekümmerte, welches man auf einige Lumpen neben seine Mutter auf den Boden legte, während man in der Familie in der gewöhnlichen Weise fortlebte, wie wenn sich gar nichts Neues ereignet hätte. Erst am dritten Tag fieng man an, sich mit dem Neugebornen zu beschäftigen, und verfügte sich in den Saal der Ahnen, welchen der Vater das Kind darstellte, während

seine Begleiter ihnen Ziegel und Backsteine darbrachten, die, wie die Lumpen ein Zeichen der dem weiblichen Geschlecht zukommenden Geringschätzung und ein Bild davon seyn sollten, daß wie Backsteine zur Belegung des Bodens gebraucht, mit Füßen getreten werden, und wie Ziegel keine andere Bestimmung haben, als auf den Dächern angebracht, den Unbilden jeder Witterung ausgesetzt zu seyn, ebenso das weibliche Wesen Unbilden und Erniedrigung als ihr Loos hinzunehmen habe. Diese Geringschätzung der Töchter zeigen die Eltern hernach auch in der Erziehung oder vielmehr in dem Unbekümmertseyn um ihre Erziehung. Die Söhne, die theuern Söhne sind der Gegenstand aller ihrer Zärtlichkeit und Sorgen. Ihnen sucht man Lehrer, sobald man glaubt, daß die Knaben im Stande sind, Unterricht zu empfangen, sie lehrt man die Regeln eines guten Betragens, zeigt ihnen, welche Tugenden sie sich erwerben, wie sie sich zur Erfüllung ihrer Pflichten geschickt machen müssen; die Töchter, in allem vernachläßigt, würdigt man kaum eines Blicks. Um so nothwendiger ist es für sie, daß sie sich selbst einige Lebensregeln, wie sie ihnen die Verfasserin vorzeichnet, einprägen. Das Sprüchwort sagt: es wird Euch eine Tochter geboren, ihr sehet nur eine furchtsame Maus, vielleicht sie wird eine wüthende Tigerin, die rings um sich her Schrecken verbreitet. Soll bei Euch, Töchter, das letztere nicht eintreten, so müßt ihr unabänderlich die Furchtsamkeit beibehalten, welche Euch von Natur eigen ist. Deßwegen müsset Ihr 2 Tugenden, welche das Fundament aller übrigen sind, fortdauernd üben: unbe-

grenzte Hochachtung gegen den, dessen Namen ihr traget, und unablässige Aufmerksamkeit auf Euch selbst. Diese Tugenden schützen vor der Eitelkeit, zu welcher das weibliche Geschlecht besonders geneigt ist, erlauben dem Weibe nicht, in Worten oder Benehmen Heftigkeit, Ungestümm oder Verdrüßlichkeit blicken zu lassen und geben ihr vielmehr das Sanfte des Blicks und der Stimme, die Bescheidenheit im Reden und Betragen, wodurch sie sich die Liebe eines Gatten mit Sicherheit verschafft und erhält. Hat eine Tochter das elterliche Haus verlassen, und ist einem Manne übergeben worden, so muß sie gegen diesen unverbrüchliche Anhänglichkeit zeigen. Ihm allein muß sie zu gefallen suchen, auf ihn müssen alle ihre Gedanken gerichtet seyn, ihm gehört ihr ganzes Wesen, ihm ihr Herz im Leben und im Tod. „Der Gatte ist der Himmel der Gattin," sagt ein Spruch, gegen welchen das Weib auch dadurch nicht handeln soll, daß sie nach etwaigem Ableben des Mannes in eine zweite Ehe tritt. Sie ist an den Mann gebunden, wenn er auch Fehler hat, welche schwer zu ertragen sind, und wenn die Vernunft, das Gesetz, die Gerechtigkeit, die Natur Euch nicht zu dieser Anhänglichkeit an den Mann nöthigen, so muß Euch das eigene Interesse dazu führen, da das Weib ohne den Mann nur Elend, Kummer und alle Arten von Unglück vor sich sieht. Der Gehorsam, welchen die Frau dem Manne schuldig ist, und zugleich auch dem Vater und der Mutter ihres Mannes kennt keine Ausnahmen in der Zeit, keine Berücksichtigung der Umstände, keine entgegentretenden Schwierigkeiten, keine widerstrebenden Nei-

gungen und Gefühle. Er erstreckt sich über alles und übt sich in allem, was das Leben in der Familie mit sich bringt. Eine Frau, die diese Tugend nicht in ihrem ganzen Umfang besitzt, ist des schönen Namens einer Gattin nicht werth. Eine Frau, sagt das Buch der Gesetze, muß im Hause seyn wie der Schatten und wie das Echo; der Schatten hat keine andere Gestalt, als welche er durch den Körper empfängt, und das Echo spricht nichts als was man will, daß es sage. Eine letzte Regel ist, daß, da in dem Hause meistens neben dem Mann noch seine Brüder und Schwestern leben, die Frau beständig suchen muß, mit diesen in einem guten Einverständniß zu stehen. Dazu führt beständige Nachgiebigkeit, und Eingehen in den Sinn der andern. Eine solche Frau wird in ihrem Hause geliebt, und ausser dem Hause erlangt sie Lob. Sie sieht ihre Kinder in der Tugend heranwachsen, und der Gehorsam, welchen diese ihr leisten, entschädigt sie reichlich für Alles, was sie auf sich genommen hat.

Daß diese Verheißungen belohnender Früchte eines in Aufopferung hingebrachten Lebens, womit die weise Panhoeipan ihre Rede an den Nachwuchs ihres Geschlechts schließt, nicht bloße Worte sind, davon haben wir bereits Beweise angeführt, indem die Stellung, welche das Weib als Mutter in der Familie hat, aber freilich nur wenn sie die Frau des Hauses ist, gegen die Erniedrigung des andern Geschlechts einiges Gegengewicht gibt; daß Frauen, auch in ihrem beschränkten Verhältniß doch Gelegenheit finden können, ihren Geist auszubilden, beweist das Bei-

spiel der eben genannten Schriftstellerin selbst, so wie noch eine Reihe anderer Frauen angeführt werden könnte, welche sich durch ihre Bekanntschaft mit den Wissenschaften und durch Feinheit des Geistes die Hochachtung der Nation erworben haben. Bei allem diesem sind die Fesseln, welche das weibliche Geschlecht in China trägt, schwer genug, und wie wir über alles wünschen müssen, daß das Familienleben der Chinesen überhaupt durch die Kraft der göttlichen Wahrheit umgestaltet werde, so müssen wir namentlich auch die Aufhebung der Entwürdigung des weiblichen Geschlechts in China als einen wichtigen Gegenstand unserer Fürbitte betrachten. China hat keinen Unterschied der Stände oder Kasten, wie wir solche besonders in Ostindien finden; mit Ausnahme des Vorzugs, welchen die Mandschuren und vornämlich die Glieder der kaiserlichen Familie ansprechen, sind alle Volksgenossen der That nach sich gleich, und der Sohn des ärmsten Taglöhners kann eben so gut Mitglied des höchsten Ministeriums werden, wenn ihn Talente empfehlen, und das Glück emporträgt, als der Sohn eines hohen Staatsbeamten, der der Bildung ermangelt und ohne Vermögen ist, sein Leben als Ackersmann oder sonst in geringem Stande zubringen muß. Aber in der Ordnung des Familienlebens der Chinesen ist ein fester Damm errichtet, welcher das Neue, das von auswärts her Kommende gewaltig abwehrt und nothwendigerweise erst erschüttert und gebrochen werden muß, wenn die Segnungen des Christenthums in das Leben dieses Volks eingeführt werden sollen.

—

Als Belege zu Einigem, was bisher über das Familienleben gesagt wurde, fügen wir noch etliche Lieder aus dem Schiking nach Rükert bei:

Klage einer ungeliebten Gattin.

Auf dem Wasser schwankt der Nachen,
Geht nicht, wie und wo er will,
Sondern, wie es treibt den Schwachen
Folget er und seufzet still.
Also fühl ich mich getrieben
Von dem Manne, den ich lieben
Muß, wiewohl er kund mir giebt,
Daß er selber mich nicht liebt.

Soll ichs meinen Brüdern klagen,
Wie der Gatte mich verletzt?
Meine Brüder werden sagen,
Deines Gatten bist Du jetzt.
Ach den Brüdern ist entrissen,
Und die Eltern muß vermissen
Eine Arme, die den Mann
Nicht den Freund in ihm gewann.

Mein Gemüth ist nicht ein Spiegel,
Offen lachend in den Tag,
Noch ein Stein, den man vom Hügel
Wälzen kann, wohin man mag,
Noch ein Teppich, nach Behagen
Auf und wieder zuzuschlagen;

Nach der Richtschnur strenger Pflicht
Leb ich, nur zu Dank ihm nicht.

Um das Loos der armen Frauen
Klag ich, nicht um meines blos.
Auf ein liebfos Herz zu bauen
Herzenslieb', o hartes Loos!
Die verschmähte, die gekränkte,
Schweigend in sich selbst gesenkte
Fühlt erwachend ihren Schmerz
Und im Schlaf ihr wundes Herz.

Leuchtend wechseln Mond und Sonne,
Golden silbernes Geschmeid;
Doch mein Gram mit keiner Wonne
Wechselnd, wechselt nur mit Leid.
Geh ich gleich in Seufzerhauchen
Ganz das Leben mir verrauchen,
Wird es doch so leicht kein Duft,
Zu verschwimmen in der Luft.

Die Verstoßene.

Langsam geh' ich, und die Seele weigert sich
Mit zu geh'n, wohin die Füße schreiten.
Bis zur Pfort am Haus hat er begleitet mich,
Weitern Wegs mocht' er mich nicht begleiten.

Warum sagst Du, bitter sey die Pflanze Tu,
Weil die Pflanze Tsi Dir süßer scheinet?
Eine andre nun statt meiner freiest Du;
Also lachet heut, die morgen weinet.

Wo sich Kiang der Fluß vermählt dem Fluße Wei,
Werden ihre beiden Wasser trübe;
Aber eure Eintracht ungetrübet sey,
Ob mein Jammer auch das Grab mir grübe.

Die Du jetzo, wie Du einst mich liebtest, liebst,
Mögest Du nicht einst wie mich sie hassen!
Und um derentwillen Du mich von Dir triebst,
Müsse sie nicht auch Dich so verlassen!

Siehe! nun geworden bin ich Dir zu Gift,
Da ich einst gewesen Deine Labe,
Die Du mich geweidet einst auf Deiner Trift,
Triebest Du mich weg jetzt mit dem Stabe.

Manchem Armen half ich, wie zu helfen war,
Und nun bin ich ärmer selbst als alle;
Müssig mehrt ich niemals die vergnügte Schaar,
Ferne blieb ich keinem Trauerfalle.

Ueber breite Wasser fuhr ich mit dem Kahn,
Ueber schmale schritt ich mit dem Fuße;

Konnt ich oder nicht, die Kräfte setzt ich dran,
Half doch wenigstens mit Trost und Gruße.

Wohl vermissen wird mich Deine Nachbarschaft,
Wenn Du auch nicht missest mich im Hause;
Und ich fehle Dir vielleicht in Noth und Haft,
Wenn ich Dir nicht fehle bei dem Schmause.

Lob des Bruders.

Kein andrer Baum hat wie die Kirsche
So helle Blüthe doch;
Kein ander Wild trägt gleich dem Hirsche
Das edle Haupt so hoch.
Von allen Deinen Altersgleichen
Kann keiner an den Bruder reichen;
Wen darfst Du ihm vergleichen?

Im Feld des Todes ist zu schauen,
Wie Bruderliebe siegt.
Wo das Gefild der Schlacht voll Grauen
Bedeckt mit Leichen liegt,
Wird niemand wie Dein Bruder eilen,
Um Dir im Ebnen oder Steilen
Ein Bette zu ertheilen.

Der Adler horstet hoch und schauet
Herab auf die Gefahr.

Wohl dem, der auf den Bruder trauet,
Und nicht auf Freunde Schaar!
Ein Bruder wird die Rettung wagen,
Wo die getreuen Freunde zagen,
Und nichts als mit Dir klagen.

Ein Bruder wird es nie vergessen,
Daß er an Einer Brust
Mit Dir geruht, mit Dir durchmessen
Den ersten Pfad der Lust;
Indessen die sich später kennen,
Schon ihre eignen Pfade rennen,
Und leicht von Dir sich trennen.

Es können wohl die Brüder hadern
In ihres Hauses Wand;
Nach aussen halten sie wie Quadern
Doch gegen Fremde Stand.
Wo man nach Dir den Streich will führen,
Wird ihn an sich Dein Bruder spüren,
Eh sich die Freunde rühren.

Den Bruder hält man wohl in Ehren
So lange währt die Noth;
Doch, wo in Frieden wir verkehren,
Kein Sturm dem Hause droht;
Gibts manche, denen lieber schienen
Des Freundes als des Bruders Mienen,
Du halt' es nicht mit ihnen!

Wenn zu der hohen Ahnenfeier
Dir im geschmückten Haus
Die Geige tönet, klingt die Leier,
Und fließt der Wein beim Schmauß;
Wenn Dir dabei kein Bruder fehlet,
Und keiner einen Groll verhehlet,
Dann ist Dein Fest beseelet.

Wenn zwischen Deinem Weib und Kindern
Und Dir ist Einigkeit,
O möge nie den Einklang hindern
Des Bruders Widerstreit!
Doch wenn mit Eintracht auch dazwischen
Sich Deiner Brüder Stimmen mischen,
Das wird die Lust erfrischen!

So mögest Du des Hauses walten,
Erfreuend Weib und Kind;
In Freuden wirst Du langsam alten,
Und nicht an Gram geschwind;
Du findest erst, wenn Du's erwogen,
Und mit Erfahrung Rath gepflogen,
Ich habe nicht gelogen.

Der Ackerbau ist bei den Chinesen immer in großem Ansehen gestanden. Die Liebe zu dieser Lebensweise zeichnete sie schon in den ältesten Zeiten vor ihren unruhigen, nomadischen Nachbarn aus, und trug wesentlich dazu bei, ihnen die Oberhand über dieselben zu verschaffen. Die

Kaiser der frühesten Zeiten giengen dem Volk voran, indem sie mit eigener Hand den Pflug führten; die Kaiserinnen pflanzten die Maulbeerbäume für die Seidenzucht; weßwegen noch heute der Kaiser jährlich einmal sich als Ackersmann zeigt und mit seiner Familie Feste zur Ehre der Erfindung der Seide feiert. Der Kaiser, als der Vater des Reichs, betrachtet das ganze Land als sein Eigenthum; aber wer einmal durch die Einschreibung in die öffentlichen Register in den rechtlichen Besitzstand eines Grundstücks gekommen ist, hat den Ertrag desselben und alle Verbesserungen des Guts vollständig zu genießen, und das Eigenthum vererbt sich vom Vater auf den Sohn; Landeigenthümer, welche das Gut nicht selbst umtreiben können oder wollen, verpachten ihre Güter gegen einen Theil des Ertrags, und der größte Theil des bebauten Bodens in China soll auf diese Art in der zweiten Hand seyn. Noch uneinregistrirtes Land kann jeder, wer will, bebauen, wenn er nachweist, daß er im Stand ist, es völlig zu bepflanzen. Ebenso gibt es auch keine Jagd- und Fisch-Rechte, als besondere Privilegien, sondern Wälder, Flüsse, Kanäle und Seen sind allen offen. — In der Art der Bebauung des Feldes stehen die Chinesen noch auf derselben Stufe, auf der sie vor zweitausend Jahren gestanden seyn mögen. Ihr höchstes Streben ist, auf dem kleinsten Raum soviel als irgend möglich Frucht durch die möglichst einfachen Mittel zu erzielen. — Das Land ist in ungemein kleine Stücke vertheilt, und der Bebauer genöthigt, wenn er nicht hungern will, seinem kleinen Besitz allen seinen Fleiß zuzuwenden; von Versuchen

in der Landwirthschaft kann hiebei keine Rede seyn. Alle Arbeit wird meist durch Menschenhände, beinahe ohne Hülfe von Vieh ausgerichtet.

Der Boden in China, verschieden wie das Clima des Landes, ist im Ganzen sehr fruchtbar. Doch rührt diese Fruchtbarkeit zu einem großen Theil von der Mühe her, womit man zahllose Kanäle von den Flüssen abgeleitet hat. Auch bergige Gegenden sind meistens für den Anbau sehr gut, weil es nicht an Wasser fehlt, und werden durch Anlegung von Terrassen geschickt benützt. Doch gibt es noch manche Landstrecke, welche nicht bebaut ist; entweder weil die Trockenlegung eines sumpfigen Bodens eine große Capital-Auslage erforderte, oder weil sandigte Strecken nur schwer urbar gemacht werden können.

Die Temperatur des Landes ist im Ganzen gemäßigt. Die Kälte des Winters wird durch die vom Ocean her wehenden Winde gemildert; während im Sommer die Westwinde, welche über die hohen Gebirge streichen, angenehm kühlen. Heftige Stürme toben besonders während der Tag- und Nachtgleiche im Herbst. Die übrige Zeit des Jahrs hindurch ist die Witterung mild. Unter einem solchen Himmelsstrich und bei der Art des Landbaus in China möchte man die Chinesen eher Gärtner als Bauern nennen. Sie sind nicht gewohnt, ihr Feld brach liegen zu lassen, sondern suchen wo möglich jedes Jahr zwei Erndten zu gewinnen. Deßwegen sind sie sehr darauf bedacht, den Boden beständig umzuwerfen, leimigten mit sandigter Erde zu vermischen rc., und ihn durch verschiedene Mittel in eine Art von Compost zu verwan-

deln. Namentlich sammeln sie mit ausgesuchter Aufmerksamkeit jede Art von Dünger, welcher selbst von Siam her als Handelsartikel eingeführt wird.

Die Werkzeuge, deren sie sich bedienen, sind sehr einfach. Ihr Pflug hat kein Pflugeisen, und besteht nur aus der Pflugschaar, in welcher ein Bambuszweig steckt, an dem eine Handhabe angebracht ist. Gewöhnlich wird er nur von Einem Ochsen gezogen und die Furchen nur vier Zoll tief eingeschnitten. Die Form der Pflugschaar hat viele Aehnlichkeit mit einem Spaten. Sie haben jedoch noch leichtere und sonst noch verschiedene Arten von Pflügen. Am meisten arbeiten sie aber mit der Haue. Karren zur Verführung der Lasten sind da, wo Kanäle befahren werden können, nicht im Gebrauch. Die Manier des Dreschens ist die nämliche, wie bei uns, doch gebrauchen sie hiezu auch Ochsen. Ihre Mühlen sind sehr einfach, ebenso ihre Oelmühlen und ähnliche Vorrichtungen, wobei sie nicht darauf ausgehen vermittelst der Maschinen die Arbeit der Menschen in größerem oder geringerem Maaß zu ersparen.

Daß unter den Feldfrüchten, welche die Chinesen bauen, der Reis oben ansteht, ist bereits gelegentlich gesagt worden. Unter den übrigen Gewächsen, welche sie ziehen, befinden sich alle in Europa gewöhnliche Küchengewächse, wozu im Süden noch viele tropische Pflanzen kommen, von denen manche als Arzneimittel, manche als Färbestoffe u. dgl. wichtig sind. Daß China das Land des Thees ist, ist bekannt. Der Theestrauch erreicht wild eine Höhe von 10—12 Fuß; kultivirt läßt man ihn aber

nur etwa 6 Fuß hoch wachsen. Sein Vorkommen ist jedoch auf die Süd- und Süd-West-Provinzen Chinas beschränkt, namentlich findet man ihn in den Provinzen Kiangnan, Kiangsi, Tschekiang und Fukian, von wo aus auch Europa mit diesem Artikel in vielen Millionen Pfund versehen wird, seitdem derselbe im vorigen Jahrhundert in allgemeinen Gebrauch gekommen ist. Bei den Chinesen findet man die Sitte des Theetrinkens schon im vierten Jahrhundert nach Christo, und jetzt ist diese Gewohnheit so allgemein bei ihnen verbreitet, daß die mandschurischen Kaiser den Sold für ihre mongolischen Truppen zum Theil in Theetafeln bezahlen, und daß es bei ihnen als ein Schimpf von den Russen gesagt wird, sie trinken gerne Wein, aber sie kennen den Thee nicht.

Mit besonderer Sorgfalt wird auch der Maulbeerbaum wegen der Seidenzucht gepflanzt. Noch jetzt wird sehr viele Seide aus China ausgeführt, vor Alters aber kannte man im Occident die Seidenzucht nicht, indem erst ums Jahr 560 nach Christo Seidenraupen nach Constantinopel gebracht wurden, deßwegen war die Seide aus China noch unverhältnißmäßig höher geschätzt als jetzt. Bei den Chinesen soll Seide schon 800 Jahre vor Christo im Gebrauch gewesen seyn; ja sie haben bei den Alten den Namen Serer von der Seide, die man bei ihnen bereitete, erhalten.

Das Bambusrohr mit seinen ungemein vielen Arten ist gleichfalls ein Gegenstand des fleißigen Anbaus. Die Schößlinge des Rohrs werden gegessen, der ausgepreßte Saft dient als Zucker, die stärkeren Zweige wer-

den beim Bauen verwendet, und unzählige Geräthschaften theils aus den Fasern, theils aus den Rohren verfertigt. Auch statt des Papiers gebrauchte man in der alten Zeit aus Bambus gefertigte Täfelchen.

Ein Volk, bei welchem der Ackerbau eine Grundlage des bürgerlichen Lebens bildet, unter welchem frühzeitig mancherlei Künste und Gewerbe blühen, wird immer auch größere Städte in seiner Mitte entstehen sehen, welche alsdann wiederum auf die Cultur des Volks, und auf die Gestaltung der öffentlichen und Privat-Verhältnisse ihren Einfluß geltend machen. In den früheren Zeiten hatten die Städte, selbst die Residenzen der Monarchen, deren Hoflager ohne Zweifel die nächste Veranlassung zur Gründung ausgedehnterer Niederlassungen waren, nur einen beschränkten Umfang; auch war ihre Zahl nicht beträchtlich. Als aber unter den Tscheu die einzelnen Fürstenthümer des Reichs sich unabhängiger ausbildeten, nahm auch die Zahl und Macht der Städte zu, deren man schon im vierten Jahrhundert vor Christo viele und beträchtliche kennt, und jetzt findet man in China eine große Anzahl Städte, welche den größten Orten Europas an Umfang und Einwohnerzahl gleichkommen oder sie übertreffen. Die Geschichte und Beschreibung solcher Städte gewährt viel Merkwürdiges. So ist von der Stadt Kaifongfu in Honan eine Beschreibung in 8 Bänden vorhanden, worin neben einer Aufzählung aller größeren und öffentlichen Gebäude, der hohen Tribunale, der Schulen und Collegien, der Bibliotheken und Tempeln, der Ehrendenkmale und Begräbnißplätze, die Alterthümer

verzeichnet sind, welche die Stadt aufzuweisen hat, die merkwürdigen Personen, welche in ihr geboren sind, die Kaiser und Kaiserinnen, welche hier gewohnt haben, die Schicksale, welche die Stadt im Laufe der Zeiten betroffen u. s. w. So bildet die Geschichte und Beschreibung der Städte Nanking, Canton, Peking u. s. w. jede für sich ein ausgedehntes, weitläufiges Werk, und sich eine genaue Uebersicht alles Bemerkenswerthen, namentlich von den Schicksalen solcher Städte zu verschaffen, möchte zwar ein sehr umständliches aber für die Cultur-Geschichte Chinas ohne Zweifel sehr wichtiges Studium erfordern.

Peking, die große Kaiserstadt, liegt ungefähr 57 Stunden von der großen Mauer entfernt, auf einer platten, trockenen Ebene ohne Waldung. Etwa 4 Stunden im Westen der Stadt erhebt sich eine Kette hoher Berge, von welchen kleine Flüsse herabkommen, von denen einer rund um die Stadt fließt, und seine Zweige als Kanäle in die Stadt entsendet. Die Luft in der Hauptstadt ist gesund. Selten hört man etwas von verheerenden Krankheiten. Von der Mitte des Decembers bis zum März sind die Gewässer mit Eis bedeckt, bei 10—12 Grad Kälte. Der Sommer ist drückend heiß und bringt häufig starke Platzregen. Der Herbst ist die schönste Jahreszeit. Peking schätzt man im Ganzen zu 8½ Stunden Umfang; die Mauern der Thronstadt sind hoch und breit, die äußere Stadt hat dünnere Mauern. Die Thore und Straßen tragen prächtige Namen, z. B. das Thor der Verehrung der Weisheit, des dauerhaften Friedens, des kriegerischen Muths, die Straße der ewigen Ruhe ꝛc.

mein niedriger Freund hat gesagt ꝛc. Ihr erhabener Name, ihr erhabenes Pferd, sogar ihre erhabene Krankheit u. s. f.) — so sollte ein solches Schauspiel, welches dem Fremden so vieles Ungewohnte darbietet, nicht blos eine vorübergehende Neugierde reitzen, sondern die äußerliche Erscheinung, welche soweit von der uns gewöhnlichen abweicht, und welche ihren Grund in der so verschiedenartigen Bildungsweise neben der Verschiedenheit der natürlichen Anlagen hat, sollte immer neuen Antrieb geben, durch Erforschung der Sitten, der Erziehung und Lebensweise des Volks die innere Ursache des äußerlich sich Darstellenden aufzusuchen, und so ein großes Glied an dem Leibe der Menschheit seinem Wesen nach näher kennen zu lernen. Hätten wir mehrere Reisende, welche in solchem Sinn beobachteten, so würden wir unter diesen auch mehrere haben, welche das dringende Bedürfniß, den heidnischen Völkern das Evangelium zu bringen, erkennen würden.

Zweite Abtheilung.

Uebersicht der Geschichte des chinesischen Reichs.

Die Geschichte Chinas theilt sich in 4 Abschnitte. Der erste begreift die mythische Zeit, und geht bis auf Wu-wang, den Begründer der Dynastie Tscheou, mit welchem die zweite Periode anfängt. — Der Regierungsantritt dieses Fürsten wird in das Jahr 1122 vor Christo gesetzt, und wir können diese Zahl als richtig beibehalten. Achthundert dreiundsiebenzig Jahre blieben die Tscheou auf dem Throne; mit ihrem Ende beginnt eine neue Epoche. — Im Jahr 249 vor Christi kommt Schihoangti zur Herrschaft und von jetzt gebieten der Reihe nach 14 verschiedene Familien bis auf die Zeiten der Mongolen, welche unter dem Titel der Yuen das Scepter über China führten.

Von hier an, 1279 vor Christo, bis auf unsre Zeit ist sodann der 4te Abschnitt.

Die mythische Geschichte der Chinesen ist von ihnen selbst auf verschiedene Weise behandelt worden. Eines-

theils nämlich hat sich die Sekte der Taosse dieses Feldes bemächtigt; um ihren Träumereien durch die Autorität der Vorzeit einen Schein zu geben, oder um den Fürsten, deren Gunst sie suchten, zu schmeicheln, erdichteten sie viele Fabeln, deren Chaos zu entwirren, oder aus denen etwaige Spuren des Wahren von dem Falschen abzuscheiden und Ueberreste, einer [illegible] historischen Tradition aufzufinden nahezu als unmöglich angesehen werden muß.

Andererseits aber ist, was die Schüler des Confuzius zusammt ihrem großen Meister uns anbieten, auch nicht genugsam befriedigend. Denn aus den Schriften dieser Philosophen, soviel sie sich auch auf das Alterthum berufen, lernt man zwar wohl, was sie selbst von dem Wesen einer guten oder einer schlechten Regierung gedacht haben; das wirklich Historische aber aus ihren Abhandlungen und Darstellungen auszusondern, erfordert keine geringe Prüfung, und die Summe dessen, was auf diese Art für die Kenntniß der Vorzeit gewonnen wird, bleibt auf wenige und nur theilweise sichere Andeutungen beschränkt.

Die Zweifel, welche gegen die Aechtheit der Schriften des Confuzius und namentlich gegen den Schuking erhoben worden sind, scheinen hiebei von keinem besonderen Gewicht zu seyn. Sie stützen sich darauf, daß durch die im Jahr 213 vor Christi unter Tsinschihoangti angeordnete Verbrennung der alten Bücher die Abschriften dieser Werke größtentheils verloren gegangen seyen; seyen sie nachher auch theilweise wieder hergestellt worden, so könne

man sich nun doch nicht auf die Richtigkeit der Angaben im Einzelnen verlassen. Von dem Schuking insbesondere wird erzählt: als eine geraume Zeit nach jener barbarischen Maaßregel unter der auf die Tsin folgenden Dynastie der Han die Bücher hervorgesucht worden, habe sich ein bejahrter Greis, Fuscheng, bekannt gemacht, welcher ein Manuscript des Schuking gerettet und dieses Buch, dem größten Theile nach, auswendig gelernt hatte. Dieser habe 28 Capitel von der Schrift Gelehrten, die an ihn gesandt worden, dictirt, und lange seye nun diese Edition des Fuscheng im Gebrauch gewesen. Es habe sich aber in der Familie des Confuzius noch ein Manuscript vorgefunden, welches zwar schwer zu entziffern gewesen, doch habe man 58 Capitel allmählig gelesen. Von diesem haben sich auch Abschriften verbreitet, und unter der Dynastie der Tang im Jahr 640 vor Christi seye denn dieser Schuking öffentlich durchgesehen und herausgegeben worden.

Dieses Schicksal der für die älteste Geschichte wichtigsten Schrift des Confuzius kann jedoch keinen zureichenden Grund gegen die Benützung der in ihr enthaltenen Nachrichten abgeben, da eben die Sorgfalt, mit welcher man dieses Werk aus der Vergessenheit hervorsuchte, eine Bürgschaft für die Genauigkeit gewährt, womit man in seiner Wiederherstellung zu Werk gegangen seyn muß. Ueberdieß sind, nach Abzählung der moralischen und moralisch-politischen Reden, welche Confuzius seinen Helden in den Mund legt, die geschichtlichen Data, welche eingeflochten werden, so einfach, und dem Zustand eines

erst sich entwickelnden Volks so angemessen, daß die innern Gründe ganz zu Gunsten des angefochtenen Werks sprechen.

Bleiben wir beim Schiking aber stehe berücksichtigend den Schiking, dessen Gedichte zwar gleichfalls nur sparsam das hohe Alterthum berühren, deren Andeutungen aber in dem Maaße sicher sind, als wir hier nichts anderes, als was in der Ueberlieferung des Volks gegeben war, vorfinden.

An weiteren Denkmalen der frühesten Zeit ist China arm. Doch darf die Eigenthümlichkeit der Schrift nicht ganz übergangen werden. Denn die Zusammenstellung der Schriftzeichen in der ältesten Zeit zeigt öfters das Vorhandenseyn gewisser Begriffe oder Gegenstände des täglichen Lebens an, von welchen auf den Stand der Bildung unseres Volks in der Urzeit geschlossen werden kann.

Nimmt man zu diesem Allem die Betrachtung der Zustände hinzu, in denen man die Nation da findet, wo ihre Geschichte heller wird, so wird man auch hierin ein brauchbares Licht finden, durch welches man sich in der Verfolgung der historischen Spuren aus der grauen Vorwelt leiten lassen kann. So daß wir uns jedenfalls nicht blos den Angaben der späteren Geschichtschreiber aus der Zeit der Han übergeben sehen.

Unter den ersten Fürsten und Führern ihres Volks nennen die Chinesen öfters den Fohi. Zu seinen Zeiten soll die Kolonie aus wenigen Familien bestanden haben, welche von ihm in den ersten Anfängen eines gesitteten

Lebens unterrichtet werden mußten. Ihm schreiben sie daher auch die Erfindung mancher Künste zu, worin der große Schinnung, der Lehrer des Ackerbaus sein trefflicher Nachfolger war. Zu diesen rechnen sie auch den mächtigen Hoangti und setzen die Regierung dieser Männer in die Zeit von 2953—2357 vor Christi.

Erst mit Yao, mit Schun und Yu beginnt Confuzius seine Erzählung. Diesen Fürsten werden bereits einige große Beamte beigegeben, unter ihnen soll der Kalender regulirt worden seyn, und um das Volk machen sie sich verdient, indem sie Sümpfe austrocknen, Wälder lichten, und gefährliche Thiere, die da hausen, vertilgen. Dem Yu besonders wird zugeschrieben, er habe durch Ableitung des Hoangho, welchem er ein anderes Bett gegraben, das Volk von der Noth einer großen Ueberschwemmung, die über die hohen Berge reichte, frei gemacht. Die Ausdehnung des Reichs in dieser Zeit war unbeträchtlich, und scheint sich nicht viel über die Gegenden von Schensi und Schansi erstreckt zu haben, wo die ersten Niederlassungen des Stammes gefunden werden. Von Yu an erbten seine Nachkommen die Herrschaft bis auf den 17ten Fürsten. Doch berichtet die Erzählung, daß schon unter dem Enkel von Yu die Familie desselben an Ansehen verlor. Unter schwachen Regenten nahm die Gewalt der Minister überhand, und endlich gaben die Laster des tyrannischen Kieue Veranlassung, daß einer der Großen des Reichs, Tchingtang ein Heer gegen ihn sammelte, ihn vom Thron stieß, und aus dem Reich verjagte, worauf er im Elend umkam. So endigte, nach der Zeit-

rechnung der Chinesen im Jahr 1766 vor Christo das Geschlecht der Hia, an dessen Stelle das der Schang trat.

Aber auch aus der Zeit der Fürsten dieser Familie erfahren wir weniges von allgemeinerer Wichtigkeit, und bei dem, was von den einzelnen Regenten erzählt wird, läßt sich schwer unterscheiden, in wie weit der Berichterstatter ein Beispiel zur Nachahmung oder Abschreckung aufstellen wollte, oder ob er wirklich Geschehenes darlegt. Das Ende dieser Dynastie kam auf die nämliche Art herbei, wie bei den Hia, indem ein grausamer und lasterhafter Herr, Tscheousin genannt die Großen und das Volk so lang bedrückte, bis Wuwang ihn bekriegt, und der Kaiser in seinem Pallast sich in den Flammen tödtete, nachdem sein Geschlecht durch 28 Fürsten 644 Jahre im Land regiert hatte.

Von jetzt an fließen die Nachrichten reichlicher und die Geschichte gewinnt allmählig ein ziemlich frisches Leben. Als Wuwang ums Jahr 1122 zur Herrschaft gekommen war, so theilte er das Reich in kleine Fürstenthümer, über welche er zinspflichtige Herren setzte, Männer aus seiner Familie, oder Abkömmlinge von den Fürsten, welche durch ihre Weisheit das Volk geordnet und die Macht der Regierung begründet hatten. Die Zahl dieser Fürsten belief sich im Ganzen auf 71, und die Namen ihrer Gebiete zeigen uns, wie weit allmählig die Grenzen der Chinesen sich erweitert hatten. Denn außer den verschiedenen Baronieen in Schensi und Schansi nebst dem angrenzenden Honan, wo die Schang ihre Kapitale gehabt hatten, finden wir Herrschaften in Schantung und

in Petscheli, so daß der ganze Norden Chinas bis zum Meer jetzt bereits ein Eigenthum des Volks gewesen seyn muß. Das Factum dieser Vertheilung ist unbestreitbar, da von hier an diese Herren eine große Rolle spielen, und viele von den Ländereien mit ihren Titeln bis auf Schihoangti herab blieben. Unter den Fürsten, welche hier vorkommen, sind Sprößlinge von Schinnung, von Hoangti, von Yao, von Schun und Yu.

Als Beispiel von der Weisheit, die sich in jenen Zeiten verbreitet hatte, wird erzählt, daß Wuwang die Lehren der Klugheit und der Tugend auf die Wände in seinem Pallast, auf sein Hausgeräthe, selbst auf seine Kleider habe zeichnen oder eingraben lassen. So unter anderem: „Wenn Du das siehst, was vor Dir ist, so denke an das, was dahinten ist.“ „Wie gefährlich ist, gegen jemand Zorn beweisen, und sich seiner Leidenschaft überlassen.“ „Sey emsig in Deinen Arbeiten, wenn Du das thust, wirst Du gewißlich reich.“ „Opfere dem erhabnen Himmel, und vergiß nicht mit Tages-Anbruch ihn anzubeten.“ Auf seinen Degen wurde geschrieben: „Bediene Dich dessen nicht als zur Gerechtigkeit, dann wird er Dir nützlich seyn, gebrauchst Du ihn gegen das Recht, so wird er Dir einen großen Flecken anhängen.“ Auf die Pfosten des Hauses: „Sage nicht, wie können sie fallen? Dieß wäre der Anfang Deines Verderbens! wie können sie zu Grund gehen? So würdest Du Dich an den Rand eines Abgrunds stellen.“

Solche Lehren soll Wuwang aus einer alten Schrift entnommen haben, welche ihm sein Lehrer Schangfu auf

seine Nachfragen nach Ueberresten von der Weisheit des Alterthums vorzeigte, und welche sich der Fürst unter Beobachtung mancher Ceremonie vorlesen ließ, nachdem er sich zuvor durch dreitägiges Fasten auf diese feierliche Handlung vorbereitet hatte.

Von ihm wird auch zuerst gemeldet, daß er in seiner Hauptstadt zu Hao, in der Nähe Singanfus, in Schensi Schulen aufgerichtet habe. Kinder von jedem Stand konnten da vom achten Jahr an in eine der niedrigeren Anstalten eintreten, und darin verweilen, bis sie 15jährig waren. Dann wurden sie in die höhere Schule aufgenommen. In diesen Schulen sollten arme und reiche, vornehme und geringe gleich behandelt werden. Nur das Alter wies jedem seine Stelle an, und Wuwang wollte selbst den Erbprinzen nicht von diesem Gesetz ausgenommen wissen. Aus den Zöglingen dieser Anstalten wollte der Kaiser hernach die tauglichsten für die Geschäfte und Aemter der Reichsverwaltung auswählen.

Mit diesen Nachrichten stimmt überein, was von dem Vater Wuwangs, dem weisen Wenwang aufbehalten ist, der von dem Tyrannen Tscheusin, dem er die Wahrheit sagte, eingekerkert, sich mit dem Kua des Fuhi beschäftigt und einen Commentar darüber, freilich in dunkeln Sentenzen, geschrieben habe. Auch habe er nachgehends, da er wieder frei war, bei der Stadt Fongtsching, die er gründete, einen steinernen Thurm von 40 Fuß Höhe und 100 im Umfang gebaut, den er Lingtai nannte, bestimmt zu astronomischen Beobachtungen.

So scheint es, daß in der Familie der Tscheu ein Sinn für höhere Bildung war, welcher sich auch in dem Sohne Wuwangs Tschingwang — von dem oben bereits als Probe aus dem Schiking ein Lied angeführt wurde — und in dessen Sohne Kangwang zeigte, wodurch diese Fürsten, nicht minder als durch Großmuth und Gerechtigkeit die Gemüther der Menschen an sich fesselten, und ihrer Herrschaft eine festere Grundlage gaben.

Merkwürdig sind die Reden, welche dem Wuwang in den Mund gelegt werden zur Vertheidigung seiner Usurpation:

„Fürsten und Große, unser Ahnherr, Heoutsie, der sich unter Yao und Schun durch seine Bemühungen für den Ackerbau so wohl um das Land verdient gemacht, hat unser Haus gegründet. Nach mehreren Geschlechtern hat Kongliepu seinen Glanz vermehrt und es vergrößert. Taiwang, sein Sohn, aber hat die ersten Stufen gelegt, auf welchen unsre Familie zum Thron emporstieg. Er verließ das Land Pin, um sich am Berge Kischan anzusiedeln, und erwarb sich dort durch seine Tugenden und die Weisheit seines Regiments die Bewunderung aller. Wenwang, mein erhabener Vater, war herrlicher Eigenschaften voll. Er machte sich den Himmel günstig, welcher ihm seine Befehle gab, den Frieden im Reiche herzustellen; ihn fürchteten die Großen wegen seiner Macht, und kleine Herren begaben sich in seinen Schutz. Er gewann ihre Freundschaft und ihr Vertrauen. Nach neun Jahren voll Mühe und Sorgen starb er, ohne daß er

jeder seine Gallerien mit drei Reihen Fenstern übereinander hatte. Da dazumal die Fürsten, welche Wuwang eingesetzt hatte, sich bereits den Königstitel beilegten, so nannte der erste Minister des Kaisers das Land von Loyang „Reich der Mitte," woher, wie es scheint, China noch jetzt diesen Namen führt.

Unter Tschingwang wird bereits auch von einer solchen Vertheilung der Staatsgeschäfte gesprochen, welche der späteren Organisation der höheren Aemter zum Vorbild gedient haben mußte. Da waren drei Grafen, von denen zwei die Aufsicht über alle Beamte zu führen und einer über die Ruhe des Reichs zu wachen hatte, welchen wieder drei andere von niedrigerem Rang zur Seite standen. Unter diesen höchsten Ministern stand der Reichskanzler, von welchem die Bestallung der Beamten abhieng; der Präsident der Schatzkammer, welcher darauf zu achten hatte, daß das Volk die fünf Pflichten getreu erfülle; der Präsident der Gebräuche sollte auf Erhaltung der reinen Lehre und auf geziemende Feier der Opferhandlungen sehen; der Präsident des Kriegsraths, der Präsident des obersten Gerichtshofs und der der öffentlichen Arbeiten sind gleichfalls nicht vergessen. Alle sechs Jahre sollten, so war weiter verordnet, die verschiedenen Fürsten und Große des Reichs am Hof erscheinen, um ihre Huldigungen darzubringen, alle zwölf Jahre aber soll der Kaiser selbst, begleitet von seinen Ministern, in die Provinzen gehen, um von den Fürsten und Beamten Vorschläge zum Wohl des Volks anzuhören und ihnen Befehle zu ertheilen; so werden die Unterthanen sich im

Frieden halten, und die Beamten werden aufgeklärt werden. Auch kommen bei diesem Kaiser schon Beispiele von ungemeinen Ehrfurchtsbezeugungen vor, wodurch seine ersten Minister die Größe seiner Majestät ins Licht stellen wollten.

So sehen wir denn hier bereits das Reich von solchem Umfang und solcher inneren Ausbildung, daß es sich neben jede Herrschaft des frühern Alterthums stellen kann. Aber abgeschlossen, wie das Land liegt, finden wir die Bevölkerung bis jetzt allein auf sich beschränkt. Vergeblich fragt man, woher die ersten Ansiedler Fuhi oder andere gekommen? auf welche Art die Künste, die Gewerbe, die Wissenschaften selbst vom ersten Beginn an sich entwickelt haben? unter welchen Führern oder Königen das Volk sich ausgebreitet, und welche Weise, die wenigen großen Männer, die genannt sind, abgerechnet, sich zum allgemeinen Besten nützlich wirksam erwiesen haben? Wie die Sache selbst es mit sich bringt, und wie wir es auf gleiche Art bei andern Völkern finden, so verlieren sich auch hier die Anfänge der Geschichte in ein schwer enthüllbares Dunkel. Nur soviel erkennt man bald, daß China, was es wurde, nicht durch Fremde, sondern aus sich selbst geworden ist; daß in den 1000 und mehr Jahren von Yao, Schun und Yu bis auf den Kaiser Wuwang das Volk wesentlich fortschritt; und daß es jetzt bereits den Bildungsgrad erreicht hatte, daß die Stürme der späteren Jahrhunderte die Grundlinien nicht mehr zu verwischen vermochten, welche das hohe Alterthum der Nation allmählig eingrub. Auch hinsichtlich

der Religionsweise der allerersten Zeit sind wenigstens die bis jetzt gewonnenen Resultate der Forschung nicht befriedigend, so daß wir auch in der Hinsicht mit Sicherheit nicht über die Regierungszeit von Wuwang und Tschingwang und über das hinausgehen können, was namentlich in den Liedern aus dieser Periode vom Dienst des Himmels und der Ahnen enthalten ist.

Wenn bis auf Wuwang das Reich der Chinesen einer einsamen Insel in einem fernen Meere gleich ist, an deren Küsten nur selten ein Fremder sichtbar wird, wenn bis daher die Herrscher der Nation im Innern wenig Widerstand fanden, wofern nicht ihre Frevelthaten das Maß überschritten, so entfaltet sich dagegen von jetzt an sowohl im Innern als gegen Aussen ein anderes Feld der Geschichte.

Zwar Tschingwangs Sohn Kangwang, welcher von 1078—1052 vor Christo regierte, herrschte noch in dem Geist seines Vaters und Ahnherrn, sorgte für die Kultur des Landes, namentlich für Seidenbau und für den Seidenhandel, und starb aufs Tiefste betrauert vom ganzen Reich. — Kurz vor ihm war auch Schaokong vom Schauplatz abgetreten, der weise Erzieher und treue Rathgeber Tschingwangs, der Freund des Volks, der kluge Minister, der Beförderer der Wissenschaften, der selbst auch Lieder dichtete; auch die Reihe anderer bewährten Fürsten, welche Wuwang eingesetzt hatte, war allmählig gelichtet. — Da kamen Kaiser auf den Thron, wie Tschaowang, Muwang, Kongwang, Ywang, welche sich durch leidenschaftliche Liebhaberei für Jagd und kriegeri-

sche Uebungen oder wie dieß bei dem letztgenannten der Fall war, durch Unthätigkeit im Regiment verhaßt machten. Das Volk verfehlte nicht, sich zu rächen. Tschaowang ertrank im Hoangho, Ywang aber wurde von den Dichtern seiner Zeit durch Satyren gegeißelt. Anfangs thaten sie dieß noch mit einiger Schonung. Man hoffte, er werde in sich gehen, wenn er höre, wie er durch das kleine Volk auf den Gassen, in dessen Mund man diese Verse gegeben hatte, kritisirt werde. Da er sich aber nicht änderte, so sang man bald die beissendsten Spottlieder. Doch brachte die Ungunst des Volks den Kaisern nicht so vielen Nachtheil, als die jetzt allmählig wachsende Macht der von Wuwang gegründeten Baronieen.

Yewang, der ums Jahr 894 vor Christo zur Herrschaft kam, von Natur ein schüchterner Mann, wußte sich den Großen gegenüber nicht zu stellen. Als die Fürsten sich vor ihm versammelten, um ihn als Herrn zu erkennen und ihm den Gebräuchen gemäß ihre Ehrfurcht zu bezeugen, stieg er vom Thron, um die Begrüßung zu erwiedern. Von jetzt an maßten sich die Herren Rechte an, die ihnen nicht zustanden, verweigerten den Kaisern den Gehorsam, führten fortdauernd Kriege zur Vergrößerung ihrer Ländertheile und brachten eine Reihe von Jahrhunderten hindurch nicht wenig Unheil über das gemeinschaftliche Vaterland. Harte Maßregeln, welche Yewangs Sohn, Liwang — regierte von 878–827 vor Christo — gleich beim Antritt seines Regiments gegen dieses eindringende Uebel zu ergreifen suchte, trugen mehr zur Erbitterung der Gemüther bei, als daß die kaiserliche Macht

dadurch gestützt worden wäre. Liwang mußte zusehen, nicht blos daß die von Tsi, deren Herrn er hatte hinrichten lassen, allenthalben sehr verunglimpfende Verse gegen ihn verbreiteten, sondern auch, daß der Fürst von Tschu sich unabhängig erklärte und den Titel König annahm. Bei der Stimmung der andern Fürsten gegen ihn wäre der Ausgang eines Kampfs zweifelhaft gewesen. Dazu kam, daß er sich bei seinen eigenen Unterthanen durch Geiz und Habsucht in hohem Grad verhaßt machte. Umsonst stellte ihm sein treuer Minister Yui-leang-fu dringend vor: »das Geld seye eine seltne Waare, gewonnen aus den Erzeugnissen, die der Himmel und die Erde geben, der Lohn des Volks für seine Arbeit. Es ihm nehmen, heiße, es der Frucht seines Schweißes und seiner Mühe berauben, und es in einen Zustand zu versetzen, wo es fähig wird, den Fürsten in einen Abgrund des Elends zu stürzen. Jeder Mensch liebe es, die Gaben des Himmels und der Erde zu genießen, jeder beklage sich über Unrecht, wenn man sie ihm aus den Händen reiße. Wenn Alle sich beklagen, wenn Alle unzufrieden seyen, wie sollte da das kaiserliche Ansehen lange bestehen können? Wer andern mit Gewalt das Seine nehme, müsse aus der Gesellschaft rechtlicher Leute ausgestoßen und mit den Räubern in eine Classe gestellt werden. Sollte ein solcher Fürst nicht verdienen, von aller Welt verlassen zu werden? Sollte es anders geschehen können, als daß auf diese Weise das Haus der Tscheu zerfalle?« — Liwang suchte das Murren des Volks dadurch zu dämpfen, daß er Zauberer aus dem Lande Wei kommen ließ, welche

ihm die nennen mußten, die sich über seine Regierung beklagten; wer so angegeben war, der wurde ohne weitere Untersuchung hingerichtet. Jetzt wagte Niemand mehr, den Mund zu öffnen. Aber der Minister Schaokong sprach zum Kaiser: »dem Volk die Freiheit zu nehmen, ist gefährlicher, als einen großen Strom in ein enges Bett eindämmen. Wer Wasser des Stroms aufhält, zwingt ihn, über das Ufer zu treten, und größeren Schaden anzurichten, als wenn man ihm seinen natürlichen Lauf gelassen hätte. Soll ein reißender Strom nichts verderben, so muß man ihm ein großes Bett graben, so müssen auch die, die das Volk beaufsichtigen, ihm die Freiheit der Rede gestatten. Man kann sagen, der Fürst versteht zu regieren, welcher den Poeten die Freiheit läßt, Verse zu machen, dem Pöbel, Komödie zu spielen, den Geschichtschreibern, die Wahrheit zu sagen, den Ministern, Rathschläge zu geben, den Armen, beim Bezahlen zu murren, den Studirenden, ihre Reden mit lauter Stimme herzusagen, den Künstlern, ihre Werke zu loben, dem Volk, zu reden, was es sagen hört, und den Alten, an Allem etwas auszusetzen. Dann gehen die Geschäfte ihren Gang ohne viele Schwierigkeiten. Denn die Rede des Volks ist wie Berge und Flüsse, von woher die Reichthümer und die Bedürfnisse des Lebens kommen.«

Doch solche Vorstellungen wirkten bei dem tyrannischen Fürsten nichts. Drei Jahre herrschte eine dumpfe Stille in dem Volk. Da brach der Aufruhr aus; der Kaiser wurde vertrieben, und Schaokong rettete dem Erbprinzen nur dadurch das Leben, daß er dem wüthenden

Pöbel den eignen Sohn an seiner Stelle preisgab. Li-wang starb im Exil, bis dahin regierten im Namen des Erbprinzen die Minister. Schaokong selbst hatte Verse gegen den Kaiser gemacht, und nach ihm unzählige andere, wovon im Schiking noch Einzelnes aufbewahrt ist.

Als Siuenwang, der Sohn Liwangs, im Jahr 827 vor Christo die Regierung antrat, vermochte er, obwohl ein kräftiger Fürst, so wenig als sein Vater, die übermächtigen Vasallen zur Ordnung zurückzubringen. Blutige Familienzwiste, Streitigkeiten um den Besitz der Herrschaften rissen bei ihnen ein, wobei der Kaiser meistens für klüger fand, sich jeder Einmischung zu enthalten, weil seine Befehle doch verachtet worden wären. So regierte er zwar 46 Jahre in seinem Lande mit Glück, zuletzt aber zog ihm der Verdruß über das Umsichgreifen der Fürsten eine Krankheit zu, an der er starb. Um so schneller nahm unter seinen schwachen Nachfolgern die Unordnung überhand, und »der Himmel bezeugte durch Ueberschwemmungen der Flüsse, durch Erdbeben und andere schreckliche Ereignisse der Natur, seine Ungunst über das Haus Tschen.« Yeuwang, Siuenwangs Sohn ward von dem Herrn von Schin mit Hülfe benachbarter Tartaren angegriffen und getödtet; und Pingwang, Yeuwangs Sohn, gelangte blos durch den Willen dieses Fürsten auf den Thron, und muß es dulden, daß die Fürsten von Tßin dem Schangti Opfer darbrachten, was nur dem Kaiser allein zustand. Huanwang (regierte von 749 —696 vor Christo) sucht durch den Fürsten von Tsching die andern wieder zur Unterwürfigkeit zu bringen, und schließt

auch mit denen von Lu und Tsi in dieser Absicht Bündniß, um so bedeutender wachsen die Faktionen, um so verderblicher sind die Kriege, welche die einzelnen Staaten gegeneinander führen. Diesem Uebel kann auch sein Nachfolger Tschuangwang nicht steuern, und Hoeiwang wird genöthigt, aus seinem Land zu fliehen, und erobert erst durch Hülfe des Herrn von Tsching die Residenzstadt Loyang wieder, worauf er in fortdauernder Abhängigkeit von den Reichsvasallen bleibt. Dieß ist das Schicksal der Kaiser aus dem Hause Tscheu auch in den folgenden Geschlechtern; ihre Macht sinkt je länger je mehr zu einem Schatten herab, obwohl tüchtige Fürsten, wie Siangwang, Kingwang ꝛc., den Verfall des kaiserlichen Ansehens noch eine Zeitlang aufrecht zu erhalten wissen. Der kaiserliche Name erscheint bald als Siegespreis jedem vorgehalten, der es wagen wollte, nach Vertreibung der bisherigen Besitzer des Throns, denselben sich zuzueignen. Endlich tritt auch aus der Familie der Tsin der Gewaltige hervor, der sich im Jahr 249 vor Christo die Krone auf das Haupt setzt.

Um die Geschichte dieser letzteren Jahrhunderte etwas genauer kennen zu lernen, müssen wir daher auch einige der größeren Fürstenthümer ins Auge fassen.

Wie wir bemerkt haben, war die Zahl der von Wuwang errichteten Fürstenthümer sehr beträchtlich. Manche von diesen giengen jedoch frühzeitig wieder unter, wogegen aber auch im Laufe der Zeit neue Herrschaften gegründet wurden. Im Jahr 722 vor Christo, mit welchem Confuz seinen Tschuntsieu, die Geschichte der Herr-

schaft Lu, beginnt, sah man das Reich in 21 kleine Staaten getheilt, unter welchen am längsten blieben und sich allmählig am meisten hervorthaten: Tsin gelegen in Schansi — Tschao und Yen, in Schansi und Petscheli — Wei in Honan und den angrenzenden Theilen Schansis und Petschelis — Lu und Tsi theilte sich in Schantung — Han lag in Honan und Tschu gieng von hier aus in die Gebiete um den Kiang und gegen das Meer; im jetzigen Hupe und Hunan. Unter den andern Staaten gewann früher Tßin in Schansi — wohl zu unterscheiden von Tsin in Schensi — im Norden ziemlich lange das Uebergewicht, doch fand diese Herrschaft ums Jahr 376 vor Christo durch die benachbarten Fürsten ihr völliges Ende. Im Süden hatte Tschu den Vorrang vor den andern, obwohl es halb für ein barbarisch Land angesehen wurde. Die frühere Geschichte dieser kleinen Staaten gibt uns das Schauspiel von unzähligen Kämpfen und kleinen Kriegen, von blutigen Zwisten in den Häusern der Regenten und Intriguen über die Nachfolge, von Anhänglichkeit des Volks an ihre angestammte Herrschaft, von treuen oder verrätherischen Ministern u. dgl. Merkwürdiger aber wird ihr Conflict von der Zeit an, als die Zahl der Fürstenthümer auf wenigere zurückgeführt war, und jetzt, nachdem auch troß der allgemeinen Unruhen die geistige Entwicklung weiter vorgeschritten, nicht unbeträchtliche Kräfte sich gegenüberstanden. Von dem Anfang des vierten Jahrhunderts vor Christo handelte es sich unter diesen Staaten nicht mehr, wie früher, darum, wer sich am meisten vergrößern kön-

ne, die Frage war jetzt, wer die Oberherrschaft über China erringe.

Vor den andern that sich vom Jahr 362 vor Christo das Land Tsin (in Schensi) hervor. Dieses Fürstenthum war im Jahr 897 von Hiaowang zu Gunsten eines gewissen Feitsé errichtet worden, welcher den Kaiser, einen großen Liebhaber schöner Pferde, durch Lieferung der trefflichsten Rosse, in deren Auferziehung er ein besonderes Geschick besaß, für sich einzunehmen wußte, so daß er zuerst zum kaiserlichen Oberstallmeister, hernach zur Würde eines Fürsten erhoben ward. Allmählig hatte sich der kleine Staat vergrößert, und als in genanntem Jahre 362, nach dem Tode des kriegerischen Hienkong, sein Sohn Hiaokong zur Herrschaft kam, sah er sich im Besitz des ausgedehntesten Erblandes im ganzen Reich. Um diese Zeit hatte bereits die Richtung, welche wir durch Confuz (geb. 552, gest. 479 v. Christo) repräsentirt sehen, die Uebung der Gewalt nach Grundsätzen der Philosophie zu behandeln und die Staatsverwaltung als eine Kunst zu betreiben, tiefere Wurzeln unter den Chinesen gefaßt und die Politik stand schon auf einer nicht unbeträchtlichen Stufe der Ausbildung. Confuz selbst zwar hatte als Staatsmann sein Glück nicht gefunden. In Lu, wo er ums Jahr 497 Minister wurde, verdrängte ihn der Einfluß des benachbarten Fürsten von Tsi, welcher die wachsende Macht Lus unter einer solchen Leitung fürchtete. Zugleich hatte er sich durch große Strenge im Lande selbst Feinde zugezogen, denn als er einen Mann, der Unordnung im Staate veranlaßt hatte, hinrichten

ließ, so rechtfertigte er seine That, indem er sagte: „Es gibt fünf Fehler, welche den Menschen schuldiger machen, als Straßenraub — ein trügerisches boshaftes Gemüth, — heuchlerisches Betragen — glückliches Talent, das das Laster ausbreitet, — Fluß der Rede voll Lügen und Unwahrheit, — endlich eine natürliche Vorliebe für das Böse. Ein einziger solcher Fehler verdient den Tod, und der Weise muß, wenn er Macht hat, diese Strenge gebrauchen.“ In andern Staaten hörten die Fürsten zwar gerne auf seine Reden, fragten ihn über die Regeln einer guten Regierung, und lobten seine Lehre, wollten sich aber nicht darnach richten. Der Fürst von Tschu wollte den Weisen mit einem eigenen Gebiet in seinem Land beschenken, aber sein Minister gab es nicht zu, indem er vorstellte: Kongfutse seye viel zu weise, als daß er neben einem andern herrschen könne, ohne daß die Familie des Fürsten Schaden durch ihn leide. Auch an andern Orten fehlte es ihm nicht an Feinden. So gieng einst, als er auf dem Weg ins Land der Song gerade unter einem Baum seine Schüler über den Nutzen der Ceremonien belehrte, der oberste Feldherr der Song, der ihn hier antraf, mit dem Säbel in der Hand auf ihn los, um sich seiner zu entledigen. Confuz zog sich langsam zurück und sagte zu seinen Schülern, die sich über seine Gleichmuth wunderten, „wenn ich Tugend genug habe, um den Himmel zu gewinnen, daß er mich schütze, was kann Huanlui mir thun?“ Ja in Tschin und Tsai — (kleine Staaten in Honan gelegen) — fand er eine so unwirthliche Aufnahme, daß er einst mit seinen Schülern

sieben Tage nichts zu essen hatte. Doch sey es, daß die Weisen nachmals von ihrer Strenge nachließen, oder daß die Fürsten ihren Vortheil besser erkennen lernten, schon etwa 60 Jahre nach dem Tod Kongfutsés machte sich Wenkong, der Fürst von Wei, berühmt, welcher viele weise Männer an seinem Hof versammelte. Diesen begegnete er mit ausgezeichneter Verehrung. Eines Tags gieng er an dem Hause des Tuankanmu, eines seiner Lehrer, vorüber, und verbeugte sich nach seiner Gewohnheit tief vor seiner Pforte. Seine Begleitung staunte, daß er sich vor seinem Unterthanen so erniedrige. Der Fürst sagte: »Tuankanmu der Weise ist groß durch seine Tugend, ich bin es nur durch das Land, welches ich besitze.« Auch seine Freigebigkeit gegen solche Männer wurde bewundert und unter ihm gelangte sein Staat zu großem Ansehen vor den andern; — daher fand auch Tsin's auftretende Macht einen bedeutenden Nebenbuhler an Wei, welches die Grenze von Tsin gegen Osten bildete. Doch ließen sich Tsins Fürsten dadurch nicht irren.

Als Hiaokong, ein Jüngling von 21 Jahren, ein Fürst voll Klugheit und Feuer die Regierung in Tsin angetreten hatte, legte er sogleich seine weitgehenden Plane an den Tag. Er versammelte seine Großen, und stellte ihnen vor: Mukong, einer seiner Ahnen, habe sich den Ruhm großer Weisheit erworben, indem er die Unruhen im Lande beschwichtigte. Er habe die westlichen Tartaren weit zurückgetrieben, die Grenzen des Fürstenthums gegen Abend bis zum Hoangho ausgedehnt, und sein Gebiet durch große Strecken, welche er den Feinden

abgenommen, vermehrt. So habe er seinen Nachkommen den Weg zum Ruhm gebahnt. Hienkong, sein hochgeehrter Vater, habe die Tsin an Wei, an Han und Tschao gerächt, und ihnen die Ländereien wieder abgenommen, welche sie diesseits des Hoangho erobert hatten. Er habe sein Regiment durch Weisheit und Ruhm gekrönt, wie Mukong, aber der Tod habe ihn zu frühe überrascht. Nun stehen ihm diese Vorbilder beständig vor der Seele. Aber allein vermöge er nicht, seinem Reiche solchen Glanz zu verleihen. Darum suche er einen tüchtigen Minister, der durch weise Rathschläge ihn in der Ausführung der Absicht unterstütze, den Ruhm der Familie von Tsin auf seinen höchsten Gipfel zu erheben. Wenn daher die Großen Liebe zu ihrem Vaterland und Anhänglichkeit gegen ihn im Herzen tragen, so müssen sie sich mit ihm in der Nachforschung nach einem solchen Mann vereinigen. Es komme nicht darauf an, in welchem Stand derselbe lebe. Wenn er aus der Masse des Volks sey, werde er ihn erheben, wenn er schon in Aemtern sey, so biete er ihm einen Theil seiner Herrschaft als unabhängiges Besitzthum an. Darauf gebe er hier feierlich sein Wort, sie mögen dieß überall verbreiten, damit die Kunde von diesem Versprechen auch in andere Staaten dringe.«

Eine solche Aussicht lockte den Kongsunyang aus dem Lande Wei, der von seiner frühen Jugend an die Unterweisungen Kungschutsos des ersten Ministers in Wei genossen hatte, welcher hoffte, sich in ihm einen Nachfolger heranzubilden. Kungschutso, bekannt mit den

überlegenen Talenten Kongsunyangs hatte auch gegen seinen Fürsten von diesem Plan gesprochen und ihm, da er zögerte, hierauf einzugehen, bezeugt, wenn er diesen Mann nicht zur höchsten Ehre befördern wolle, so bleibe ihm keine weitere Wahl, als ihn zu tödten. Denn hüten müsse er sich, daß er ihn nicht aus seinem Lande ziehen lasse. Nach dieser Unterredung mit dem Fürsten aber beeilte er sich, dem Kongsunyang zu sagen: Ich habe meine Pflicht gegen meinen Herrn als ein treuer Unterthan erfüllt, ich habe ihm gerathen, was ich zum Besten seines Staates für nothwendig erachte; jetzt will ich auch dem, wozu mich die Freundschaft treibt, nachkommen; folge meinem Rath, versäume keinen Augenblick, Dich zu entfernen.

Kongsunyang kam daher an den Hof von Tsin, erwarb sich schnell das höchste Vertrauen seines Regenten, und wurde bereits nach Ablauf eines Jahrs zum ersten Minister erhoben. Mit solcher Gewalt ausgerüstet, begann er, die alten Einrichtungen und Gesetze des Volks umzugestalten. Mit Festigkeit trat er dem Fürsten und dem Volk, das darüber murrte, entgegen, und führte mit sicherer Hand sein Werk zum Ziel, nicht ohne Anwendung strenger Maßregeln gegen Widerspenstige. Ehe zehn Jahre verflossen, war in Tsin eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Man fand jetzt keine Diebe und Betrüger mehr im Land, keine Müssiggänger unter dem Volke, keine Feige unter den Soldaten, keine Habgier oder Nachläßigkeit bei den Beamten. Denn der Minister dehnte seine Verordnungen über alle Stände,

ohne Ansehen der Personen aus. Er setzte fest: je 5 und 5, und 10 und 10 Familien sollen sich untereinander unterstützen und über einander wachen, daß keine Unordnungen entstehen. Wer einen Verbrecher verhehle, werde wie der Thäter bestraft, der Angeber wie einer der das Land von einem Feind befreite, belohnt, Familien mit mehr als zwei Söhnen mußten mehr frohnen, wurden aber auch mehr geehrt. Müssiggänger wurden zu beschwerlichen Arbeiten verurtheilt. Leute, die das Feld bauten, oder Seidenweberei oder ein anderes Handwerk trieben, waren von schweren Frohnen frei. Solche, welche nur für sich selbst arbeiteten, ohne Rücksicht auf das allgemeine Wohl, und solche, welche gar nicht arbeiteten, wurden als Sclaven verkauft. Die Mitglieder der Familie des Fürsten, welche sich im Krieg nicht durch eine Waffenthat auszeichneten, wurden ihres Rangs verlustig u. s. w. Von Wichtigkeit war auch die Bestimmung, welche er später machte: daß die Kinder, so lange der Vater lebe, sich nicht von ihm trennen, sondern Ein Haus mit ihm bewohnen sollen.

Während sich der Fürst von Tsin auf diese Weise mit Verbesserungen in seinem eignen Lande beschäftigte, konnte er ruhig zusehen, wie die andern Staaten sich untereinander schwächten, und wie namentlich die Macht von Wei in blutigen Kriegen, zum Theil gegen frühere Verbündete gebeugt wurde. Als es aber dahin gekommen war, eröffnete Kongsunyang die Feindseligkeiten gegen Wei, nöthigte es zu einem für Tsin sehr vortheilhaften Frieden und zur Abtretung eines Länder-

theils, durch dessen Besitz Tsin seinen Gegner in seiner Hand hatte. Nach diesen Ereignissen hielt Hiaokong sein Versprechen, und machte den Minister zum Herrn eines Gebiets in Schensi unfern von Singanfu. Doch genossen beide die Früchte ihrer Arbeit nicht mehr lange. Hiaokong starb im Jahr 338, und sein Minister ward von seinem Nachfolger, der ihn haßte, mit seiner ganzen Familie getödtet.

Aber das begonnene Werk hatte nichts desto weniger seinen Fortgang, und näherte sich in schnellem Verlauf seiner Vollendung. Zwar wußte ein von Hoeiwenwang, dem Sohne Hiaokongs, verschmähter Philosoph eine Allianz gegen Tsin zwischen Tschao und Yen zu Stand zu bringen, zu welcher auch die von Han eingeladen wurden, aus deren Lande die besten Bogen, die schwersten Pfeile und die besten Schwerter kamen. Da Han sich zur Theilnahme an dem Bund geneigt zeigte, so ging der Philosoph nach Wei, von da an den Hof von Tsi und von Tschu, und vereinigte alle in eine große Conföderation gegen Tsin. Doch dieses schickte einen Gesandten, der so beredt zu unterhandeln wußte, daß sich der Bund vorerst wieder auflöste, und der Philosoph nur durch die Flucht sein Leben retten konnte. Ein einige Jahre nachher geschloßner Bund führte die Conföderirten ebensowenig zu ihrem Ziel. Sie brachten ein furchtbares Heer zusammen, und rückten vor Hanku, dessen Eroberung ihnen den Weg in das Herz von Tsin bahnen sollte. Als aber der Fürst von Tsin herbeieilte, fiel Schrecken auf die Soldaten der Verbündeten, beim ersten Angriff suchten

sie ihr Heil in der Flucht, und überließen dem Sieger ihr Lager mit allem Geräthe. So war es für Tsin leicht, den geschwächten Feinden bald da bald dort einen Distrikt Landes wegzunehmen und sich zu vergrößern. Ueberdieß stärkte sich dieser Staat auch noch auf eine andere Art sehr beträchtlich. Die Völker Pa und Schu — im jetzigen Szetschuan — miteinander in Krieg verwickelt, begehrten beide Hülfe von Tsin. Im Rathe der Minister wurden bei diesem Anlaß verschiedene Ansichten hinsichtlich der Stellung von Tsin zu dem Reich aufgestellt.

Tschangy sagte: Man solle jetzt den Krieg mit Han, der begonnen war, um so eifriger fortsetzen, da Wei unterworfen und Tschu in Frieden mit Tsin lebe. Nichts hindere jetzt, die Länder von Han wegzunehmen, in Tscheu einzufallen, und den Kaiser zu nöthigen, sich von Tsin Gesetze geben zu lassen. Eine solche Unternehmung wäre besser, als seine Ehre den Barbaren gegenüber aufs Spiel zu setzen.

Dagegen bezeugte Ssemassu: Es seye noch nicht Zeit, hieran zu denken. „Ich habe gehört," sprach er, „ein Fürst, der seine Staaten bereichern wolle, müsse daran arbeiten, sie zu erweitern; welchem daran liege, gute Truppen zu haben, müsse darauf sehen, daß sich das Volk vermehre und wohlhabend werde; und wer seinen Ehrgeiz darein setze, zu herrschen, müsse sich in der Ausübung der Tugend immer mehr vervollkommnen. Wenn ihr diese drei Dinge vereinigt, mein Fürst, dann könnt Ihr die weitaussehendsten Plane bilden."

„Aber Euer Land ist jetzt noch nicht ausgedehnt

genug; Eure Völker sind noch nicht wohlhabend, darum muß man diesem doppelten Mangel abhelfen. Sendet Ihr jetzt Truppen in das Land der Pa und Schu, so werden sich diese über das Land werfen wie Wölfe auf die Lämmer, und es wegnehmen. Dadurch werdet Ihr Euch beträchtlich vergrößern, und indem Ihr jene Völker beraubt, die Eurigen bereichern. Ueberdieß wird eine solche Eroberung Eure Soldaten mehr an den Krieg gewöhnen.

Werdet Ihr Euch auf dieser Seite ausdehnen, so wird das Reich die Macht weniger bemerken, welche Euch aus diesen neuen Eroberungen zuwächst. Denn wenn Ihr alle Reichthümer des westlichen Meeres durch diesen Krieg gewinnen würdet, so würde Euch Niemand darum beneiden. Wendet Ihr aber Eure Macht gegen Han, und bekrieget diesen Staat, um nachher den Kaiser zu stürzen, so verliert Ihr Euren guten Namen. Ihr könnet Euch die Herrschaft über das Reich mit Gewalt erwerben, aber Ihr werdet die Herzen der Völker nicht gewinnen. Welchen Vortheil hoffet Ihr dann zu haben? Ihr habt, Fürst, die Wahl zwischen diesen beiden Vorschlägen, aber ich glaubte, Euch einen Rath ertheilen zu müssen, den mir die Liebe für Euch eingibt."

Der Rath des Ssemassu fand Beifall. In Kürzem waren die Pa und die Schu unterworfen, und mit verstärkter Macht konnte man sich gegen Wei und die andern Nachbarn wenden. Wesentliche Dienste leistete hiebei der Minister Tschangy seinem Herrn, indem er es durch geschickte Unterhandlungen und eine von trefflichen

Kenntnissen unterstützte ausgezeichnete Beredtsamkeit dahin brachte, daß sich die verschiedenen Staaten zu einem Bündniß mit Tsin verstanden, durch welches der Vorrang dieses Landes vor den andern anerkannt war. Als Hoeiwenwang ums Jahr 310 vor Christo starb, und Tschangy von seinem Nachfolger entlassen war, schwankte zwar das Glück Tsins noch einige Zeit. Aber Tschaosiangwang fand in dem Philosophen Fantsiu wieder einen ausgezeichneten Minister, demüthigte die Fürsten, und griff endlich auch das kaiserliche Land an, da der Kaiser Nanwang, welcher inzwischen, in sein Erbgut eingeschlossen, ruhiger Zuschauer der Ereignisse gewesen war, aus Furcht vor Tsin sich in Unterhandlungen gegen diese Macht einlassen wollte. Unfähig zu widerstehen, begab sich Nanwang als Flehender an den Hof von Tsin, erkannte den Fürsten als seinen Herrn, und nahm sein Erbgut als Lehen von Tschaosiangwang an. Bald darauf, a. 256 starb Nanwang, ohne Nachkommen zu hinterlassen, worauf Tschaosiangwang seinen Distrikt einzog, und den Kaisertitel annahm. Doch konnte weder er, noch nach seinem Tod sein Sohn Tschuangsiangwang, der gleichfalls frühe starb, das Werk der Uebertragung der Kaisermacht auf das Haus Tsin völlig vollenden. Es blieb dieß Tsinschihoangti aufbehalten, der a. 246 vor Christo zur Herrschaft in Tsin kam.

Indem in dieser Periode von Wuwang an bis auf Schihoangti in den innern Verhältnissen solche bedeutende Veränderungen vor sich giengen, trat China auch gegen außen in mannigfaltigere Berührungen mit Grenz-

nachbarn. In dem Gesagten ist bereits von der Eroberung eines Theils von Szetschuan, sowie von Siegen der Chinesen über die Tartaren, die Rede gewesen. Die letzteren, Pejong, d. i. die Nordbarbaren, und Sijong, d. i. Westbarbaren genannt, sind ohne Zweifel das nämliche Volk vom Turkstamm, welches später unter dem Namen der Hiongnu so häufig vorkommt. Sie siedelten sich frühzeitig schon an den Grenzen unter den Chinesen an; wie z. B. als Ursache der obenerwähnten Auswanderung Taiwangs aus dem Lande Pin — in Schensi — angegeben wird: „Die Tartaren seyen in jene Gegenden gekommen, und haben sich durch keine Art von Geschenken oder Anbietungen bewegen lassen, das Gebiet von Pin wieder zu verlassen." Der erste Krieg mit ihnen kommt unter dem Kaiser Muhwang (regierte von 1001—946 vor Christo) vor. Dieser Fürst zog mit einer Streitmacht gegen sie in die Wüste, aber die Tartaren wichen zurück, und der getäuschte Kaiser fand nichts zu bekämpfen, als wilde Thiere. Während der Minderjährigkeit Siuenwangs wurde ein chinesisches Heer von ihnen sammt seinem Anführer aufgerieben, welche Schmach die Söhne des getödteten Feldherrn rächten. Von jetzt an wiederholen sich die Ueberfälle der Fremdlinge immer häufiger, und treffen namentlich Schansi und Petscheli, außer Schensi, wo sie vom Westen und vom Norden einfallen, wo dagegen die in solchen Kämpfen erstarkende Macht von Tsin eine kräftige weitausgedehnte Grenzmark für China bildet. Neben solchem feindseligem Zusammentreffen hört man auch öfters von anderartigen Be-

rührungen, namentlich durch Verschwägerungen; doch waren auch solche Verbindungen für die Familien der chinesischen Großen oft eine Quelle der heftigsten Verwirrung. — Die Völkerschaften im Süden werden seltener erwähnt. Einigemale kommen Streitigkeiten zwischen ihnen und den Chinesen vor, im Ganzen aber scheint es, haben sich diese frühzeitig die Cultur der Chinesen angeeignet, und konnten daher auch bälder mit ihnen verschmelzen. Für die Ausbreitung des Reichs der Chinesen war Alles dieses von keiner besonderen Bedeutung.

Vergleichen wir die Grenzen Chinas am Ende dieses Zeitraums mit ihrer Ausdehnung zu den Zeiten Wuwangs, so bemerken wir in dieser langen Reihe von Jahren keinen bedeutenden Zuwachs. Im Westen und Südwesten vergrößerte sich zwar das Gebiet der Chinesen durch Zurückdrängung der Tartaren und Unterjochung der Pa und Schu, auch im Süden und Südosten wuchs das Reich, indem das Land von U, im nördlichen Tschekiang, und zwischen dem Kiang und Haiho mit den benachbarten Fürstenthümern vereinigt wurde. — Der König von U rühmte sich der Abstammung von der Familie Wenwangs, sein Volk aber bestand hauptsächlich aus Barbaren. — Im Ganzen aber finden wir den Schauplatz der Geschichte noch immer wie zuvor um den Hoangho, welcher in seinem untern Lauf zwischen Schantung und Petscheli strömte, und im Süden bis zum Kiang. Dagegen nahm in dieser Periode die Bevölkerung Chinas ausserordentlich zu, was man nicht blos an dem jetzt häufigen Vorkommen von Städten und großen Orten erkennt, son-

dern besonders auch den sehr beträchtlichen Heeren, welche die einzelnen Fürsten ins Feld zu stellen vermochten, und welche oft selbst bei den kleineren Staaten einige 100,000 Mann betrugen. Mit der Vermehrung der Städte und der Population stieg die Kunstfertigkeit und industrielle Betriebsamkeit, doch waren der kriegerischen Bewegungen in dieser Zeit zu viele, die Kämpfe von allen Seiten zu häufig, als daß das Volk seine Kräfte hinreichend hätte friedlichen Beschäftigungen zuwenden können. Für die geistige Regsamkeit des Volks brachte diese Zeit der Unruhen den Vortheil, daß Talente besser geschätzt und darum ermuthigt und hervorgezogen wurden; bemerkenswerth ist, in welch hoher Achtung die Philosophen bei den Fürsten standen, und zu welchem Grad von Feinheit gegen das Ende des Zeitraums die Politik sich entwickelte. Auch die Freiheit des niedern Volks fand in der Menge der Herren einige Stütze. Die Fürsten mußten sich um ihres eigenen Vortheils willen bemühen, die Massen an sich zu fesseln. Wo ein Staat durch eine schlechte Verwaltung gedrückt war, da wanderten Tausende von Familien in das Gebiet eines gütigeren Herrn aus, wo sie mit Freuden aufgenommen, und wenn auch nicht aus Gründen der Humanität, doch wegen des Zuwachses an Macht, welchen der neue Gebieter durch sie gewann, mit Milde behandelt wurden. Welche Liebe gelinde Regierungen genoßen; dafür sprechen auffallende Beispiele von Anhänglichkeit des Volks an ihr angestammtes Herrscherhaus. — Dabei kann es nicht unerwartet seyn, wenn wir in solchen kriegerischen Zeiten öfters rohe Grausamkeit wahrnehmen,

wenn neben schönen Zügen von aufopfernder Freundschaft manche Beispiele von treuloser Hinterlist stehen, wenn bei der Uebermacht kluger Minister schnöde Fürsten treue Dienste mit Undank lohnen, wenn Grundsätze der Tugend und strenger Sitten minder Eingang finden, und Mengtsé, ein eifriger Schüler von Kongfutse — gegen das Ende unserer Epoche — über die beständigen Kriege jammert, welche der reinen Lehre vielen Eintrag thun, so daß neben der Weisheit von Yao und Schun verderbliche Dogmen solcher Philosophie vorkommen, die von der Bahn des Alterthums abirren und denen die Nachfolger des Weisen aus Lu vergeblich entgegenarbeiten.

Die mittlere Zeit.

Der Zeitraum von Vereinigung der kleineren Staaten Chinas bis zur Eroberung des Landes durch die Mongolen begreift, vom Regierungs-Antritt Tsinschihoangtis an gerechnet, 1525 Jahre. In dieser Periode zählt die Geschichte eine beträchtliche Reihe Dynastieen, von welchen jedoch, da das Reich zweimal in kleinere Herrschaften getheilt war, nur fünf über ganz China geboten; nämlich die Familie Tsin von 246—209 vor Christo,

das Geschlecht der Han — 207 v. Chr. bis 263 n. Chr.

nach einer Spaltung von 320 Jahren

das Haus der Suy von 589—618 nach Christo,

das Haus der Tang — 618—904 nach Christo,

nach einer Zeit der Unruhen

die Sung — 960—1279 nach Christo.

Die zwei großen Männer, mit welchen diese Zeit beginnt, sind, der eine Tschingwang, der andere Lieupang, der Stifter der Han, beide ausgezeichnet in ihrer Weise, doch der letztere bei seiner Größe liebenswürdig, der erstere gehaßt. Als Tschingwang, nachher Schihoangti genannt, im Jahr 246 vor Christo den Thron seines Vaters in Tsin bestieg, war er erst 13 Jahre alt, zeigte aber zur Bewunderung Aller außerordentlich viel Geist und Energie. In ihm sah China einen Mann, der sich mit den ausgezeichnetsten Fürsten messen darf, welche je eine ausgedehnte Macht gewonnen haben. Um sein Land vor den Ueberfällen der Tartaren zu schützen, begann er an ihren Grenzen den großen Wall zu bauen, der noch jetzt, obwohl gegenwärtig von keiner Bedeutung mehr, besteht, und veranlaßte die Fürsten von Tschao und Yen auf ihren Marken zu dem gleichen Unternehmen, wodurch die ganze Linie von dem westlichen Gebiete Tsins an bis zum Ostmeer verschlossen wurde. Nun konnte er um so ruhiger an die Unterwerfung der Fürsten denken, deren Macht zwar schon gesunken war, deren Höfe zum Theil durch Bestechlichkeit einflußreicher Personen seinem Ehrgeiz in die Hände arbeiteten, welche aber doch noch Stärke genug besaßen, daß nur ein solcher Mann wie Tschingwang das Werk vollenden konnte, auf den Trümmern dieser Staaten sein Reich aufzurichten. Noch einige Zeit hielten ihn mißliebige Ereignisse in seiner eignen Familie auf, um so rascher aber rückte er vom Jahr 234 an, der Reihe nach gegen Tschao, Han, Yen, Wei, Tschu und Tsi vor. Vierzehn Jahr dauerte

der Kampf, bis er diese Länder unter seinem Scepter vereinigte, nachdem er die Fürsten größtentheils getödtet oder in die Classe des gemeinen Volks herabgesetzt hatte. Am meisten hatte ihm Tschu zu schaffen gemacht; aber gegen eine Armee von 600,000 Mann konnte es sich ebensowenig behaupten, als Tsi, welches nach Unterwerfung der andern Staaten zuletzt noch allein stand. So war Tschingwang im Jahr 220 vor Christo ohne weitern Widerstand Herr über das ganze damalige China. Vor seinem Arm fielen die Schranken, welche Jahrhunderte hindurch die einzelnen Länder Chinas von einander getrennt hatten, und durch seinen Geist wurde eine feste Grundlage gelegt, auf welche die Größe des Reichs künftighin aufgebaut werden konnte. Die Nation hatte jetzt das erste Stadium ihrer Entwicklung durchlaufen. Die Zeit ihrer jugendlichen Blüthe war vorüber. Die manchfachen Kräfte, welche unter den langdauernden Reibungen und allseitigem Zusammenstoßen geistiger und physischer Mächte entfaltet waren, mußten gesammelt werden, wenn sie nicht durch Zersplitterung sich selbst verderben, oder unter den von außen hereinbrechenden Stürmen untergehen sollten. Dazu wirkte Tschingwang auf verschiedene Weise.

Auf den Vortrag seiner Minister machte er die wichtige Verordnung: kein Mitglied der kaiserlichen Familie, noch sonst Jemand, soll ein besonderes Fürstenthum im Reich erhalten, da auf diese Weise die Tschen den Grund zur Vernichtung der kaiserlichen Gewalt gelegt haben, sondern das Land soll in 36 Provinzen ein-

getheilt werden, jede mit einem Vicekönig, einem Gouverneur und einem Vicegouverneur. Doch sollen Mitglieder seiner Familie, wenn sie das nöthige Geschick haben, auch solche Aemter verwalten dürfen. Durch die Feststellung dieses Reichsgesetzes ward ein wichtiger Schritt zur Aufrechthaltung der Einheit der Nation gethan, welche durch viele Wechselfälle hindurch bis jetzt bewahrt worden ist.

Von eingreifendem Einfluß war eine andere Maßregel. Die Gelehrten hatten bisher an den Höfen der Fürsten große Freiheiten gehabt, und übten auf das Volk eine bedeutende Gewalt aus. Ihr Ansehen mußte die Auctorität der Herrscher verdunkeln und ihre Reden unter dem Volke konnten leicht eine Art von gefährlicher Demagogie bilden. Tschingwang selbst war persönlich von ihnen angegriffen; offen tadelten sie die Befehle des Kaisers und beriefen sich hiebei auf die Schriften des Confuzius und die alten Sitten und Rechte. So schien es nöthig, mit Strenge gegen sie einzuschreiten. Der Kaiser faßte sie auf der empfindlichsten Seite, indem er den harten Befehl gab, daß die alten Bücher, namentlich die Manuscripte des Schuking und Schiking gesammelt, und zu Staub verbrannt werden sollen. Wer von diesen Büchern rede, oder wer es wage, die neue Regierung zu tadeln, solle harte Strafen leiden. Nur die Schriften über die Medicin, die Kua, den Ackerbau, durften geschont werden. Die Mandarine aber, welche diese Verordnungen nicht genau vollstrecken, sollten ebenso gestraft werden, wie die, welche sie unmittelbar übertreten. So

sollte durch einen Akt der Despotie dem Geiste der Nation nach dem Willen des Herrschers seine Richtung gegeben werden.

Als ein großer Fürst traf er auch andere Verordnungen und Anstalten, welche von seinem Geist und seiner Einsicht zeugen. Dahin gehört, daß er die Mandarine, deren Willkühr oft so drückend für das Volk war, in genauer Aufsicht hielt; namentlich bestimmte er, daß die Staatsbeamten in ihren Geschäften Siegel gebrauchen sollen, was bis daher zum großen Nachtheil des Dienstes nicht geschah. — Eine bedeutende Beschwerde im ganzen Land war die große Verschiedenheit von Charakteren, welche beim Schreiben gebraucht wurden. Der Kaiser ließ daher eine Durchsicht der Schriftzeichen vornehmen, um sie nach einfachen Grundsätzen feststellen zu können, und sorgte dafür, daß im Reiche nur die gleichen Zeichen in Anwendung kamen. — Um Handel und Wandel zu fördern, legte er öffentliche Gebäude, Wege und Kanäle an. Um die Grenzen noch weiter gegen die Tartaren zu sichern, machte einer seiner Feldherrn einen ungeheuern Zug von Petscheli aus gegen Westen bis jenseits des Landes der Ordos, das er unterwarf.

Indem er allmählig solche Unternehmungen ausführte, und solche Verordnungen ins Leben treten ließ, hatte er bereits im Jahr 220 vor Christo den prächtigen Titel Schihoangti, d. h. der erste erhabene Herrscher, angenommen, und bestimmt, daß seine Nachfolger fortwährend den Namen Hoangti tragen und nur durch Zahlen unterschieden werden sollten. Ebenso brachte er für die

Handlungen der kaiserlichen Majestät hochklingende Worte in Gebrauch, und änderte die Farbe des Kaiserhauses in Schwarz. Zugleich wollte er, daß die Hauptstadt Hien-yang bis auf 120,000 Familien vergrößert, und daß die Soldaten in diese Stadt und ihre Nachbarschaft verlegt, und hier Zeug- und Vorraths-Häuser angelegt werden. Hier ließ er sich auch einen Pallast von ungeheuerem Umfang und ausgesuchter Pracht erbauen. Auswendig und innen glänzten die Gemächer von Gold, Silber und Elfenbein. Die Säle und Zimmer waren durch bedeckte Galerien verbunden, deren Geländer aus kostbarem Marmor oder Cedernholz gefertigt wurden. Die Höfe waren so groß, daß in einem derselben 10,000 Mann sich in Schlachtordnung stellen konnten. Um seinen Glanz auch vor dem Volk zu zeigen, und zugleich seinen Befehlen mehr Nachdruck zu geben, durchzog er nacheinander die Provinzen im Westen und im Osten, und errichtete auf hohen Bergen Denkmale zu seiner Ehre.

Auch der Umfang des Reichs gewann unter ihm beträchtlich, indem er, außer den bereits genannten Eroberungen an der tartarischen Grenze, die Völkerschaften im Süden des Kiang zinsbar machte, und der erste war, welcher über das Nanling-Gebirge zum Südmeer vordrang.

Solche große Veränderungen, welche dieser Mann bewirkte, konnten wohl schwerlich durchgeführt werden, ohne daß er oftmals, was ihm feindlich war, mit Härte behandelte. Oefters kam sein Leben selbst durch das leidenschaftliche Rachegefühl, welches er gegen sich erregte,

in Gefahr. Und noch jetzt verwünschen die Chinesen sein Andenken, weil er die alten Bücher, und die reine Lehre des Confuz vernichten wollte, und die Gelehrten, die ihm widerstanden, grausam strafte; auch warfen sie ihm vor, daß er sich der Sekte der Taoße zugeneigt habe. Bei diesem Haß, den die chinesischen Schriftsteller offen gegen ihn an den Tag legen, ist es schwer, den Charakter dieses Fürsten sicher zu beurtheilen, aber gewiß bleibt, daß China ihm Vieles zu verdanken hat.

Sein Tod erfolgte bereits im Jahr 210 vor Christo, nachdem er nur 10 Jahre über ganz China geherrscht hatte. Durch Intriguen eines Verschnittenen folgte ihm sein zweiter Sohn, welcher aber schon nach drei Jahren durch seine Ueppigkeit den Fall seiner Familie und sein eigenes Verderben herbeizog. Doch blieb das Werk, welches Tsinschihoangti gestiftet hatte, bestehen. Aus der Mitte des Volks erhob sich ein Mann, der gleichfalls mit großen Eigenschaften, doch mit einem milderen Sinn begabt, durch sein Herrschertalent den Thron gewann, auf der von seinem großen Vorgänger geebneten Bahn fortgieng, das Reich in seiner Einheit erhielt, die Macht seiner Nation befestigte und vermehrte, und der Stifter einer Regentenfamilie wurde, welche mehr als 400 Jahre die Herrschaft in China behauptete, und bei dem Volke so geschätzt war, daß sich die Chinesen noch jetzt nach dem Namen, welchen dieses Haus führte, Hanjin — d. i. Hanleute — nennen. Dieser Mann war Lieupang, welcher unter dem Titel Kaoti zwölf Jahre lang regierte.

Lieupang, aus niedrigem Stande geboren, war un-

ter der Regierung Eulhschihoangtis Vorsteher eines Dorfes in der Provinz Kiangnan. Seine hohe Statur, seine stattliche Haltung, seine edle Gesichtsbildung zogen die Augen der Menschen auf ihn. Von Natur gutmüthig, zugänglich für Jedermann, leutselig gegen seine Umgebungen, wußte er die Herzen des Volks zu gewinnen. Den Mangel an Kenntniß und Bildung ersetzten sein lebhafter Geist, sein ungewöhnlich durchdringender Scharfblick, während Mißtrauen gegen sich selber ihn willig machte, die Rathschläge solcher zu hören, welche er für besser unterrichtet hielt, als sich. Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, trat er anfänglich als Partheigänger im Dienste unzufriedener Großen gegen die Regierung auf. Bald aber sah er sich an der Spitze eines beträchtlichen Heeres, nahm die Hauptstadt Hienyang ein, bemächtigte sich der Stammländer der Tsin, legte sich den Titel eines Königs von Han bei, und besiegte in Kurzem die Nebenbuhler in der Herrschaft, unter welchen, da die Familie Schihoangtis sich ihm übergeben hatte, der gefährlichste Hiangyu war, ein Emporkömmling wie er, im Krieg trefflich, aber gegen die, welche ihm dienten, nicht weise handelnd.

Im Jahr 202 vor Christo war Lieupang Herr des Reichs, fortan Kaohoangti, Kaoti genannt. Sein erstes Geschäft war jetzt, eine allgemeine Amnestie für Alle zu erlassen, welche die Waffen gegen ihn getragen hatten, selbst auch die Verbrecher im Reich sollten Begnadigung erhalten. Nicht minder suchte er das Volk, welches während der Kriegszeiten sich auf Berge und in Wälder geflüchtet hatte, zu ihren Wohnstätten und ihrer

Beschäftigung zurückzuführen, indem er verkündigte, daß er für Ruhe und Ordnung sorgen werde; auch öffnete er die Schulen wieder, verlegte das stehende Heer in bestimmte Garnisonen, und erließ den Kaufleuten für ein Jahr alle Zölle, dem Volk aber die Abgaben für so lange, bis sie im Stande wären, dieselben ohne Beschwerde zu entrichten. Durch solche Mittel brachte er der Nation Ruhe und Frieden zurück, und erwarb sich die Liebe und Gunst seiner Unterthanen in vollem Maaße, besonders auch, da er den Beginn seiner Regierung in vielen einzelnen Fällen durch Handlungen der Gerechtigkeit und des Edelmuthes schmückte. An seinem Hofe, gegen seine Großen und die, welche ihm treue Dienste geleistet hatten, zeigte er sich auf gleiche Art weise und wohlthuend. Jeder sollte nach Würden geehrt werden, aber sie selbst sollten bestimmen, welcher Rang dem einzelnen von ihnen gebühre. Daneben führte er aber ein genaues Ceremoniel ein, das bei Hof, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, beobachtet werden mußte. Vor dem Mann, der eben erst sich aus der Masse des Volks emporgeschwungen hatte, mußten sich alle Großen, wenn er auf den Thron gestiegen war, zur Erde niederwerfen, um ihn zu begrüßen. Keiner durfte dieß vor dem andern, oder zu spät thun. Darauf gab man jedem einen Kelch Wein, den sie mit beiden Händen bis zur Stirne emporhoben und leerten. Wer die Etiquette überschritt, wurde von der weiteren Festlichkeit ausgeschlossen. — Als der Kaiser zum erstenmal ein Fest nach diesen Vorschriften feierte, und alles in der größten Ordnung zugieng,

rief er voller Befriedigung aus: „Heute bin ich jetzt Kaiser, und sehe den Unterschied zwischen einem Unterthanen und seinem Herrn.“ Wenn uns solche Sitten fremd erscheinen, so ist nicht minder fremd, daß der so geehrte Kaiser die Pflichten gegen seinen Vater zu beobachten nicht unterläßt, ihm regelmäßig aufwartet, und ihm den Titel Taischanghoang beilegt, d. h. der Kaiser des höchsten Rangs. Auch die Gelehrten wurden von Kaoti berücksichtigt. Er erließ ein ihnen ausnehmend günstiges Dekret, worin er aussprach, daß er die Vereinigung des Reichs unter seinem Scepter neben dem Wohlwollen des Tien der Unterstützung der kleinen Anzahl weiser Männer danke, welche er um sich gehabt habe. Deßwegen lade er alle die weisen Männer an seinen Hof ein, daß sie ihn mit ihrer Einsicht unterstützen, und sein Glück seiner Familie erhalten bleibe. Zugleich befahl er allen Gouverneuren der Provinzen, ausgezeichnete Männer ihm bekannt zu machen, und sie an das kaiserliche Collegium in der Residenz zu senden. Doch willigte er nicht ein, daß das von Tsinschihoangti ergangene Verbot gegen die Bücher, namentlich den Schuking und Schiking wieder aufgehoben werde. Er meinte, auf seinem Pferd habe er das Reich gewonnen, wozu können die Bücher ihm nützen!

Den Charakter dieses Regenten kann man aus Folgendem deutlich erkennen: bei einem Fest, welches er den Großen gab, forderte er sie auf, ihm zu sagen, woher es komme, daß er die Herrschaft im Reich erlangt, seine Gegner sie verloren haben?

Einige sagten: daher, daß er Verdienste zu belohnen wisse, und Glück und Unglück mit seinen Dienern theile, während sein Gegner Hiangyu seinen Stolz und seine Grausamkeit nirgends zurückgehalten habe.

Der Kaiser erwiederte: Ich glaube, daß ich mein Glück mehr dem verdanke, daß ich jeden, der mir diente, nach seinen Fähigkeiten anzustellen verstanden habe. Ist Tsefang nicht mein Meister in der Kunst, ein Lager zu schlagen, und eine günstige Stellung für ein Heer auszuwählen? Siaoho — gibt es einen Trefflichern für die Leitung der Staatsangelegenheiten? Hansin ist mein Held, wenn es eine Schlacht zu schlagen oder einen geschickten Rückzug zu machen gilt. Aber mein Gegner wollte seinen Rathgeber Fantseng nicht hören, und verstand nicht, von seinen Fähigkeiten, und von den Planen Gebrauch zu machen, welche er zu seines Herrn Vortheil entworfen hatte.

Welche Liebe seine Diener gegen ihn hatten, sieht man aus Zügen wie nachstehender: In dem Krieg mit Hiangyu war Lieupang von dem Feind eingeschlossen und durch Mangel an Lebensmitteln in die äußerste Noth gebracht worden. Da fuhr einer seiner Officiere, der ihm ziemlich ähnlich war, in dem Kriegswagen des Königs in das feindliche Lager, während die Diener, mit den Zeichen der königlichen Würde voran, ausriefen: der König von Han übergebe sich dem Sieger, weil er keine Lebensmittel mehr habe. Dieß veranlaßte, daß die Soldaten Hiangyu's ihre Posten verließen, und Lieupang nun leicht entrinnen konnte. Der treue Officier aber

mußte diesen Dienst gegen seinen Herrn mit dem Leben büßen.

Ein solcher Fürst war im Stande, die Wunden zu heilen, welche dem Reich durch mehrjährige Kriege und durch Tsinschihoangtis Gewaltherrschaft geschlagen worden waren. In seinem Sinn handelten auch viele seiner Nachfolger. Das Volk war glücklich, die Großen zufrieden, wenn auch hie und da ungerechte Handlungen oder Nachgiebigkeit gegen Intriguen am Hof (wie solche schon unter Kaoti vorkamen) mit dem Geist der Billigkeit und weiser Umsicht im Widerspruch standen, welcher im Allgemeinen die Regierung dieser Fürsten auszeichnete. Selbst schlechtere Kaiser, oder Unordnungen, welche zu verschiedenen Malen während der Minderjährigkeit eines Regenten durch den Ehrgeiz solcher, die nach dem Thron strebten, veranlaßt wurden, konnten das Glück dieses Hauses nicht untergraben, bis erst spät die Zerrüttung in der Familie überhand nahm, die Schwäche der Herrscher sie fremdem Einfluß preisgab, und so der Glanz verloren gieng, welcher so lange die Dynastie der Han umschwebt hatte.

Auf Kaoti folgte im Jahr 194 vor Christo Hiaohoeiti, und bald hernach, im Jahr 179 vor Christo, Hiaowenti. Dieser bezeichnete den Antritt seiner Regierung dadurch, daß er dem Volk für dieses Jahr die Abgaben erließ, und eine Verordnung zu Gunsten bejahrter Leute im Reich bekannt machte, worin er sagt: „Da er es für seine Pflicht halte, als Vater des Volks, sich der Ar-

men, Kranken und Alten anzunehmen, so sollen 80 und gegen 80 Jahr alte Greise auf öffentliche Kosten monatlich mit Frucht, Fleisch und Wein, soviel zu ihrem Unterhalt nöthig sey, versorgt werden. Die, welche 80 Jahr überschritten haben, sollen zugleich Seide- und Baumwollen-Stoffe erhalten. Denn wenn die Leute von Hunger und Kälte geplagt werden, wie kann man da Anhänglichkeit an den Kaiser von ihnen fordern?« — Im folgenden Jahr erließ er ein Edikt zur Aufmunterung des Ackerbaus des Inhalts: »Die Erde ist die Ernährerin der Menschen, ihre Erzeugnisse sind der Hauptreichthum eines Staats. Der ehrenvollste Stand ist der, welcher zur Erhaltung der Menschen thätig ist. Um die Achtung, welche ich gegen diesen Stand hege, zu bezeugen, will ich nach der Gewohnheit der Weisen des Alterthums die ehrwürdige Ceremonie des Ackerns vornehmen, und dem Schangti das Erzeugniß des Feldes darbringen, welches ich selbst bestelle. Damit das Volk sich das nöthige Ackergeräthe kaufen könne, enthebe ich es von der Hälfte seiner Jahres-Abgaben.« — Namentlich ermahnt er das Volk zum Anbau wüstliegender Ländereien, und verspricht denen Belohnungen, welche bei Mißwachs in einzelnen Gegenden durch reichlichen Verkauf von ihrem Ueberfluß den Nothstand fremder Provinzen erleichtern. — In ähnlichem Sinn gab er auch sonst Verordnungen, wodurch er seine Menschenfreundlichkeit an den Tag legte; dahin gehört, daß er die Strafe der Verstümmelung von Schuldhaften abschaffte, und das Gesetz aufhob, nach welchem bisher bei einem Verbrechen

eines Kindes, der Vater, die Mutter und die ganze Familie verurtheilt worden waren. — Merkwürdig ist eine Bekanntmachung des Kaisers im Jahr 162 vor Christo aus Veranlassung einer großen Theurung im Lande. In dieser legt er seinen Großen, Ministern und Mandarinen im Reich folgende Fragen zu sorgfältiger Erwägung vor: „Will der Himmel, erzürnt, mich strafen über meine Fehler, oder über Fehler in der Regierung? Ist das Volk unter sich vielleicht nicht einig genug? Haben die Mandarine vielleicht zuviel Stolz und vernachläßigen die Gerechtigkeitspflege? — Werden die Opfer dem Höchsten nicht mit der Andacht und Hochachtung dargebracht, wie sonst? Vernachläßigt man um des Handels willen den Ackerbau? Braut man zuviel Getränke aus dem Korn?“

Da diese Erlasse gewöhnlich auch für die spätere Zeit als Norm dienten, so kann uns der Zustand des Volks unter solchen Regierungen in keinem ungünstigen Lichte erscheinen. Doch hört man, daß sich die Leute beschwert haben, als Hiaokingti (regierte von 156—140 vor Christo) den 30sten Theil dessen, was sie einsammelten, als Abgabe begehrte, wobei man sich erinnern darf, daß China häufig durch Landplagen, Ueberschwemmungen, große Dürre und Heuschrecken-Schwärme heimgesucht wird, wodurch die Bewohner, auch wenn die Steuern gering sind, oft auf mehrere Jahre hinaus in Noth gerathen. Zudem bestanden immer neben den Abgaben an Naturalien oder Geld vielerlei Frohnen und Dienstleistungen im Frieden und Krieg.

Wie bemerkt wurde, rief bereits Lieupang die Gelehrten an seinen Hof, unter seinen Nachfolgern aber wußten sie immer höheres Ansehen zu gewinnen. Schon im Jahr 140 vor Christo wurde dem Kaiser Hanwuti von Tongtschong vorgestellt: die Tugendhaftigkeit des Fürsten sey die erste und wesentlichste Bedingung einer guten Verwaltung. Sein Beispiel wirke auf das Volk. Wenn er im Guten vorangehe, dann wage Niemand, sich von seiner Pflicht zu entfernen, und die Tugend umschlinge alle seine Staaten, wie ein festes Band. So sey es unter den weisen Herrschern der Vorzeit gewesen, welche damit angefangen haben, sich selbst zu reformiren, ehe sie das Volk umzuwandeln gesucht haben. Dann aber haben diese Fürsten Collegien errichtet, in welchen die jungen Leute zur Tugend herangebildet worden seyen, und aus diesen Anstalten seyen Männer hervorgegangen, durch welche sie in dem schweren Werk der Volksregierung Unterstützung gefunden haben. Jetzt fehle es zwar nicht an Staatsbeamten, aber sie haben keine Bildung zur Tugend in den Schulen der Weisheit erhalten. Darum solle man die Gelehrten nicht blos an den Hof einladen, sondern auch sich ihrer bedienen. Namentlich seyen mit ihrer Hülfe Lehranstalten zu begründen. In diesen aber solle nur das System des Confuzius gelehrt werden, denn dieser habe die ganze Weisheit des Alterthums gesammelt, und der Kaiser solle, mit Ausschließung der verschiedenen Systeme, welche neuerdings aufgekommen, befehlen, daß jeder blos den Aussprüchen des Confuzius folge. Anders könne den vielen Streitigkeiten über diese

Gegenstände kein Ende gemacht werden, was doch in hohem Grad wünschenswerth sey; denn selbst Familienglieder untereinander gerathen hierüber in Uneinigkeit, und das Volk werde in Ungewißheit gehalten, auf welche Seite es sich zu schlagen habe, während bei aller dieser Verwirrung Niemand sich in seinen Pflichten unterrichte.

Die Rathschläge des Weisen fanden bei dem Kaiser vielen Beifall. Tongtschong wurde bei Hof behalten, und erhielt den schwierigen Auftrag, die Brüder des Kaisers, welche ein hochfahrendes, stolzes Wesen an sich hatten, zu einem anderen Betragen umzustimmen. Dieses gelang dem Philosophen durch die Kraft seiner Reden und seines Unterrichts; und von nun an stiegen die Gelehrten in dem Wohlwollen des Kaisers und seiner Minister, obwohl sich der Fürst durch Leute, wie Schinkong, den er als Weisen mit vieler Ehre hatte herbeiholen lassen, nicht befriedigt sehen konnte. Auf die Frage des Kaisers nach den Grundsätzen einer guten Staatsverwaltung wußte nämlich Schinkong nichts anderes zu erwiedern, als: Diese Grundsätze bestehen nicht in schönen Worten und gutgesetzten Reden, sondern in Handlungen. Nach den weisen Einrichtungen des großen Kaisers Yao hätte er zuerst sollen den Kalender verbessern, der dem Volk zur Regulirung seiner Geschäfte so wesentlich sey. Auch seye die Farbe des regierenden Hauses noch nicht bestimmt, damit hätte der Anfang der Verwaltung des Reichs gemacht werden sollen.

Eine besondere Einladung, welche der Kaiser an die Gelehrten im Land richtete, hatte zur Folge, daß meh-

rere Tausende von ihnen an den Hof kamen, aus welchen er die Tauglichsten auswählte. Hierauf wurde im Jahr 186 vor Christo ein Collegium zur Wiederherstellung der alten Bücher errichtet, und unter den Großen nahm die Vorliebe für diese Schriften so zu, daß der Fürst Leute Gold, Silber und Seidenzeuge verschwendete, um sich Manuskripte der Werke des Confuzius, Mengtses und anderer zu verschaffen; diese las und besprach er im Kreis der um ihn versammelten Weisen, und gewann den Ruhm, der unterrichtetste Mann im ganzen Reiche zu seyn.

In Folge der am Hof jetzt herrschend gewordenen Neigung für die Gelehrten richtete der Kaiser im Jahr 128 vor Christo ein strenges Edikt an die Gouverneure und Beamten der Provinzen, worin er sie über die Nachlässigkeit, mit der sie in Aufsuchung und Hervorhebung der Weisen in ihren Distrikten zu Werk gehen, hart tadelt und bezeugt: »Durch eine niedrige Eifersucht die Weisen entfernt halten, sie verhindern, sich bekannt zu machen, der Tugend ihre Belohnung entziehen, die Rechtschaffenen beschimpfen und ihre Verdienste und Talente niederhalten, das sind Verbrechen, nach unsern Gesetzen der Todesstrafe würdig. Wenn Ihr in Zukunft meine Befehle nicht achtet, und ferner unterlaßt, mir die Weisen, welche in Euren Bezirken leben, namhaft zu machen, so werdet Ihr dieses mit Eurem Kopf bezahlen.« Die Großen des Reichs, in deren Versammlung diese wichtige Angelegenheit noch besonders verhandelt wurde, gaben dem Erlaß des Kaisers nicht blos ihre volle Zu-

stimmung, sondern fügten noch hinzu, ganz nach Art der Schüler des Confuzius: Die Mandarine, welche das Laster in ihren Distrikten einschleichen lassen, oder sich nicht bemühen, es auszurotten, indem sie die Tugend herrschen machen, verdienen von ihren Aemtern abgesetzt und in die Classe des Volks erniedrigt zu werden. Diese Bestimmung erhielt die kaiserliche Bestätigung und wurde hiedurch gleichfalls zum Gesetz erhoben. So mußten die Grundsätze und Vorschriften des Confuzius unter dem Volk immer mehr in Aufnahme kommen, und wenn Lieupang schon aus Rücksicht für die Gelehrten das Grab des Philosophen besuchte, und ihm eine Ehrenbezeugung erwies, wie dieses sonst nur gegen die Ahnen der kaiserlichen Familie geschah, so wurde es jetzt immer allgemeiner, diesem Weisen zu opfern, und ihn neben den Heroen des Alterthums als einen Halbgott anzubeten. Unter den folgenden Kaisern zeichneten sich durch ihre Vorliebe für die Schule des Confuzius besonders aus Hanynenti (regierte von 48—32 vor Christo), später Hanmingti (regierte von 58—76 nach Christo) und einige seiner nächsten Nachfolger. Mingti äußerte sich bei einem Besuch des Grabs von Confuzius dahin: „Er betrachte diesen Weisen als den Herrn des Reichs, weil man dieses nach seinen Maximen regiere, und halte sich für geehrt, indem er dem Philosophen die Ehrfurcht bezeuge, in seinem eigenen Haus die in seinen Schriften enthaltenen Lehren erklären zu lassen.“ Letzteres geschah durch den Erbprinzen selbst, welcher in Gegenwart des Kaisers in dem Hause des Confuzius einige Stellen der King

auslegte. Noch unter Lingtis (regierte von 147—190 nach Christo) schwacher Herrschaft wurden die King selbst in Stein ausgehauen. Wie ernstlich man es mit dieser Befolgung der Lehren des Confuzius meinte, welche man in den Schulen den Kindern einprägte, deren Kenntniß man bald von allen Beamten forderte, deren Geist sich dem Volk und den Herrschern mittheilte, und deren Einfluß sich in der Regulirung der Familien- wie der öffentlichen Verhältnisse zeigte, möge ein einziges Beispiel veranschaulichen.

Unter dem Kaiser Hansiuenti (regierte von 73—48 vor Christo), der ein Beförderer der Wissenschaft, übrigens aber ein unpartheiischer und milder Mann war, lebte Yangyun, ein Vornehmer, dessen Vergnügungssucht und Ausschweifungen ein solches Aergerniß gaben, daß er zuerst in die Classe des Volks verstoßen, nachher aber, weil er sich nicht besserte, aufs Neue vor Gericht gestellt wurde. Da fand man unter seinen Papieren die Abschrift eines Briefs an einen Freund, worin er unter anderem ausdrückte: »Der Mensch ist auf Erden nur, daß er Vergnügen genieße. Sich Freuden und Vergnügungen versagen, heißt sich selbst Feind seyn.« Als der Kaiser dieses gelesen hatte, war er über diese Gesinnungen des Mannes so entrüstet, daß er, ohne die Sentenz des Tribunals abzuwarten, ihn als einen unverbesserlichen, der die Tugend mit Füßen trete, verdammte, enthauptet zu werden. Und doch konnte dieser Kaiser sonst sich nur schwer entschließen, Jemand am Leben zu strafen.

So sieht man also hier verwirklicht, was Confu-

zius mit so vielem Eifer anstrebte, was aber weder er noch seine nächsten Schüler erreichen konnten: die Verbindung der Staatsgewalt mit den moralischen Regeln seines Systems. Allerdings aber trat dieses Resultat immer auf eine andere Weise ein, als die älteren Philosophen es gesucht hatten. Sie wollten, ob bewußt oder unbewußt, die Leitung des Volks allein in die Hand der Gelehrten legen. Die Fürsten konnten neben ihnen nur als die Vollstrecker der Gesetze erscheinen, welche sie vorzeichneten. Jetzt waren die Gelehrten das Werkzeug, welches der Kaiser zu seinem Nutzen gebrauchte. Sie suchten unter dem Volk eine Begeisterung für ihre Lehren zu wecken. Jetzt prägte man in den Schulen und von Seiten der Mandarine den Leuten die fünf Pflichten ein, wer diese nicht verletzte, war tugendhaft. In jener Zeit konnten in den verschiedenen Staaten verschiedenartige Richtungen und Systeme zur Geltung kommen. In dieser Zeit aber mußte dasjenige, welchem die Gewalt zur Seite stand, in dem Einen Kaiserreich auch das Recht der Ausschließung behaupten.

Wie es gekommen ist, daß bis auf die genannte Zeit unter Hanwuti das System des Confuzius allmählig diese Macht im Volk gewann, darüber liegen die Thatsachen noch nicht vollständig vor unsern Augen, sowie auch die weitere Geschichte dieses Gelehrtenstandes unter den verschiedenen Dynastieen und Herrschern noch mancher Aufhellung bedarf. Soviel aber ist ersichtlich, daß die Confuzianer nicht ohne manchen Kampf den großen Einfluß am Hof und unter dem Volk erwerben, nicht ohne

manche Wechselfälle sich erhalten konnten, den sie genossen. Zu ihren beträchtlichsten Feinden gehörten von Anfang an die Taosse, später auch die Hoschang oder Buddhisten *). Unter demselben Kaiser Hanwuti, welcher den Schülern des Confuzius besonders günstig war, wußten auch die Tao-Jünger sich Geltung zu verschaffen. Eine der Frauen des Kaisers war gestorben, worüber dieser unmäßig bekümmert war. Ein Tao-Schüler versprach, er wolle ihm die Fürstin erscheinen lassen. Und wirklich in der Nacht, als sichs der Kaiser am wenigsten versah, glaubt er die Frau vor sich zu sehen, eilt auf sie zu, um sie bei der Hand zu fassen, und in demselben Augenblick ist die Erscheinung verschwunden. Auf gleiche Weise spielten diese Gaukler mit anderen Erscheinungen. Bisweilen gelang es ihnen, die Leute zu täuschen, doch oft auch wurden sie entlarvt, und als Betrüger gestraft. Am meisten lockten sie durch die Versprechung an sich, daß sie das Geheimniß, Gold zu machen, und den Trank der Unsterblichkeit zu bereiten, verstehen. So sagte ein solcher dem Hanwuti zu, er wolle ihm von einer fernen Insel im Meer Leute herbringen, die diese Künste besitzen, und auch die Zukunft vorhersagen, Geister beschwö-

*) Da uns die Lehre Laotse's noch nicht hinreichend bekannt ist, so können wir über das Verhältniß der Taosse zu den Buddhisten, namentlich über ihre gegenseitige Verwandtschaft, noch nicht urtheilen. Die Chinesen werfen beide oft zusammen. Ein Kaiser aus dem Haus der Leang wollte auch beide Sekten in Eine vereinigen, was aber nicht gelang.

ren und Todte erwecken können. Der Kaiser ließ dem Mann ehrenvoll das Geleite zu seiner Reise geben. Die Großen aber, welche hiezu bestellt wurden, schickten dem Betrüger auch weitere Kundschafter nach, und erfuhren, daß er nicht sehr ferne von der Hauptstadt auf dem Berg Täischan mit seinen Gesellen einige Monate sein Wesen trieb, bis er mit etlichen von ihnen an den Hof zurückkehrte, um seine Rolle mit neuem Glanze wieder zu beginnen. So wurde die Täuschung enthüllt, und die boshaftigen Menschen der Strenge des Gesetzes übergeben. Doch machten solche Erfahrungen die Kaiser und das Volk nicht klüger, besonders bethörten die Taosse und Hoschang die Weiber, auch am Hof, und gaben durch die Intriguen, welche mit ihren zauberischen Künsten oft in Verbindung kamen, Veranlassung zu Störungen der öffentlichen Wohlfarth, und durch den Trank der Unsterblichkeit zum Tode mehr als eines Fürsten. Ja es kam selbst dahin, daß Kaiser und Fürsten, wie der Kaiser Wuti aus dem Haus der Leang (regierte von 505—550 nach Christo) ihre Herrschaft niederlegten, um als Bonzen in Gesellschaft solcher Leute ungestört zu leben.

Die Vorstellungen, welche die Großen am Hof gegen solche Dinge machten, waren öfters sehr verständig und kräftig. So übergab einer dem Kaiser eine Schrift gegen einen Taossen, welcher behauptete, es seye ihm ein Geist unter fünf verschiedenen Farben erschienen, und man müsse demselben einen Tempel bauen, und ihm unter dem Namen der fünf Hochheiligen opfern. In dieser Auseinandersetzung heißt es: woher weiß dieser Be-

trügen, daß es fünf Hochheilige gibt, und daß sie sich unter irgend einer Farbe zeigen? Wo hat man seit dem Alterthum gehört, daß es einen andern Herrn gibt, dem man opfern soll, als den Himmel, und wer weiß nicht, daß Tien unsichtbar, und ohne Gestalt ist? Woher hat dieser Mann Zeugen für seine übrigen Angaben? Ich sage, er ist ein Betrüger und Schwarzkünstler, und soll dem Gericht übergeben und nach Verdienst gestraft werden. — Wie es in diesem Fall zunächst den groben Vorspiegelungen dieser Leute galt, so richteten sich bisweilen die Angriffe auch gegen die philosophische Lehre der Taosse. Dieses geschah z. B. als ums Jahr 262 nach Christo ein gewisser Hikang die Philosopheme des Laotse und Tschuangtse mit Verachtung der King allenthalben vortrug, und sich eine Gesellschaft um ihn bildete, welche man die sieben Weisen von dem Bambuswald nannte. In ihren Unterhaltungen beschäftigten sie sich mit dem Ursprünglichleeren, das ihnen zufolge das Princip aller Dinge ist. Dabei verlachten sie die Gesetze und Ceremonien des Reichs, und trugen eine schädliche und verwerfliche Moral vor. Sie wurden zur Untersuchung gezogen, und der Anführer der Parthei, Hikang, zum Tod verurtheilt.

Aber die Confuzianer hatten nicht blos mit anderartigen Sekten zu streiten, auch von Seite der Machthaber selbst mußten sie manches Widrige erfahren, bis sie allmählig gelernt hatten, sich gehörig unter das Joch zu beugen. So sagt noch Kaiser Siuenti (regierte von 73 —48 vor Christo) zu seinem Sohn: diese Leute sind ehrgeizig, und voller Selbstsucht, und wissen sich nicht nach

den Umständen zu richten. Nichts gefällt ihnen an den neuen Befehlen; eingenommen für die alte Regierungsweise sind sie geeigneter, Unruhen zu erregen, als den Frieden zu erhalten. Ihr Ziel ist, sich um jeden Preis einen Namen zu machen. Ich fürchte, daß es gefährlich ist, ihnen ein Regiment, wie dieses, zu vertrauen; ich fürchte, wenn Du Dich ihnen überläßst, Du stürzst unsre Dynastie, und verlierst die Krone, welche ich Dir übergebe.

Dagegen muß zu ihrem Lob gesagt werden, daß so lange die Anhänger des Confuzius noch ein frischeres Leben in sich trugen, nicht nur unter dem Volk, sondern auch am Hofe der Kaiser mehr Sitten-Einfalt und Tugend, und in der Reichsverwaltung mehr Kraft und Thätigkeit zu sehen ist. Auch in den späteren Zeiten trifft ein erwachender Eifer für die Lehre der King immer mit einem neuen Aufschwung der Nation zusammen, sowie umgekehrt die Zeiten des Verfalls durch Hingabe der Fürsten und der Großen an fremde Lehren, und Umsichgreifen der Sekten bezeichnet sind.

Ueberblicken wir jetzt die Regentenfolge der Han-Familie, so sehen wir nach Lieupang seinen ältesten Sohn Hiavhoeiti auf dem Thron, welcher nach kurzdauernder Regierung a. 188 vor Christo stirbt, worauf die Kaiserin Mutter, welche schon während der Lebzeiten ihres Sohnes die Zügel geführt hatte, acht Jahre lang mit Grausamkeit und Strenge gebietet. Hiaowenti (regierte von 179—156 vor Christo) verwischt die Flecken, welche dieses Regiment seinem Hause aufgedrückt hatte, und in

seinem Sinn herrschte auch sein Nachfolger Kiaoungti von 156—140 vor Christo, worauf Wuti eintritt von 140—86 vor Christo, ein großer Fürst, der Beschützer der Wissenschaften, unter welchem der berühmte Geschichtschreiber Ssematsien lebte; sein Sohn Tschaoti regierte nur kurz, auf ihn folgt nach einem Zwischenspiel Siuenti von 73—48 vor Christo, welcher zuerst in der kaiserlichen Familie selbst gefährliche Feinde bekämpfen muß, dann aber sowohl im Innern als gegen Außen seine Größe zeigt; sein Nachfolger Yuenti von 48—32 vor Christo war ein guter, doch etwas schwacher Mann, unter der Gewalt der Litteraten und Eunuchen, noch mehr aber fiel das Reich unter seinem ausschweifenden Sohn Tschingti von 32—6 vor Christo. Ngaiti, von 6 —1 vor Christo, lebte zu kurz, als daß er den Hof, an welchem jetzt alles voll Intriguen war, hätte in Ordnung bringen können. Sein Nachfolger Pingti, ein kleiner Knabe, stand unter der Vormundschaft Wangmangs, seines mütterlichen Oheims, bis er von diesem vergiftet wurde, und Wangmang sich des Throns bemächtigte, von welchem ihn jedoch die Han-Familie wieder stürzte. Jetzt herrschte Liusiu unter dem Namen Kuangwuti von 25—58 nach Christo, unterdrückte die im Reich eingerissenen Faktionen, und stellte die Ehre seines Hauses und den Glanz seines Volkes wieder her. Sein Sohn Mingti war gleichfalls ein trefflicher Regent von 58—76, nicht minder trefflich neben ihm seine Gemahlin Matschi. Unter seinem Sohn und Enkel Tschangti von 76—89 nach Christo, Hoti, von 89—106, fehlte es nicht an innern Unruhen

doch blieb der Ruhm des Reichs gegen Außen ungeschmälert. Unter den folgenden Regierungen nahmen die Unordnungen am Hof und unter dem Volk überhand; Schunti, von 126—147 nach Christo, war zwar kein unkräftiger Herr, doch erlangten die Verschnittenen immer größern Einfluß, welchen sie unter Lingtis Namen von 168—190 in einem solchen Maaße benützten, daß der Verfall des Reichs dadurch herbeigezogen wurde. Nach Lingtis Tod trat eine völlige Anarchie im Staate ein, das Land zerfiel in drei Herrschaften, den Han blieb nur ein kleiner Theil von Szetschuen; im Norden gründete sich ein Feldherr seinen Thron zu Loyang, und nannte seinen Staat Wei, im Süden erhob sich Nanking als Residenz des Landes Wu. Den Han blieb endlich keine Wahl, als sich an Wei zu übergeben. Dieß that Hentschu, während Lieutschin, sein Sohn, sich mit seiner Gattin und seinen Kindern in der Halle seiner Ahnen das Leben nahm, damit die Familie das Ende der Herrschaft nicht überlebe.

In der langen Zeit, in welcher das Haus der Han die Kräfte Chinas zusammenhielt, und durch große Regenten, welche es dem Reich gab, den Ruhm der Nation vermehrte, dehnten sich auch die Grenzen der Herrschaft um vieles aus.

Die Länder im Süden des Kiang hatte bereits Tsinschihoangti seine Macht fühlen lassen, doch waren sie noch nicht bleibend mit dem Staat verknüpft. Unter Wuti gab a. 138 vor Christo ein Krieg zwischen den Stadten von Minyuei, d. i. Fokien, und Tongu, d. i. Tschekiang,

Veranlassung, daß ein Theil der Völkerschaften Fokiens ins Reich verpflanzt und in den Gegenden zwischen Kiang und Hoaiho angesiedelt wurde. Nicht lange nachher wurde ein neuer Zug gegen den Süden unternommen, obwohl einer der Großen vorstellte: „das Reich habe keinen Nutzen davon, wenn man diese barbarischen Völker unterwerfe, die ein Land bewohnen voll Wälder und Berge, wo Schlangen und wilde Thiere hausen; auch werde die große Hitze jener Länder Krankheiten unter die Soldaten bringen; um die Armee zu ernähren, werde man Lebensmittel aus dem Reich ausführen müssen, und wenn der Feind sich nur zurückziehe, werde das Heer sich selbst aufreiben, so daß das Herz des Kaisers mit Schmerz erfüllt werden müsse, wenn er das Elend seiner Krieger, welches kaum ausbleiben könne, vernehme.“ Dieser Besorgnisse ungeachtet endigte der Krieg schnell und glücklich. Ein Gesandter kam den kaiserlichen Truppen entgegen, und brachte ihrem Feldherrn den Kopf des feindlichen Königs, worauf der Bruder desselben als Statthalter eingesetzt wurde, mit der Bestimmung, daß die Sitten und Gebräuche des Volks wie bisher bleiben sollen. Auch nachgehends ließ man es nicht an verschiedenen Versuchen fehlen, bald durch Strenge bald durch Güte, die Länder im Süden: Fokien, Kuangtong, Kuangsi und im Südwesten Gebiete von Szetschuen zu gewinnen, bahnte Straßen durch dieselben, und suchte die Bewohner an das Interesse des Reichs zu fesseln. Doch dauerte es noch bis ins Jahr 109 vor Christo, bis der Kaiser völlig Herr von Nanyuei, d. h. Kuangtong und Kuangsi

und Minyuei, d. i. Fokien wurde. Zu gleicher Zeit wurde auch ein Theil von Yünnan unterworfen.

Als auf dieser Seite das Reich der Chinesen seine natürliche Grenze am Südmeer gefunden hatte, konnten sie sich um so ungehinderter gegen Norden und gegen den Westen wenden. Zwar im Norden und Nordosten standen ihnen zunächst in den Horden der Sianpi und der Uhoan minder bedeutende Feinde gegenüber, dagegen waren die Turkvölker im Westen und Nordwesten um so mehr zu fürchten. Hier wohnten an den Grenzen Chinas *) die Hiongnu, welche durch ihre räuberischen Ueberfälle Jahrhunderte hindurch die Geissel der friedlichen Chinesen waren. Für eine kurze Zeit that Tsinschihoangtis Macht ihren Stürmen Einhalt. Um so heftiger griffen sie das Reich unter ihrem Fürsten Mete 201 vor Christo an, welcher das Land der Ordos eroberte, in Schansi und Petscheli viele Beute machte, und den großen Kaiser Kaoti selbst mit seinem Heer in Pingtsching einschloß. Von dieser Zeit an suchten die Chinesen theils durch Prinzessinnen, welche sie den Tschenyus der Tartaren zur Ehe gaben, theils durch Verstärkung ihrer Nord- und Nord-West-Marken, und durch Feldzüge an den Grenzen den Feinden Widerstand zu thun, doch waren ihre Vorkehrungen alle weit nicht zureichend. Ja, von dem Kaiser Wenti wird erzählt, er seye aus Gram über die Raubzüge der Barbaren, denen er nicht zu steuern vermochte, in eine Krankheit gefallen, welche seinen Tod

*) Siehe oben, Seite 18 und 24.

verursachte. Erst unter Kaiser Wuti begann sich die Wagschaale des Glücks auf die Seite der Chinesen zu neigen. Unter diesem Fürsten setzten sie sich in Kantscheu, Sotscheu und anderen Orten im Westen Schensis fest, trennten so die Hiongnu im Norden von den Kiang im Süden, breiteten ihre Macht allmählig gegen Westen zum Lop-See, und bis in die Bucharei, ja selbst über das Hochland hinaus bis Tawan, das Königreich am Jaxartes, aus, und vermochten hiedurch, die Feinde von mehr als einer Seite her anzugreifen, indem sie sich nicht mehr blos auf Vertheidigung des eigenen Landes beschränkten, sondern weit in das Hochland vorrückten, um den Feind in seinem Gebiet aufzusuchen. Auf diese Art wurden die Hiongnu allmählig mehr gegen Norden und Nordwesten zurückgedrängt, und China fand an den Völkerschaften der Bucharei, besonders aber an den Königen der Usun, welche die Songarei inne hatten, Verbündete gegen den gemeinschaftlichen Gegner. So geschah es, daß im Jahr 52 vor Christo ein Tschenyu nach Singanfu kam, um seine Unterwürfigkeit gegen den Kaiser zu bezeugen. Die große Aufmerksamkeit, welche man ihm am Hof widmete, zeigte deutlich, welchen Werth China auf die Anerkennung seiner überlegenen Macht von Seiten dieses Nachbarvolks legte. Auch unter Ngaiti, im ersten Jahr unserer Zeitrechnung, erschien ein Fürst der Hiongnu in der Residenz. Doch wurde das Reich von der Furcht vor diesen kriegerischen Nomaden erst da völlig befreit, als unter ihnen selbst Uneinigkeiten ausbrachen, und sich ihre Horden in zwei Partheien theilten, von welchen die süd-

lich wohnenden, als die China näheren, zugleich als die schwächeren, den Schutz des Kaisers suchten — im Jahr 47 nach Christo — die nördlichen aber eben mit Hülfe der südlichen eher im Zaum gehalten werden konnten. Ueber die letzteren fielen hernach von Osten die Sianpi her, welche ihnen im Jahr 87 nach Christo eine so blutige Schlacht lieferten, daß, da auch ihr Fürst geblieben war, 58 Horden der nördlichen Hiongnu dem Kaiser Unterwerfung anboten. Aber die Chinesen vereinigten sich mit den südlichen Hiongnu, suchten sie in ihren entferntesten Wohnsitzen auf und brachten ihnen im Jahr 91 nach Christo einen solchen tödtlichen Schlag bei, daß von dieser Zeit an die nördlichen Hiongnu in der Geschichte Chinas verschwinden. Was von ihnen in ihren bisherigen Sitzen noch übrig war, vereinigte sich mit den Sianpi, welche in diese Steppen einrückten, und jetzt allmählig wiewohl auf kurze Zeit über das Hochland herrschten. Die südlichen Hiongnu aber waren für das Reich nicht mehr gefährlich, obwohl die kleineren Staaten, welche sie später an den Grenzen Chinas stifteten, in der Folge auf längere oder kürzere Zeit eine Rolle spielten.

In Vergleichung mit diesen Kämpfen gegen die Hiongnu erforderten die Eroberungen, welche die Chinesen in der hohen*) Bucharei machten, nur geringe Anstrengungen. Im Jahr 126 vor Christo schickte Kaiser Wuti eine Gesandtschaft von 100 Personen zur Erforschung der Westländer aus. Zehen Jahre wurden sie

*) Siehe oben Seite 37 und 38.

von den Hiongnu in Gefangenschaft gehalten, endlich gelang es ihnen, zu entfliehen, ihrem Auftrag nachzukommen und nach 13jähriger Abwesenheit zum Kaiser zurückzukehren. Die Nachrichten, welche sie mitbrachten, ermuthigten zu Unterhandlungen und Kriegen, und ein großer Heereszug, welcher im Jahr 102 vor Christo gegen Tawan unternommen wurde, hatte die Folge, daß ausser diesem Land die Siyu die Oberherrschaft Chinas anerkannten, welches Verhältniß, mit verschiedenen Unterbrechungen von jetzt an lange Zeit hindurch fortdauerte. Auf diese Weise hatte das Kaiserreich Gelegenheit, auch mit entfernteren Völkern, namentlich mit Persien und Indien, näher in Berührung zu kommen, ja man versichert, daß bereits unter den Han zu verschiedenen Malen Leute aus dem römischen Reich bis China vorgedrungen seyen, während jedoch die Nachrichten von Vorderasien, welche der große Feldherr Pantschao nach Haus zurückbrachte, der gegen das Ende des ersten Jahrhunderts nach Christo in den Siyu befehligte, und weithin, bis gegen das kaspische Meer streifte, immer verworren genug lauten. Gewiß ist, daß unter den Han Südchina von Indien her besucht wurde, und von da über den persischen und arabischen Meerbusen Kunde von unserem Volke noch leichter in die Abendlande dringen konnte, als auf den Landwegen durch das unwirthliche Hochland.

Nachdem im Jahr 263 nach Christo die letzten Ueberreste der Hanfamilie durch die Wei ihren Untergang gefunden, der Fürst von Wei selbst aber im Jahr 265 nach Christo von den Prinzen von Tsin des Throns be-

raubt worden war, so wurde von diesem Herrscher im Norden bald auch das südliche China unterworfen, und das Reich schien sich unter den Tsin wieder zu vereinigen. Aber schon unter dem Stifter dieser Dynastie, welcher sich den Namen Tsin-Wuti beilegte, zeigte sich der Anfang der Uebel, welche von jetzt an lange Zeit hindurch den Hof und das Reich verwüsteten. Die Fürsten ergaben sich niedrigem Vergnügen und Ausschweifungen, Grausamkeiten mancherlei Art wurden begangen, bei der Schwäche der Regenten herrschte im Innern große Verwirrung, besonders aber erhoben sich an den Nordgrenzen verschiedene kleinere Königreiche, welche von tartarischen Fürsten gestiftet, Elend und Verderben über das Reich und seine Kaiser brachten. Im Jahr 420 nach Christo endigte diese Dynastie, indem der Kaiser Kongti zu Gunsten Lieuyus abdankte, welcher seiner Familie den Namen Song gab. Um diese Zeit war China wiederum in zwei Reiche gespalten. Im Süden herrschten die Song, deren Hauptstadt Nanking war; im Norden geboten die Wei. Beide Familien führten jedoch nur kurz das Scepter. Den ersteren folgten die Tsi, die Leang, die Tschin, den andern, welche tartarischen Ursprungs waren, die Petsi, die westlichen Wei die Heu Tscheu. Ihre Residenz war zuerst in Schansi, nachher in Loyang und Singanfu. Beide Dynastien wurden gestürzt, und der Norden und Süden wieder vereinigt, als Yangkien, Fürst von Suy, erster Minister der Tscheu, seine Gewalt mißbrauchte, und zuerst die Familie, welcher er gedient hatte, vertilgte, bald darauf aber den Kaiser Heutschu der

Tschin nach Eroberung seiner Hauptstadt gefangen nahm. Dieß geschah im Jahr 589 nach Christo, worauf die Familie der Suy nur kurz — bis zum Jahr 619 nach Christo — herrschte, mit welcher Zeit die glücklichere Epoche der Tang beginnt.

Die Geschichte dieser Unruhen und Spaltungen, dieser oft von Freveln und Gräuelthaten begleiteten Wechsel der Dynastien, dieser Kriege im Innern und der Kämpfe gegen außen ist von bedeutender Wichtigkeit, sofern sich die späterhin so fühlbare Abnahme des kräftigeren Geistes der Nation, der Verfall der besseren Sitten, der Einfluß der Fremden auf China bereits in diesen Zeiten kund gibt und schon hier allmählig, während Künste und Wissenschaften, und die neben Verweichlichung der Nation hergehende Verfeinerung ihre Fortschritte machen, das Schicksal vorbereitet wird, welchem China in späterer Zeit unterlag. Bei dem engen Raum aber, welchen wir uns in unserer Uebersicht gesteckt haben, begnügen wir uns mit den Andeutungen, welche wir hier gegeben haben, und gelegentlich im Folgenden einstreuen können, indem wir sogleich zu der Geschichte der Tang übergehen, unter denen die Nation erst den Gipfel ihrer Macht gegen aussen ersteigen sollte, ehe sie bald nachher von den Nachbarvölkern überwältigt ward.

Die Dynastie der Suy gab dem Reich nur zwei Regenten. Wenti, der erste, war ein Mann von energischem Charakter, fähig, das seit mehr als 300 Jahren getheilte Land unter seinem Scepter zu vereinigen, streng gegen pflichtvergessene Mandarine, sparsam in seinem

Haushalt, bemüht, die Lasten des Volks zu erleichtern. Völlig anderer Gemüthsart war sein Sohn Yangti, ausschweifend in Prachtliebe und Vergnügungen, ein Freund wissenschaftlicher Bildung, ein Sammler großer Bibliotheken, der gerne von den Grundsätzen einer guten Regierung sprach, welche in Anwendung zu bringen er unterließ; doch verdankt ihm China die Anlegung großer Kanäle[1], wodurch die Hauptströme des Landes in Verbindung gesetzt wurden. Als Beispiel von dem übergroßen Pomp, den dieser Fürst liebte, wird erzählt, daß er einst einen Zug in die Provinzen am untern Kiang machte, wozu er sich und der Kaiserin die prächtigsten Barken von seltener Größe und Umfang bauen ließ. Eilf solcher Schiffe dienten für ihn, für seine Gemahlin, und für die Bedienung von ihnen beiden. Diesen folgten mehrere Tausend andere, mit den Prinzen, Prinzessinnen und den Großen verschiedenen Rangs nebst ihrer Begleitung, sämmtlich aufs Kostbarste ausgerüstet. Die Zahl der Ruderer, deren Montirung in einem mit Blumen und Drachenbildern schön gestickten Oberkleid bestand, belief sich allein auf mehr als 80,000 Mann. Dazu hatte die Infanterie, welche den Kaiser begleitete, mehrere tausend Barken zu ihrem Bedarf, während die Reiterei auf beiden Seiten des Stroms neben der Flotte hergieng. Alle Städte, bis auf 50 Stunden von beiden Ufern, hatten Befehl, Lebensmittel in Ueberfluß herbeizuschaffen. Um als großer Eroberer zu glänzen, beschloß Yangti im Jahr 607 die Siyu zu unterwerfen, von deren Ländern ihm Peikiu eine Karte übergab, welche bis zum kaspischen

Meer reichte. Was ihm hier durch Verschwendung ungeheurer Summen gelang, die Oberherrlichkeit über diese Gebiete zu erkaufen, das fehlte auf einer andern Seite. Korea sollte zum Gehorsam gebracht werden. Ein Heer ward aufgestellt (anno 612), das mit dem Troß 1'130,000 Menschen zählte. Aber die Belagerung der Stadt von Leaotong, womit der Feldzug eröffnet wurde, mißlang, und der Kaiser hatte den Verdruß, ohne etwas ausgerichtet zu haben, heimzukehren. Eine zweite Armee ward ausgehoben, und drang in neun Abtheilungen gegen die Feinde vor. Ihre Anführer, durch trügerische Unterhandlungen der Koreaner getäuscht, ließen die Zeit zu einem vortheilhaften Angriff vorübergehen, bis die Lebensmittel zu mangeln anfiengen, und nun die kaiserlichen Truppen, von den Feinden gedrängt, einen unglücklichen Rückzug anzutreten genöthigt wurden. Als die Truppen, an den Grenzen Chinas angekommen, gemustert wurden, waren von einem großen schönen Heer nicht mehr als 27,000 Mann, von Waffen und Bagage entblößt, übrig geblieben. Jetzt wollten die Großen des Reichs den Kaiser bestimmen, die Unternehmungen gegen Korea aufzugeben. Yangti konnte hiezu nicht bewogen werden. Aber da er kaum ins Feld gerückt war, und das Glück sich jetzt auf seine Seite zu neigen schien, kam die Botschaft, daß in dem Reich ein Aufstand ausgebrochen sey, und bereits Loyang, die Residenz, belagert werde. Dieser Aufstand, ein Vorläufer der Bewegungen, welche sich jetzt allenthalben im Reich kundgaben, wurde zwar gedämpft, und die Koreaner, durch einen neuen

Feldzug, der eröffnet werden sollte, geschreckt, boten (anno 614) Unterwerfung an; von einem Ueberfall der Thukhiu, welche den Kaiser bei einem Zug im Norden der großen Mauer zu überraschen hofften, rettete ihn eine chinesische Fürstentochter, die Gemahlin des Kohan der Thukhiu, aber nun war auch der Glückstern dieses Monarchen hinabgesunken. Die Geduld seiner Unterthanen, welche durch unsägliche Lasten niedergedrückt wurden, — mehrere Millionen Menschen waren in den Kriegen und bei den großen öffentlichen Arbeiten umgekommen, — war erschöpft; vergeblich warnten treue Diener den Herrn vor dem Abgrund, an welchem er angekommen war, in seinem Uebermuth ließ er sie von seiner Garde niederhauen; im Norden und im Süden, im Osten und im Westen wurde die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt, und selbst die Feinde des Reichs, die Thukhiu, von einem der Insurgenten in das Land herbeigezogen (anno 617); der Kaiser selbst, in seinen Pallast begraben, hörte kaum, was in den Provinzen vorgieng. Der Hof fürchtete seinen Zorn und suchte die Nachrichten vor ihm zu verbergen. Es hieß, in den Gegenden von Taiyuen haben sich einige Räuberbanden gebildet. Diese auseinander zu treiben sandte Yangti den Liyuen ab, welchem er ein Commando von etwa 1200 Mann gab. Dieser Liyuen ward der Stifter der Dynastie der Tang, nachgehends unter dem Namen Kaotsu bekannt, der Vater Lischimins, der als Kaiser unter dem Titel Taitsong gefeiert wird.

Auf dem Posten, auf welchem Liyuen stand, konnte er die gänzliche Vernachläßigung aller Herrscher-Pflichten

von Seiten des Kaisers und die Größe des Elends, unter welchem das Volk schmachtete, vollkommen würdigen. Von allen Seiten von Aufruhr umgeben, von dem Kaiser auf keine Art unterstützt, sah er keinen andern Ausgang vor sich, als entweder von den Insurgenten erdrückt zu werden, oder als ein Opfer des kaiserlichen Zorns zu fallen, wenn er, was doch unmöglich war, der überhandnehmenden Verwirrung nicht steure. Bei diesen Umständen forderte Lischimin seinen Vater auf, auf eigne Faust Truppen auszuheben, und den Versuch zu wagen, ob der Himmel ihnen günstig seye, und sie vermögen werden, sich selbst zu retten und dem Reich den Frieden zurückzugeben. So geschah es, daß Liyuen sich zum Oberfeldherrn und Beschützer des Reichs erklärte, und, wie er sich ausdrückte, zu Gunsten des Hauses Suy, die Waffen nahm.

Mit reissender Schnelligkeit setzte sich Liyuen in den Besitz der nordwestlichen Länder, zog mit einem Heer von 80,000 Mann in die Hauptstadt Tschang-ngan, ernannte den 13jährigen Prinzen Yangyeu zum Kaiser, indem er für Yangti den Titel höchster Kaiser wählte, warf die andern Häupter der Insurgenten neben sich nieder, und hatte bereits eine hohe Macht erlangt, als Yangti in seinem Pallast zu Kiangtu, wo er unter Weibern und Wein schwelgte, ermordet wurde. Hierauf nahm er selbst an der Stelle des jungen Fürsten die Kaiserwürde an, (a. 619) und ehe 6 Jahre verstrichen, war im ganzen Umkreis des Reichs Ruhe und Ordnung wiederhergestellt, und selbst auch die Thukhiu, die ächten Nachfolger der

älteren Hiongnu gedemüthigt. Kaotsu aber war mittlerweile in ein höheres Alter getreten, er sah seine Kräfte abnehmen, und übergab daher die Regierung in die Hände seines Sohnes Lischimin, der von 626—649 unter dem Namen Taitsong glücklich herrschte.

Dieser Fürst verdient vor vielen andern der früheren und spätern Zeit ausgezeichnet zu werden, da man bei ihm eine seltene Vereinigung trefflicher Eigenschaften, große Feldherrn-Talente neben der Feinheit eines Staatsmanns, persönlichen Muth und einen kräftigen Geist neben Mäßigkeit und Weisheit, Festigkeit und Treue neben Mitleid und Herablassung findet. Kaum hätte er den Thron bestiegen, als Einfälle der Thukhiu ihn nöthigten, zu den Waffen zu greifen. Die Keckheit dieser Barbaren gieng soweit, daß sie bis in die Nähe der Residenz Tschang-ngan rückten, und einen ihrer Officiere in diese Stadt selbst hereinschickten, „um das Volle und das Leere zu besehen.“ Taitsongs Unerschrockenheit zwang sie zum Rückzuge und zu einem billigen Frieden; nachgehends brachen unter ihnen selbst Uneinigkeiten aus. Mehrere Horden, welche bis jetzt dem Kohan der Thukhiu gehorcht hatten, als die Sieyento, die Hoeihe, die Thupo, alle Reste der alten Hiongnu, trennten sich, und China konnte um so leichter seine Oberherrlichkeit über sie ausüben. Im Jahr 630 als die tapfern Schaaren der Chinesen einen bedeutenden Kriegszug auf dem Hochland gethan hatten, erschienen von freien Stücken Abgeordnete aller umwohnenden Tartaren-Stämme, welche den Kaiser baten, den Titel Tienkohan, d. h. himmlischer Kohan, an-

daß auch der Geringste sein Recht finden konnte. So ließ er auch ein neues Gesetzbuch ausfertigen, in welchem alle Gesetze in 500 Abschnitten zusammengefaßt waren. Die Strafen waren darin wesentlich gemildert, besonders wurde Todesstrafe und Verbannung ungemein viel seltener angesetzt als nach dem Codex, welcher unter den Suy gegolten hatte. Die Ceremonien und Gebräuche, welche Gesetzeskraft haben sollten, wurden hierin auf 1590 festgesetzt. Auch die Abgaben verringerte der Kaiser sehr beträchtlich. Als ein Freund der Wissenschaften errichtete er bald im Anfang seiner Regierung in der Residenz ein prächtiges Collegium, das er mit einer Bibliothek von 200,000 Bänden zum öffentlichen Gebrauch reich ausstattete. Rings um dieses Gebäude waren Wohnungen für Studirende aufgeführt, und aus den Provinzen wurden die ausgezeichnetsten Männer als Lehrer herbeigerufen. Diesem Collegium widmete er auch nachgehends viele Aufmerksamkeit, besuchte es von Zeit zu Zeit, legte selbst den Lehrern Fragen über schwierige Gegenstände zur Beantwortung vor, belohnte die, welche sich auszeichneten und gab einst nach einem solchen Besuch Befehl, daß auf einmal noch 1800 Zimmer weiter für die Studirenden gebaut werden sollen. Auch verordnete er, um den Eifer für Studien zu ermuntern, daß in allen Collegien ein Saal bestimmt werde, wo dem weisen Tschaokong — dem Lehrer Tschingwangs — und dem Confuzius die ihnen gebührenden Ehrenbezeugungen dargebracht werden sollten. In Zeiten, welche von Staatsgeschäften frei waren, führte der Kaiser gerne mit den Gelehrten Unterredungen na-

mentlich über Gegenstände der Geschichte, und legte seine Weisheit und seine Kenntnisse, namentlich auch seine Freiheit von Aberglauben auf verschiedene Weise an den Tag. In letzterer Hinsicht ließ er sich einst über die Schriften, welche die Kunst, das Horoscop zu stellen, lehren sollten, Bericht erstatten, worauf ihm Liutsai vorstellte: Solche Bücher seyen voll von Thorheiten und Abgeschmacktheiten, und hätten von vorne herein sollen verboten werden. Sie lehren, alle welche unter einem Stern geboren seyen, haben dasselbe Schicksal, doch seyen jene 400,000 Menschen, die unter Nanwang zu Tschangping ermordet worden, nicht unter einem Gestirn geboren worden. Sie berufen sich auf den Liki, wenn sie die Wichtigkeit der Wahl eines Begräbnißtags einschärfen, doch erzähle der Tschuntsieu ausdrücklich, daß das Begräbniß Tinkongs, des Fürsten von Lu, wegen eingetretenen Regens auf den folgenden Tag verlegt, also nicht auf den gewählten gehalten worden sey. Vor Alters seyen die Begräbnißplätze immer im Norden der Stadt gewesen, jetzt sagen diese Horoscopisten: die Gewinnung von Macht oder Reichthum hänge von der Wahl des Grabs der Eltern ab, und breiten eine Anzahl ähnlicher Träumereien aus, wodurch das Volk, das immer nach dem Wunderbaren hascht, zu tausend Thorheiten verleitet werde. — Solche nüchterne und verständige Auseinandersetzungen hatten den vollen Beifall Taitsongs, welcher selbst ebenso dachte.

In seinen häuslichen Verhältnissen war der Kaiser gleichfalls in vieler Hinsicht glücklich. Seine Gemahlin

Tschangsunschi war eine durch die Studien der Alten gebildete Fürstin, stets bedacht, ihrem Herrn die ihm schuldige Achtung zu erweisen; zugleich beflissen, ihn in seinem Streben, den alten Weisen nachzuahmen zu bestärken, dabei ferne von Einmischung in die Angelegenheiten der Regierung. Zu seinem Schmerz starb sie bereits im Jahr 636. Auf ihrem letzten Lager hatte sie noch den Erbprinzen ermahnt, sich von den Taossen und den Hoschang nicht einnehmen zu lassen, den Kaiser aber bat sie, er möchte auch ferner nur weise Männer um seine Person und in den öffentlichen Diensten dulden, die Schmeichler aber ferne halten; er möchte, so weit es möglich sey, die Lasten des Volks verringern, und besonders die großen Jagden, und die Reisen, welche so ungeheure Summen kosten, abstellen. Sie werde, sagte sie, gerne sterben, wenn sie die Hoffnung mit sich nehmen dürfe, daß der Kaiser diese letzten Bitten, die sie aus Sorge für seinen Ruhm ihm vortrage, in Erfüllung bringen werde. Die Erziehung des Erbprinzen war für Taitsong eine besonders wichtige Angelegenheit, doch vergalt dieser die Sorgen seines Vaters schlecht, indem er sich in eine Verschwörung gegen sein Leben einließ, was zur Folge hatte, daß er seinen Rang als Fürst verlor, und in die Classe des gemeinen Volks versetzt wurde, eine Erfahrung, welche der Kaiser zu den schwersten seines Lebens rechnete. An die Stelle dieses Unwürdigen wurde Litschi erwählt, nachher unter dem Namen Kaotsong bekannt.

In den letzten Jahren seiner Regierung und seines Lebens unternahm der Kaiser einen Feldzug gegen Korea.

Dieses gelang nicht, wie man erwartet hatte, was sich der Fürst so zu Gemüth zog, daß er von dieser Zeit an kränkelte. Im Hinblick auf sein baldiges Ende faßte der Kaiser das Wichtigste seiner Regierungsgrundsätze in einer besondern Schrift zum Besten seines Nachfolgers zusammen und ermahnte ihn, den Vorbildern des Alterthums eifrig nachzufolgen. „Ich habe, sagte er zu seinem Sohn, viele Fehler gemacht, welche Du vermeiden sollst; ich habe Pracht und äusserliche Herrlichkeit zu sehr geliebt; ich habe mehrere Palläste, Häuser und Gärten zum Vergnügen bauen lassen; ich habe unmäßigen Aufwand gemacht, um schöne Pferde, gute Jagdhunde und Jagdvögel zu haben, die ich aus den entferntesten Gegenden herbringen ließ; ich habe mehrere unnöthige Reisezüge gemacht, blos zur Befriedigung meines Ehrgeizes; durch solche Dinge habe ich dem Volk viele Uebel bereitet, und diese Fehler sollen Dir als Warnungszeichen dienen. Da ich jedoch den Völkern auch viel Gutes erwiesen habe, insbesondere da ich den ununterbrochenen, verheerenden Kriegen ein Ende machte, indem ich das ganze Reich unter einem Haupte vereinigte, so waren hierin Gründe vorhanden, welche den Ausbruch der Unzufriedenheit der Unterthanen gegen mich verhinderten. Du hast Dich um das Volk noch nicht verdient gemacht; wirst Du nun den Anweisungen Folge leisten, welche ich Dir gebe, so darfst Du hoffen, im Frieden zu regieren; wirst Du Dich aber dem Stolz, der Trägheit, der Sorglosigkeit, der Verschwendung und Weichlichkeit hingeben, so kannst Du gewiß seyn, daß Du bald fallen wirst. Nichts ist schwerer,

als ein Reich erwerben, nichts aber auch leichter, als es verlieren."

Nicht lange, nachdem Taitsong seinem Sohne diese und andere Lehren der Weisheit gegeben hatte, schwanden seine Kräfte vollends schnell dahin, und er starb zu Anfang des Jahrs 649 im 53sten Jahr seines Alters, dem 23sten seiner Regierung, tief betrauert von Einheimischen und Fremden.

Nach seinem Tode erwiesen sich zwar die Folgen der guten Einrichtungen und des kräftigen Regiments dieses Fürsten noch geraume Zeit zum Besten des Hauses Tang und des Reichs der Chinesen in ihrer Wirksamkeit. Doch sank der Glanz des Thrones bald, befleckt und verdunkelt durch Unordnungen in der kaiserlichen Familie selbst, durch Untauglichkeit mancher der nachfolgenden Regenten, durch Ausbruch von Empörungen im Lande und das Wachsthum der Macht benachbarter Reiche. In letzterer Hinsicht kommt, während Züge der Hoeihe, der Khitan und anderer Hochländer so wie später die Ueberfälle der Mantschao im Süden von minderer Bedeutung waren, von der 2ten Hälfte des 7ten bis in die Mitte des 9ten Jahrhunderts die Herrschaft der Tufan oder Tibeter vorzüglich in Betracht. Bereits unter Kaotsong dem Sohne Taitsongs (reg. von 650 — 684) erlitten die Chinesen beträchtliche Verluste durch diese Feinde, welche sich auf dem Hochland so gefürchtet machten, daß im Jahr 672 der Fürst der Tukuhoen sich neben diesen Nachbarn in seinem Lande nicht mehr sicher glaubte, und sich daher mit einer großen Anzahl seiner Unterthanen auf das chinesische Gebiet flüchtete. Unter der kaiſ-

tigen Regierung des Kaisers Hüenksong (von 713—756) machten die Chinesen ungeheure Anstrengungen, um die Gegner in Schranken zu halten, doch kam im Jahr 730 der Frieden nicht sowohl dadurch zu Stande, daß die Tufan sich gedemüthigt sahen, als weil die Chinesen selbst die Fortsetzung der Feindseligkeiten scheuten, welche ihnen nur Aufwand, bei der Unwirthlichkeit des Tibetischen Landes aber keineswegs Vortheil bringen konnten. Unter den Bedingungen der Uebereinkunft war die Forderung des Tsanpu, daß ihm eine chinesische Prinzessin und der Schiking, der Tschuntsiu und Liki des Confuz ausgefolgt werden solle. Hinsichtlich der Bücher fand man zuerst Anstand, weil durch dieselben der feindliche König mit den Grundsätzen einer guten Regierung bekannt gemacht werde und so Waffen gegen China in die Hand bekomme. Doch entschied der Staatsrath, sie nach Tibet zu senden, damit der Tsanpu aus diesen Schriften lerne, was Treue, Rechtschaffenheit und Tugend seye, die großen Gesetze des menschlichen Lebens, deren Kenntniß man unter allen Völkern zu verbreiten suchen müsse. Dieser Frieden dauerte jedoch nicht lang. Die Tufan brachen aufs Neue los. Unter dem Kaiser Taitsong II. (regierte von 763—780) wurde selbst die Residenz Singanfu von ihnen überfallen und geplündert, und obwohl die Chinesen immer von Zeit zu Zeit wieder Vortheile über diese Gegner gewannen, so blieben sie doch durch ihre Einfälle im Westen des Reichs und durch ihr Umsichgreifen auf dem Hochland, wodurch den Chinesen ihre Besitzungen in der Bucharei, in Hamil und Turfan streitig gemacht wurden, lästige

Nebenbuhler, bis ums Jahr 838 Tamo zur Herrschaft in Tibet gelangte, ein grausamer, leidenschaftlicher und vergnügungssüchtiger Mann, welcher seine Unterthanen so hart hielt, daß viele von ihnen das Land verließen. Mit seiner Regierung begann die Macht der Tufan zu erlöschen.

Während jedoch China den äussern Feinden gegenüber in der Zeit der Tang im Ganzen genommen eine bedeutende Gewalt behauptete, so traten im Innern selbst Mißstände ein, durch welche das Volk gedrückt und zuletzt der Untergang der herrschenden Familie herbeigeführt wurde. Denn ausser dem, daß nahezu durch die Gemahlin Kaotsongs, die ehrgeizige, grausame Uheu, das Haus der Tang ein frühes Ende fand, daß unter Hiuentsong Nganloschan wie nachgehends andere eine schwer zu dämpfende Empörung zu Stand brachte, daß Fürsten wie Tschongtsong (regierte von 684 — 740) Ytsong (regierte von 860—874) und andere sich durch Schwäche und Ausschweifungen verächtlich machten *), waren es namentlich zwei Uebel, welche den Fürsten, und mittelbar und unmittelbar dem Volk verderblich wurden: die große Anhänglichkeit vieler Kaiser an die Taosse und Hoschang, und die übermäßige Gewalt, deren sich die Verschnittenen bemächtigten.

Schon dem Stifter des Hauses, Kaotsu, machte man

*) Selbst bessere Kaiser liebten, Schauspiele tanzender Rhinocerosse und Elephanten zu geben, Streithähne zu unterhalten u. dgl., ausserdem daß man fremde Thiere und Seltenheiten aller Art am Hof zusammenbrachte.

es zum Vorwurf, daß er die abergläubischen Anhänger Motses begünstige. Doch verschaffte sich damals Fuy Gehör, welcher in einer Vorstellung an den Kaiser über beide, die Taosse wie die Hoschang herfiel. „Buddha, sagte er, stamme aus dem Land der Siyu, welches weit von China abliege. Seine Lehre seye voll Thorheiten und ausschweifenden Ideen. Seine Schüler haben sich wohl gehütet, seine Werke wörtlich zu übersetzen, weil sie auch die unwissendsten Menschen gegen sich empört haben würden. Durch die Grundsätze dieser Sekte werde die Treue der Unterthanen gegen die Fürsten, die Liebe der Eltern gegen die Kinder aufgehoben. Die Buddha-Schüler legen es darauf an, in Müssiggang und ohne Anstrengung ihr Leben hinzubringen; auch die Kleidung als Bonzen tragen sie nur, um sich der Theilnahme an öffentlichen Lasten zu entziehen. Sie sagen, Fo seye der Vertheiler aller Güter, des Glücks, aller Reichthümer und Ehren, und lenke die Welt nach seinem Wohlgefallen. Aber welche gefährliche Folgen erwachsen aus dieser Lehre! Sie nehme den Fürsten eine ihrer größten Auszeichnungen, das Verdienst, das sie sich durch die Sorge erwerben, gut zu regieren; sie leite die Menschen zu völliger Gleichgültigkeit und Unbekümmertheit um ihr Glück und Erfüllung der Pflichten der Tugend, da ja jeder vollkommen von Fo abhängig sey. Seit diese Lehre im Reich eingeführt worden sey, habe sich jede Art von Unheil über das Volk verbreitet, alle diese Uebel seyen nur den Anhängern Fo's zuzuschreiben. Selbst auswärtige Fürsten haben auf jede Weise gesucht, sie aus ihren Staaten zu verdrängen; wie viel

mehr müsse China dieses thun! — Auch die Lehre der Taosse sey eine Thorheit, denn das Leben der Menschen habe zu allen Zeiten sein Ziel gehabt, und werde es auch immer haben, niemand könne dem Tode entgehen." Aber solche Stimmen wurden nachgehends nur selten gehört, und schon der Kaiser Hiuentsong ließ sich bethören von einem Taosse, den Trank der Unsterblichkeit anzunehmen. Doch verordnete er (a. 741), daß künftighin nicht mehr Seidenzeuge, kostbare Kleider und Meubles, von denen diese Leute sagten, sie seyen den Geistern in der andern Welt von Nutzen, in Wirklichkeit, sondern nur in Papier verbrannt werden sollten. Ein Gebrauch, welcher bis heutigen Tags beibehalten wird.

Unter den späteren Fürsten zeichnete sich Hientsong (regierte von 806 — 821) durch seine Vorliebe für den Buddhismus aus. Er ließ im Jahr 819 eine wunderthätige Reliquie, einen Finger Buddhas, welcher sich alle 30 Jahre, wie sie sagten, öffnete und schloß, in großem Pomp in den Pallast bringen, und von da unter ungeheurem Zusammenströmen der Leute, hoher und niederer, in allen Tempeln umhertragen. Derselbe war auch den Taossen so ergeben, daß er sich durch den Unsterblichkeits-Trank, welchen sie ihm reichten, tödtete. Dieses letztere fand gleichfalls bei seinem Nachfolger Mutsong (regierte von 821 — 825) Statt, ebenso bei Utsong (regierte von 841 — 847) und bei Siuentsong (regierte von 847 — 860). Würde nicht die Geschichte anderer Völker viele Beispiele ähnlicher Thorheiten, namentlich auch bei Fürsten und Vornehmen darbieten, so möchte man eine solche Ver-

blendung verständiger Männer kaum für glaublich erachten; statt alles andern erinnern wir nur an das Treiben der Alchymisten und Adepten, wie solches noch vor 2 Jahrhunderten unter den europäischen Nationen an den Höfen ihrer Fürsten gefunden wird.

Aber, wenn schon der schnelle Wechsel der Fürsten, wie wir ihn nach dem eben Angeführten in China sehen, der Regierung nachtheilig seyn, wenn die Hinneigung der Machthaber zu grobem Aberglauben und zu auswärtigem Götzendienst mit Hintansetzung der weisen Lehren einer besseren Vorzeit nothwendig ungünstige Folgen für die Nation haben mußte, so drängte sich doch unter den spätern Herrschern der Tangfamilie in der Eunuchengewalt ein Uebel hervor, welches schlimmer war, als alle andere. Seit lange war es gewöhnlich, daß der innere Dienst im Pallast zum Theil durch Verschnittene verrichtet wurde; aber seit den Zeiten Sinentsongs (regierte von 847—860) wurde es Gewohnheit, alle Staatsangelegenheiten einem geheimen Kabinet aus Verschnittenen bestehend vorzulegen, welche, immer in der nächsten Umgebung des Kaisers lebend, durch ihre Rathschläge und Ansichten über die wichtigsten Dinge die Entscheidung gaben. Dieser durch die Schwäche der Regenten hervorgerufne Mißgriff brachte es bald dahin, daß die höchsten Aemter käuflich wurden, daß die Creaturen dieser Leute in alle Würden einschlichen, daß Unordnungen jeder Art in der Verwaltung überhandnahmen, und die 10,000 Eunuchen, welche am Hof waren, den Kaiser selbst völlig nach ihrer Willkühr behandelten. Das Volk seufzte unter ihren Erpres-

sungen, und Männer von Ehre, welche in den Provinzen angestellt waren, wollten sich ein solches Joch nicht gefallen lassen, und machten sich unabhängig. So ist die Regierung der letzten Tang ein Gewebe von Unruhen und Verwirrung am Hof und im Staat, wobei die Fürsten zwischen der mächtigen Parthie der Eunuchen, und der nicht minder mächtigen ihrer Gegner in der Mitte stehend, den äussersten Unbilden von beiden Seiten ausgesetzt, zuletzt unterlagen, indem Tschuwän, der sich eine Zeitlang zum Beschützer des Kaisers Tschaotsong gegen die Verschnittenen aufgeworfen hatte, denselben zuerst aller seiner Würde beraubt und bald darauf tödtet (a. 904), worauf bald auch Tschaotsongs Sohn, Tschaosluenti von dem Usurpator aus dem Weg geräumt wird, und hiemit die Familie der Tang erlöscht im Jahr 907.

Bei dem Elend dieser Zeiten verließ das Volk schaarenweise seine Ländereien und flüchtete sich in die Wälder. Namentlich wird solches und Aehnliches von der Regierung Ytsongs (860 — 873) erzählt. Aber auch früher schon hatte sich die Kraft des chinesischen Reichs bedeutend verringert. Als im Jahr 755 unter Hiuentsong eine Zählung des Volks vorgenommen wurde, fand man im Reich 321 Städte des ersten Rangs, 1538 des zweiten, Burgen und Dörfer nicht gerechnet. Die Anzahl der Familien betrug 9'619,254, welches eine Seelenzahl von 52'880,488 Menschen ausmachte. Kaum 10 Jahre später unter Taitsong II. fand man nur 2'900,000 Familien oder ungefähr 16'900,000 Menschen. So sehr hatten in dieser Zwischenzeit, namentlich die damal gegen innere und

äußere Feinde geführten Kriege gewüthet. Unmittelbar hernach erholte sich das Reich zwar wieder etwas; unter Tetsong zählte man a. 781 3'085,066 Familien, ungerechnet das Heer, welches sich auf 768,000 Mann belief — doch kann man hiernach abnehmen, daß in der folgenden Periode der Auflösung das Land zu tiefer Schwäche herabsinken mußte.

Nach Erlöschung der Tangdynastie führten von 907—960 schnell nacheinander fünf Familien in dem zersplitterten Reiche den kaiserlichen Namen mit geringer Ausdehnung ihrer Macht, im Streit mit vielen Nebenbuhlern. Taitsu, der Stifter der Song, der im Jahr 960 durch das Volk und die Armee als Kaiser ausgerufen wurde, herrschte Anfangs nur über 967,353 tributzahlende Familien. Doch war sein Nachfolger, da Taitsu die verschiedenen unabhängigen Fürsten im Lande allmählig zu unterwerfen gewußt hatte, bereits wieder Herr über 3'090,504 besteuerte Familien; und diese Macht vermehrte sich unter den Song allmählig soweit, daß man im Jahr 1014 9'955,729, im Jahr 1083 aber sogar über 17 Millionen steuerbarer Familien rechnete. Ungeachtet aber China in dieser Periode zu einer ansehnlichen Blüthe gelangte, war es doch nicht im Stande, zwei Feinde zu übermögen, welche sich, selbst innerhalb der alten Grenzen des Reichs, festgesetzt hatten. Der eine dieser Gegner waren die Hia, welche im westlichen Schensi herrschten, die andern die Leao oder Khitan, welche sich in Petscheli und weiter gegen den Süden herab eindrängten *). Mit beiden strit-

*) Siehe S. 11 und S. 18 gegen unten.

ten die Song unter abwechselndem Glück, und erkauften von den Khitan verschiedenemale den Frieden mit großen Summen. Endlich gelang es, die Macht der Khitan zu zerstören, aber nur, indem man sich einen noch schlimmeren Feind zum Nachbar wählte, die Kin, welche zwar die Leao vertrieben, aber unter schimpflicher Erniedrigung der chinesischen Fürsten*) das ganze nördliche Land bis über den Hoangho hinaus sich zueigneten. Ihre Herrschaft erhob sich ums Jahr 1115 und fiel durch die Mongolen, welche von den Chinesen gegen die Kin unterstützt wurden, wie sie zuvor mit den Kin gegen die Khitan gestritten hatten.

In den bessern Zeiten, in welchen während dieser Periode die Chinesen Frieden von aussen hatten, da zugleich im Innern die Ruhe seltener unterbrochen wurde, blühten im Reiche Künste und Wissenschaften aufs Trefflichste auf, und obwohl es nicht an Kaisern fehlte, welche die Taosse und Hoschang übermäßig begünstigten, so konnte doch auch die Schule des Confuzius großen Einfluß gewinnen, und hatte Männer aufzuweisen, deren Ruhm und Ansehen immer erhalten bleiben wird; auch wurden nicht allein die früher betretenen Bahnen verfolgt, son-

*) Unter den Friedensbedingungen, welche Ualkpu im Jahr 1126 bei der Belagerung von Kaifongfu vorschrieb, war unter anderem auch die Forderung einer Contribution von 500,000 Gold- und 50 Millionen Silber-Taels, 10,000 Ochsen oder Pferden, und 1 Million Stücke Seidenzeug.

dern auch neue Lehren verbreitet, freilich weder der Wissenschaft noch dem öffentlichen Wohl zum Gewinn.

Ein eifriger Freund der Taosse war der Kaiser Tschintsong (reg. von 998—1022), welcher a. 1008 über ein, wie er vorgab, vom Himmel gefallenes Buch große Festlichkeiten anstellte, worauf dann Wunder auf Wunder folgten, deren Verbreitung den Kaiser lächerlich machte, welcher jedoch zur Besänftigung der Confuzins-Schüler auch diesen Weisen ehrte. Großen Eingang fanden die Taosse besonders auch bei dem Kaiser Hoeitsong (reg. von 1100—1125). Dieser ertheilte den Tao-Schülern Grade der Gelehrten-Würden, und einen Rang mit den Großen des Reichs, errichtete Schulen, in welchen man die Weisheit der Taosse lernen konnte, ließ die Schriften der Secte sammeln und verordnete, daß sie gleiches Ansehen, wie die King genießen sollten, auch erwies er den Geistern, welche die Taosse anbeten, öffentlich alle Ehre. Dafür versicherten ihn seine Tao-Priester, er seye ein Sohn Schangtis, des höchsten Gottes, der auf die Erde herabgekommen sey, um die Menschen in der Bahn der Wahrheit zu leiten, weßwegen der Kaiser sich den Titel: „Fürst des Gesetzes, König der reinen Lehren" beilegte. Mit ihm begann die Abhängigkeit Chinas von den Kin.

Dagegen finden wir auch unter dem Kaiser Jintsong (reg. von 1023—1063) und unter seinen Nachfolgern Männer hervorgehoben, wie der große Ssemakuang, einer der Gelehrtesten seiner Zeit, von dem man sagen konnte, daß China wenige Bücher besitze, welche er nicht

gelesen hätte, ausgezeichnet durch sein reifes Urtheil und die Feinheit seines Geistes nicht minder, als durch die Milde seines Wesens, die Geradheit seines Charakters und die Würde seines Benehmens, auch bei den Ausländern in großem Ansehen stehend und bei seinem Tode a. 1086 in der Hauptstadt Kaifongfu und weithin im Lande betrauert. Von diesem Manne, in Verbindung mit mehreren andern, rührt ein großer Theil des Tongkiankangmu her*), eine Geschichte des chinesischen Reichs vom Jahr 400 vor Christo — 960 nach Christo, deren Werth bei dem Reichthum der Dokumente, welche hier gesammelt sind, bei der Vollständigkeit der Erzählung im Einzelnen, bei der Feinheit psychologischer Bemerkungen, und der Unpartheilichkeit und Nüchternheit der Darstellung immer anerkannt werden wird. Unter denen, deren Unterricht und Gespräche Ssémakuang auch im höheren Alter gerne benützte, wird Tschaoyong genannt, welcher a. 1077 starb. In dem kleinen Hause dieses Weisen, genannt Nganlou: »das Haus des Friedens und der Freuden« sammelte sich oft eine Anzahl Gelehrter und Staatsmänner, welche Alle sich an die Grundsätze des Confuzius hielten.

In der späteren Zeit, nachdem die größten Stürme

---

*) Der Tongkiankangmu, welcher in späteren Zeiten unter verschiedenen Kaisern fortgesetzt wurde, wurde unter Kanghi ins Mandschurische, und aus dieser Sprache von Pater de Mailla in 12 Bänden unter dem Titel histoire général de la Chine ins Französische übersetzt.

von Seiten der Kin vorüber waren, machte sich Tschuhi als Philosoph berühmt — er starb a. 1200 im Alter von 71 Jahren. Dieser Gelehrte diente zuerst am Hof in einem Staatsamt, wurde aber durch Intrignen verdrängt, worauf er sich zurückzog, und sich mit Abfassung zahlreicher Schriften, besonders mit Erklärungen der King beschäftigte, genau verbunden mit einem andern Philosophen, Tsaipuenting, welcher ihn in seinen gelehrten Arbeiten unterstützte. Der Zulauf von Schülern zu diesem Weisen war unglaublich groß; als aber die Regierung eine Untersuchung über seine Lehren anstellte, und dieselbe verwarf, als seine Schüler, deren viele in den höchsten Würden standen, von ihren Aemtern entfernt, zum Theil noch härter bestraft wurden, wechselten viele die Farbe, während andere sich in einsame Oerter zurückzogen, um dem Ungewitter auszuweichen. Worin das Eigenthümliche seiner Lehre bestand, kann von uns nicht angegeben werden, da die Werke Tschuhis unter den übrigen merkwürdigen Schriften der Chinesen, welche den Europäern erst bekannt gemacht werden müssen, begriffen sind. Die Anklage, welche ein Censor des Reichs gegen ihn vorbrachte, nachdem er bereits von seinem Amt enthoben war, wirft die verschiedenartigsten Punkte zusammen, indem er ihm im Ganzen zehn Vergehungen Schuld gibt; unter diesen ist, daß er, um die Zahl seiner Anhänger zu vermehren, einzelnen seiner Schüler Grade der Gelehrten-Würde ertheile, wozu er kein Recht habe, daß er auch auf andere unerlaubte Weise junge Leute an sich ziehe, daß seine Kleidung, in einem

weiten langen Oberrock mit breitem Gürtel, und seine Nahrung, in schlechtem Reis und gewöhnlichen Kräutern bestehend, auffallend sey; daß er keine feste Wohnung habe, und wie die bösen Geister seine Gestalt öfters verwandelnd bald da bald dort erscheine, oder wieder verschwinde u. dgl. Andere hätten ihm den Vorwurf gemacht, daß seine Auslegungen des Confuz und Mongtses unrichtig seyen, daß er vieles von seinen eigenen Gedanken hinzugefügt habe, daß das letzte Princip, von welchem er ausgehe, das Leere und das Nichts sey, welches für sich selbst keinen Namen haben könne, und daß er seine falschen Behauptungen durch Trugschlüsse und Sophismen zu unterstützen suche.

Neben diesen Streitigkeiten über die Lehre Tschuhi's können wir die Kämpfe nicht ganz unerwähnt lassen, welche 120 Jahre früher über die von den alten Satzungen der King abweichenden Regierungsgrundsätze Wangnganschë's entstanden. Dieser gehörte zu der Secte derer, welche alle Begebenheiten von einer blinden Nothwendigkeit ableiteten, welche keine Rücksicht auf den sittlichen Werth des Menschen nehme, während die Alten beständig einschärften, man müsse den Tien fürchten, welcher das Gute belohne und das Böse bestrafe. Diese fatalistische Lehre, welche sich zum Theil auch bei Anhängern Laotsë's findet, scheint von den Chinesen ziemlich ausgebildet, und stark unter ihnen verbreitet gewesen zu seyn. In welcher Verbindung aber diese Ansichten bei Wangnganschë mit seinen politischen Reformationsplanen standen, wissen wir nicht. Der heftige Streit, der sich

gegen ihn erhob, bezog sich darauf, daß Wangnganschë die Sitten des Volks ändern und neue Rechte und Gesetze im Staat einführen wollte, wozu ihm seine Stellung als erster Minister unter Schintsong die Gelegenheit in die Hand gab. Seine Anordnungen, welche er eine Zeitlang in Wirksamkeit zu erhalten wußte, fanden den größten Widerstand, endlich mußte er weichen und sein System hatte keine weitere Folgen.

Als die Mongolen unter Tschingiskhan und seinen Nachfolgern sich ausbreiteten, stießen sie in China zuerst auf die Hia und die Kin. Das erstere dieser Reiche wurde durch den großen Eroberer selbst noch bezwungen, das Ende des schon im Jahr 1211 eröffneten Kriegs mit den Kin aber erlebte er nicht mehr, doch soll er seinen Feldherrn vor seinem im August des Jahrs 1227 erfolgten Tode den Plan zum Entscheidungskampf vorgezeichnet haben. Bei diesem Feldzug machte die Belagerung fester Städte die Hauptschwierigkeit, besonders leistete Kaifongfu, die Residenz, einen verzweifelten Widerstand. Das Schauspiel, welches dieser Kampf darstellt, gehört zum entsetzlichsten, was die Geschichte kennt. Während 16 Tagen als Suputai im Jahr 1232 die Stadt Tag und Nacht stürmen ließ, rechnet man, daß ungefähr eine Million Menschen das Leben verlor. Nicht lange nachher, als sich die Feinde zurückgezogen, brach die Pest in der unglücklichen Stadt aus. In 50 Tagen wurden über 900,000 Särge durch die Thore getragen, eine große Anzahl Armer fand keine Bestattung. Als die Stadt wieder eingeschlossen wurde, wüthete der Hunger so, daß

die Menschen untereinander sich selbst verzehrten. Unglaublich ist die Zahl derer, welche ausserdem durch einen meutrischen Anführer das Leben einbüßten. Doch wollte Ogotai nach endlicher Uebergabe der Städt noch 1'400,000 Menschen, welche vorgefunden wurden, über die Klinge springen lassen, nach dem Kriegsgebrauch, welchen die Mongolen bei Völkern beobachteten, die ihnen ihre Siege streitig machten. Vierundzwanzig Jahre, nachdem der Kampf begonnen hatte, waren die Kin unterworfen. Bis der Kaiser der Chinesen besieat war, dauerte es noch 44 Jahre. In diesem ungleichen Kampf, da die Mongolen von Norden, von Süden und von Westen hereinbrachen, und Heeresmachten, welche nahezu aus ganz Asien gesammelt waren, herbeiführten, zeigten verschiedene Feldherrn der Chinesen große Tapferkeit und Ausdauer, und die sonst sieggewohnten Feinde sahen sich oftmals vor den Städten der Chinesen oder in den Schluchten ihrer Berge in ihrem Laufe gehemmt; zuletzt zog sich der Kampf auf die Wasser der Ströme und des Meeres, bis auch hier die Uebermacht der Nordländer die Oberhand behielt, und Lusiusu mit dem jungen Kaiser den Tod in den Wellen — der Gefangenschaft vorzog. Nur einer Macht von diesem ungeheuern Umfang, wie die der Mongolen war, sollte es gelingen, das Reich der Chinesen zu bezwingen!

Die neuere Zeit.

In dem Bisherigen war die Absicht, nicht blos eine übersichtliche Darstellung der Hauptbegebenheiten aus der chinesischen Geschichte zu geben, sondern namentlich auch solche Züge anzuführen, aus welchen der Charakter der chinesischen Nation zu erkennen seyn dürfte. Mit dem Fall des Reichs unter die Botmäßigkeit der fremden Herrscher aus dem Geschlecht der Mongolen ist die freie Entwicklung des Volks gehemmt, und nimmt auch während der Unruhen unter der folgenden einheimischen Ming-Dynastie keinen neuen Aufschwung. In den letzten zwei Jahrhunderten aber ist China aufs Neue unter der Hand der Auswärtigen. In dieser ganzen Periode, so scheind es, hat die Nation mehr die Bestimmung, die in früheter Zeit gewonnene Kultur an andere Völker mitzutheilen, als selbstständig auf den zuvor betretenen Bahnen fortzugehen. Dagegen tritt unser Land jetzt allmählig in häufigere Berührung mit dem fernen Westen, mit den Völkern Europas. Was durch solches Zusammentreffen des äussersten Ostens mit der Kultur des Westens für China gewonnen werden soll, ist zwar weit noch nicht erreicht; es sind bis jetzt nur erst Versuche, in Wechselverkehr durch Handel und Austausch der Bildung mit dem Reich der Mitte zu treten, Anfänge die Wahrheiten des ewigen Worts diesen Heiden zu bringen gemacht worden. Aber alles dieses bereitet für das chinesische Volk eine wichtige Veränderung vor, und verdient darum

noch mehr die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, als dasjenige, was wir in dieser Zeit aus dem inneren Leben der Nation selbst mittheilen könnten. Es soll daher jetzt nur das Allgemeinste aus der neueren chinesischen Geschichte gegeben werden, damit wir etwas länger bei den Versuchen des Westens, in Verkehr mit China zu treten und Einfluß auf dieses Volk zu gewinnen, verweilen können, um so mehr, da die neuere Geschichte des Volks unter uns bereits bekannter ist, als dieß bei den älteren Zeiten der Fall ist.

Als unter Hupilaihan China völlig unterworfen wurde, hatten die Mongolen bereits die Rohheit abgelegt, durch welche sie sich zuvor fürchterlich machten. Plane wie die, in allen unterjochten Ländern die Kultur völlig zu vernichten, um auf verödeten Gefilden desto bessere Waideplätze für ihre Pferde zu bekommen, waren aufgegeben und hatten weisen und heilsamen Regierungsgrundsätzen Platz gemacht. Den größten Antheil an solchen Fortschritten hatte chinesische Civilisation. Yeliutschutsai, ein chinesischer Gelehrter im vollsten Sinn, obwohl dem Geschlecht nach ein Leao, war in Tschingiskhans Dienst eingetreten, gab dem Kaiser ausgezeichnete Beweise seiner Tüchtigkeit, und vermochte über ihn und seine nächsten Nachfolger soviel, daß die Organisirung der gewonnenen Gebiete hauptsächlich in seine Hand gelegt und Geschmack für chinesische Litteratur, Hochachtung für Chinas Weise an dem Hofe der großen Fürsten verbreitet wurde. So regierten denn auch die ersten Herrscher der Mongolen in China auf eine gütige und

milde Weise. Sie beschützten die Wissenschaften, — obgleich Hupilaihan z. B. keinen chinesischen Gelehrten zu einem hohen Amt im Staat beförderte, — suchten das Volk zu erleichtern, und machten Handel und Verkehr blühen. Letzteres vermochten sie desto mehr, da ihre Herrschaft sich über so weite Länderstrecken ausbreitete. Doch blieb dieser Sinn nicht allzulange unter den Regenten des Hauses Yuen. Schon a. 1333 kam Schunti auf den Thron, gegen welchen bald Unruhen und Empörungen ausbrachen, denen zu steuern er weder die Energie noch die Klugheit hatte. Der Kaiser wurde genöthigt, in die Mongolei zurückzuweichen. Aus dem Volk hatte sich ein Mann erhoben, zuvor ein Bonze, welcher sich unter den andern Insurgenten den größten Anhang zu gewinnen gewußt, und der Gründer eines neuen Kaiserhauses wurde, dem er den Namen Ming gab, nachdem die Yuen nur 89 Jahre über China geherrscht hatten.

Dieser Fürst, Hongou genannt, dessen Haus 276 Jahre den Thron besaß, war ein würdiger Nachfolger der großen Kaiser der Vorzeit, einfach in seinem Aeussern, freundlich gegen das Volk, dem Aberglauben abhold, thätig in seiner Regierung, von den Nachbarvölkern geachtet, so daß ihm ausserhalb Chinas von Korea, und im Westen von den Tufan und Sifan Tribut bezahlt wurde. Auf sein 30jähriges glückliches Regiment traten Streitigkeiten über die Thronfolge ein. Yonglo behauptete sich als Kaiser von 1404—1425. Unter ihm stieg das Ansehen Chinas in Hinterindien. Einer der Nachfolgenden, Kaiser Yngtsong, ward von den Mongolen

besiegt und gefangen. Nachher regierten mehrere schwache Kaiser, wie Utsong (reg. von 1506—1522) und Schitsong (reg. von 1522—1567). Unter Schitsongs Nachfolger Schintsong (reg. von 1573—1620) aber thun sich bereits die Mandschu in Leaotong hervor, und gewinnen auf leichte Weise einen Eingang in das Reich, indem im Jahr 1644 der Kaiser Hoaitsong, durch einen Rebellen in Peking überfallen, den Tod findet, einer seiner Feldherrn aber, Usankuey, welcher gegen die Tartaren zu Feld lag, um seinem Herrn an dem Aufrührer zu rächen, mit den Feinden einen Vertrag abschließt, nach welchem sie ihm gegen den Ursacher des Todes seines Fürsten beistehen sollten. So eingeführt, besetzen sie die Hauptstadt, erwählen aus den Ihrigen Schuntschi (reg. von 1644—1662) zum Kaiser, und erobern mit Besiegung der im Süden noch übrigen Sprößlinge der Ming, und Unterdrückung der die Küsten beschwerenden Seeräuber das Land, indem noch unter Kanghi, dem zweiten Kaiser der Mandschuren (reg. von 1662—1723) eine ziemliche Zeit der Kampf fortdauert. Nachdem aber China besiegt ist, macht sich Kanghi auch in der Songarei und bei den Eleuthen gefürchtet, und gewinnt einen großen Theil der Macht, welche China jetzt auf dem Hochland besitzt*).

Ueber die frühern Sitze der Mandschuren sind bereits oben Andeutungen**) gegeben worden. Sie waren um den Tschangpeschan oder das lange, weiße Gebirge,

*) Siehe oben S. 185 und 186.

**) Siehe oben S. 8.

in den Gegenden von Mukden. Die Zeit, in welcher dieser Tungusenstamm aus dem Dunkel hervortritt, fällt fast zusammen mit der Gewinnung ihrer Herrschaft in China. Woher der Name Mandschu kommt, ist noch nicht nachgewiesen. Bei der Masse kräftiger Stämme, welche das Land der Tungusen bewohnten, bedurfte es nur eines tüchtigen Anführers, um schnell eine beträchtliche Macht zu vereinigen. Ein solcher erhebt sich zu Ende des 16. Jahrhunderts und mit dem Beginn des 17ten findet man Chinesen und Mandschuren in heftiger Fehde, welche nach kurzer Frist den bezeichneten, wichtigen Ausgang nimmt.

Auf den großen, weisen Kanghi folgte der friedliche Yungtsching von 1723—1735, ein eifriger Verehrer der alten Staatseinrichtungen; auf diesen die lange und glückliche Regierung Kienlongs von 1736—1796. Durch ihn wurde die Macht der Eleuthen vollends gebrochen, die hohe Bucharei dem Reich einverleibt und Tibet zinsbar gemacht. Seine Heere drangen selbst bis Nepal vor, Anschläge gegen Birma und Kochin-China aber mißlangen. Doch zeigten sich bereits unter ihm auch innere Aufstände, welche unter den zwei folgenden Regierungen, unter Kiakhing (reg. von 1796—1820) und unter Taokuang, dem jetzigen Kaiser, einen ziemlichen Grad von Stärke und Ausdehnung erhalten haben. Denn nicht daß etwa da oder dort ein einzelner gegen das Kaiserhaus auftritt, sondern unter der Masse des Volks bildeten sich geheime Gesellschaften, welche sich zum Zweck setzten, die Tatsing zu verjagen; so werden die Pelien-

kao, die Gesellschaft von den drei Principien und andere genannt. Kiakhings Charakter war keineswegs geeignet, ihm die Achtung der Nation zu gewinnen, Taokuang gilt im Ganzen für einen besseren Regenten.

Durch den lebhaften Verkehr, welcher sich in den letzten drei Jahrhunderten zwischen China und dem Westen zu entwickeln begann, sind die Namen der hier genannten Kaiser aus dem Mandschustamm in Europa meistens ziemlich bekannt; ihre Geschichte verknüpft sich schon mit dem, was unsere seefahrenden Nationen an den Küsten des großen Reichs erlebten. Der Osten tritt immermehr aus dem Dunkel hervor, in welches er für die westliche Welt eingehüllt war, und die Zeit bricht allmählig an, da unsre Völker in die Schicksale Chinas mit Macht eingreifen.

Aus der mittlern Zeit sind nur wenige Reisen in das Reich des Ostens beschrieben worden, doch waren die Kenntnisse, die man in dieser Periode im Westen über China gewann, um Vieles vollständiger, als die, welche man in Rom und Konstantinopel vor dem 7ten Jahrhundert gesammelt hatte. Während der Blüthe der muhammedanischen Staaten im vorderen und mittleren Asien breitete sich der Handel der Araber vom persischen Meerbusen weithin über den indischen Ocean aus, und noch im 14ten Jahrhundert fanden die Portugiesen, Araber, oder, wie sie sie nannten, Mauren auf allen Handelsplätzen, welche sie berührten; Berichte zweier arabischen Kaufleute, Wahab und Abusaid, welche im 9ten Jahrhundert von Bassora nach Kanfu reisten, sagen von

120,000 Moslem, vermischt mit einigen Juden, Persern und Christen, welche dazumal in dieser großen Hafenstadt wohnten. Die Beschreibung des chinesischen Volks, welche diese Männer geben, ist genau und charakteristisch, ihre Erzählung glaubhaft, obwohl nicht ganz frei von allen Fabeln. In Europa erweckten die Nachrichten, welche die Venetianer Polo im 13ten Jahrhundert von dem fernen Lande zurückbrachten, Staunen und Verwunderung. Venedigs Handel war dazumal aufs Weiteste ausgedehnt, besonders bezog man aus dem Osten viele kostbare Artikel. So giengen denn zwei Brüder aus der Familie der Polo, Nicolo und Maffio, im Jahr 1254 des Handels wegen in dieser Richtung aus, durchschifften das schwarze Meer, und besuchten den Hof eines tartarischen Fürsten, von wo sie auf weitem Umweg das caspische Meer umziehend nach Bokhara kamen. Hier verweilten sie drei Jahre, machten sich mit der Sprache des Landes bekannt, und ließen sich hernach durch den Gesandten eines westlichen Fürsten, welcher durch Bokhara zum Großkhan reiste, unter hohen Versprechungen zur Begleitung anwerben. Der Großkhan nahm sie gütig auf, und gab ihnen für den Rückweg sein Siegel, durch dessen Kraft sie mitten durch Asien ungehindert pilgerten, und im April 1269 in Acre anlangten. Bei ihrer Rückkunft nach Hause fanden sie den Marco, einen Sohn des Nicolo, herangewachsen, nahmen ihn mit sich, und erschienen nach einer dreijährigen Reise durch Asien wieder am Hof des Großkhan, von wo sie erst im Jahr 1295 wieder die Heimath erreichten. Die Berichte, welche

Marco von diesen Reisen gab und besonders von dem, was er in China gesehen, haben nachgehends vielen Tadel erfahren, sind aber durch die neueren Reisenden und durch die Kenntniß der chinesischen Geschichte, welche man neuerer Zeit gewonnen hat, vollständig gerechtfertigt worden. Ausser seinem Aufenthalt in Kambalu oder Peking, durchzog Marco Schansi, Schensi und Szetschuen, kam über Tangut und die südöstlichen Gegenden von Tibet nach Yünnan, und lernte auch die Reiche von Hinterindien, Ava u. s. f. kennen. Nicht weniger ist er in den Provinzen um den Kiang und in dem südlichen und südöstlichen China bekannt. Er nennt dieses Manji, während Nordchina bei ihm Katai heißt, welches als das ehemalige Reich der Kin schon länger den Mongolen unterworfen war, als Manji, dessen Besiegung erst durch Kublaikhan vollendet wurde *). Als Marco von Peking zum Kiang reiste, war der große Kaiserkanal noch nicht vollendet. Nanking blühte damals als eine der größten und schönsten Städte des vormaligen Südreichs voll Handels und Industrie; in Yangtscheufu war Marco drei Jahre Präsident des hohen Gerichtshofs, Hangtschufu aber, wo vor der Eroberung der Mongolen der Hof des chinesischen Kaisers war, beschreibt er als die Wunder-Stadt der Welt, mit welcher der höchste Glanz einer europäischen Stadt in keine Vergleichung komme; der kaiserliche Pallast aber lag großentheils zerfallen. Nach Marco Polo kam Ibn Batuta, zwischen 1324—1353,

*) Siehe oben S. 287.

nach China. Sein Reisebericht ist jedoch weit nicht so umfassend und genau wie der des Venetianers. Ausser solchen Reisenden kommen sodann auch die Gesandtschaften in Betracht, welche von europäischen Mächten an die Mongolenfürsten gesendet wurden *), so daß wenn man zu diesem Verkehr durch Reisende noch die weiteren Berührungen der Völker durch Kriege, Uebersiedlungen u. dgl. hinzunimmt, die Vermuthung immerhin aufgestellt werden darf, es möchte die Hinleitung zu manchen Erfindungen der westlichen Völker, wie des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst u. dgl. durch Nachrichten und Beschreibungen oder Verbreitung dessen, was man in China gefunden hatte, vermittelt worden seyn, da die Erfindung des Drucks z. B. in China schon zu Anfang der Herrschaft der Song gesetzt wird und andere Entdeckungen gleichfalls hier früher als im Westen vorkommen.

Seit die Portugiesen das Cap umschifft, und sich in Ostindien festgesetzt hatten, war ihnen der Weg nach China geöffnet. Im Jahr 1511 eroberten sie Malacca. Von hier aus zogen sie genaue Erkundigungen über den östlichen Kontinent ein, und sandten schon im Jahr 1517 mehrere Schiffe unter Fernando Peres d'Andrade nach China ab, welche nach einer Farth von wenigen Wochen in Canton ankamen, wo sie zuerst eine gute Aufnahme fanden. Im folgenden Jahr kam eine frische Anzahl Schiffe; jetzt setzten sie sich auf einer der Inseln bei Can-

*) Siehe oben S. 20 u. f. f.

ten fest. Es dauerte aber nicht lange, so erregte ihr Benehmen die Eifersucht und Unzufriedenheit der Chinesen; die kleine Flotille der Europäer wurde angegriffen, und die Fremden durch die Uebermacht zum Rückzug nach Malacca genöthigt. Eine Gesandtschaft, welche vor dem Ausbruch dieser Feindseligkeiten an den Kaiser abgegangen und nach langem Aufenthalt endlich vorgelassen worden war, hatte auch am Hof keine günstige Stimmung getroffen. Man stellte die Portugiesen als ein mächtiges Volk dar, welches sich auf dem indischen Ocean ausbreite, als gewaltthätige anspruchsvolle Leute, welche schwer befriedigt werden könnten, deren Absicht sey, unter dem Schein des Handelsverkehrs einen Zugang zu den Ländern zu gewinnen, um alsdann zu versuchen, sich ihrer zu bemächtigen. Bei solchen Schilderungen, welche die chinesischen Beamten von den Fremden machten, konnte es wenig helfen, wenn die Dollmetscher die Briefe des Königs von Portugal und des Führers der Flotille aufs Eigenmächtigste änderten, und den König seine Unterwürfigkeit gegen den Sohn des Himmels, den Herrn der Welt, bezeugen und um ein kaiserliches Siegel nach Weise der tributbaren Fürsten des Reichs bitten liessen. Der Gesandte wurde nach Canton zurückgeschickt, wo er ins Gefängniß geworfen nicht lange hernach starb, die Portugiesen aber in Folge der eingetretenen Mißhelligkeiten von den chinesischen Häfen und Gewässern zurückgewiesen. Doch erwarben sie sich nachgehends mehr Freundschaft, besonders weil sie den Chinesen gegen Seeräuber Beistand leisteten, und das Volk und die Regierung, die aus dem

Handel mit den Fremden entspringenden Vortheile nicht gerne entbehrte. Sie erhielten die Erlaubniß zu einer Niederlassung auf der Insel Sancian, hierauf zu Macao; hier durften sie auch ein Fort errichten, welches sie noch jetzt inne haben, obwohl der ausgedehnte Handel, zu dessen Beschützung es gebaut wurde, längst an andere Nationen übergegangen ist, da die Uebermacht der Portugiesen in dem östlichen Ocean nicht viel über ein Jahrhundert dauerte.

Zu der Zeit, als diese Nation den Unternehmungsgeist verlor, durch welchen sie sich so hoch emporgeschwungen hatte, begannen die Holländer, welche sich eben von dem Joch der Spanier frei gemacht hatten, ihre Kräfte durch eine ausgedehnte Schiffarth zu entfalten. Die Vortheile, welche die Portugiesen aus dem chinesischen Handel zogen, schienen ihnen allzu lockend; um sich in den Besitz derselben zu bringen, schien es das Nächste, jenen die Niederlassung auf Macao zu entreißen. Aber ein im Jahr 1622 gegen das Fort gewagter Angriff schlug fehl, und die neuen Ankömmlinge mußten einen andern Weg ergreifen. Sie versuchten eine Niederlassung auf den Piscadores=Inseln zu gründen, konnten sich aber gegen die Chinesen nicht behaupten und zogen sich auf die Insel Formosa zurück, wo sie das Fort Zeland erbauten, übrigens von einem unmittelbaren, offenen Verkehr mit China ausgeschlossen blieben. Neue Hoffnungen leuchteten ihnen, als die Mandschu China erobert hatten. Man sagte, der neue Kaiser habe Canton zu einem Freihafen erklärt. Als aber einer ihrer Kaufleute dahin kam, um

mit den Behörden zu unterhandeln, sah er seiner Nation die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt, besonders durch die Feindseligkeit der Portugiesen. Doch ansehnliche Geldsummen änderten die Stimmung, und brachten von Seite der chinesischen Beamten das Versprechen zuwege, sie wollen eine Gesandtschaft, die nach Peking gehen würde, bei dem Kaiser unterstützen. So wurde zuerst im Jahr 1655 eine Mission an den Hof von Peking abgeordnet, welche den Weg von Canton aus über den Meiling durch Kiangsi und den Kaiserkanal aufwärts nahm, in der Hauptstadt zwar eine ziemlich gute Aufnahme fand, übrigens aber hinsichtlich des freien Handels die kaiserliche Antwort zurückzubringen hatte, daß aus zarter Sorge für die Holländer, mit Rücksicht auf die weite Entfernung und die vielen Stürme auf der chinesischen See der Kaiser wünsche, daß sie nicht öfter als alle 8 Jahre einmal in China erscheinen, und mit nicht mehr als 100 Mann, von welchen denn 20 an den Hof zu kommen die Erlaubniß erhalten sollen. Fruchtloser hätte diese Sendung, welche einen großen Kosten verursachte, nicht ablaufen können, doch verkehrten sie von jetzt an häufiger mit Canton. Von Anfang blieb sich das auf Mißtrauen und Gefühl der Stärke der Ausländer gegründete System der chinesischen Regierung gegen Portugiesen, Holländer, Engländer, Russen gleich, den Handel der Fremden mit möglichst festen Beschränkungen zu umgarnen. Die Fremden sollten verhindert werden, mit dem Reich in irgend eine, wenn auch die leichteste, Berührung weiter zu kommen, als die

Regierung zu gestatten für gut fand. Deßwegen wurde der Handel auf Einen Platz — Canton — concentrirt, der freie Zutritt zu der Stadt aber den Fremden verwehrt; für alle Fremde, die in den Hafen kommen, müssen chinesische Kaufleute, die Hong genannt, haften; durch diese soll aller Handel geschehen; wer mit Fremden ohne Befugniß Verkehr anknüpft, sich als Dollmetscher gebrauchen läßt, sie in das Land einführt, wird bestraft. Selbst die Gesandten europäischer Nationen wurden auf ihren Reisen nach Peking und bei ihrem Aufenthalt im Lande immer aufs genauste bewacht, oft nahezu eingeschlossen, daß sie keinen Schritt weiter gehen konnten, als man ihnen zulassen wollte. Die Ausländer sollen es als eine Gnade erkennen, wenn sie überhaupt nicht ganz von dem himmlischen Reich ausgeschlossen werden. Sie sollen nicht nach einem Vertrag, nicht nach bestimmten durch Uebereinkunft festgesetzten Rechten behandelt werden, sondern der Willkühr der Gouverneure von Canton und den ungerechten Anforderungen der untern Beamten preis gegeben seyn.

Bald nach dieser vergeblichen Mission *) traf die holländische Compagnie von einer andern Seite ein Schlag, welcher ihr gleichfalls sehr empfindlich war.

Der große Seeräuber Koxinga, welcher den Tod

*) Für die Bekanntschaft der Europäer mit China war diese Reise wie die spätere Sendung der Holländer nicht unwichtig. Der Reisebericht der Gesandtschaft des von Goyer und Kaiser, sowie nachher der des von Hoorn enthielten längere Zeit die besten Nachrichten, welche man über dieß Land und Volk auffinden konnte.

seines Vaters an den Kaiserlichen zu rächen, die ganze Ostküste Chinas unsicher machte, und im Stande war, mit 100,000 Mann Nanking zu belagern, nahm den Holländern a. 1661 das Fort Zeland weg. Im Streit mit diesem machten die Holländer mit den Mandschu gemeinschaftliche Sache, und hofften, sich bei dieser Veranlassung die neue Dynastie verbindlich zu machen. Aber nachdem sie den Kaiserlichen eine Zeitlang Dienste geleistet hatten, wollten diese ihnen weder zur Wiedergewinnung des Forts behülflich seyn, noch ihnen bei einer zweiten im Jahr 1667 unternommenen Mission nach Peking hinsichtlich des Handels Zugeständnisse machen. So führten sie ihre Geschäfte mit China ohne weitere Begünstigungen in Canton und den Häfen Fokiens nach den beschränkenden Gesetzen des Reichs gegen Fremde zum Theil auch als Schmuggler fort, ohne daß sie weitere Versuche zu einer Aenderung der Verhältnisse wagten. Erst im Jahr 1794 gieng wieder eine Mission nach Peking ab, um dem Kaiser zu seinem 60sten Regierungsjahr Glück zu wünschen. Für die Verhältnisse der Holländer war dieselbe ohne Folgen, nur trugen sie auch hier, wie früher, den Tadel davon, daß sie sich in der Hoffnung, etwas zu gewinnen, zu jeder Erniedrigung unter chinesisches Ceremoniel bequemt haben. Seitdem die Engländer und Nordamerikaner ihren Handel in den östlichen Gewässern ausgedehnt haben, ist die Thätigkeit der Holländer, besonders unter dem Einfluß der für sie so ungünstigen Begebenheiten in Europa, ziemlich zurückgedrängt worden, doch gibt ihnen ihre Niederlassung in

Java und auf andern Inseln des östlichen Oceans eine leichte Gelegenheit, immer frisch in den Verkehr mit China einzugreifen.

Unter den übrigen seefahrenden Nationen der westlichen Welt haben die Franzosen, die Spanier, die Dänen und Schweden bisher nur wenige Berührung mit dem Kaiserreiche gehabt. Sehr stark dagegen ist der Handel der Nordamerikaner, welchen ihre freie Verfassung und ihr neutrales Verhältniß bei allen Kriegen anderer Staaten sehr zu Statten kommt; doch überwiegt die englische Handelsthätigkeit die Unternehmungen aller anderen Nationen zusammen um ein Beträchtliches. Die englische Nation versuchte bereits zu Anfang des 17ten Jahrhunderts sich in diesen Gewässern festzusetzen; die Handels-Compagnie, für welche die Unternehmungen betrieben wurden, hatte aber mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihnen theils durch die Chinesen, theils auch durch die Portugiesen entgegengestellt wurden. Doch waren schon vor Ende des vorigen Jahrhunderts die englischen Schiffe in Canton bei weitem die Mehrzahl. Man zählte a. 1782 61 englische, 15 amerikanische, 5 holländische, 1 dänisches und 1 französisches Schiff. Im Jahr 1793 wurde unter Lord Macartney eine ansehnliche Gesandtschaft nach Peking abgeordnet, welche jedoch für die Englischen keinen besondern Vortheil brachte, obwohl der Kaiser sich ihnen sehr geneigt zeigte. Beim Ausbruch der Kriege mit Napoleon beabsichtigte England, Macao wegzunehmen, die Chinesen sparten hingegen keine Drohung, und der englische Admiral zog sich zurück. Im

Jahr 1816 ging eine neue Gesandtschaft nach Peking, deren Chef Lord Amherst war. Der Gesandte wollte sich nicht zu den vor dem Kaiser zu machenden Niederwerfungen herablassen, die Chinesen in diesem Punkte nicht nachgeben, so scheiterte die ganze Mission vollständig. In neuester Zeit ist in diesem Verkehr eine Aenderung eingetreten, als das Privilegium der englischen Compagnie nach seiner Erlöschung im Jahr 1834 nicht wieder erneuert wurde. Nachdem auf diese Art von Seiten Englands den einzelnen Privaten das Feld zu Unternehmungen völlig geöffnet ist, so hat sich der Handel mit China schnell erhöht, zugleich aber ist auch das Bedürfniß fühlbarer geworden, daß mehrere chinesische Häfen und Handelsplätze aufgeschlossen und daß den Handeltreibenden der nöthige Schutz möchte verschafft werden. In ersterer Hinsicht sind in den letzten Jahren verschiedene Untersuchungsreisen an der chinesischen Küste aufwärts gemacht worden, durch welche die Begierde der Engländer, einen offnen Zugang in diese Gegenden zu gewinnen, in hohem Grad gesteigert wurde. In der letzteren Beziehung aber sieht man noch Maßregeln entgegen, durch welche die Kaufleute gegen die Plackereien der chinesischen Mandarine gesichert und der brittischen Flagge diejenige Berücksichtigung zugewendet würde, welche sie bei anderen Völkern genießt. Ein Linienschiff, zwei Fregatten und einige leichte Schiffe, nebst einem Dampfboot, sämmtlich mit guter Bemannung, in möglichst geringer Entfernung von Peking aufgestellt, glaubt man, würden die chinesische Regierung in Kurzem bestimmen, die übermüthige Sprache

welche gegen Fremde geführt wird, herabzustimmen, und von solchen Insulten, wie man sie sich z. B. gegen Lord Napier erlaubte, den von England zur obersten Leitung der Handelsangelegenheiten im Jahr 1834 nach Canton gesendeten Staatsbeamten, künftig für immer abzustehen; da eine solche Seemacht den chinesischen Handel vollständig hemmen, die Zufuhr von Lebensmitteln und mit Staatsrevenüen zur Hauptstadt abschneiden und die ganze chinesische Marine vernichten könnte. Aber billig sollte in einem solchen Fall nicht England allein handeln, sondern in Uebereinstimmung mit allen den Staaten des Westens, welche hiebei betheiligt sind. Gegen die Ergreifung feindseliger Maßregeln hat man verschiedene Einwendungen gemacht; die Sache scheint sich jedoch nach dem gewöhnlichen Völkerrecht sehr einfach zu stellen, da erwiesen ist, daß die chinesische Regierung bisher mit Beleidigungen vorangegangen ist, und jeder gütliche Vergleich, wenn er nicht durch die ernsthaftesten Demonstrationen begleitet wird, den »Sohn des Himmels« nur in seiner Meinung bestärkt, als seyen die europäischen Fürsten auf gleiche Weise zu behandeln, wie etwa einer der tributären Chefs der Mongolen. Wenn ein offnes und festes Auftreten den chinesischen Behörden gegenüber vermieden und dabei doch der Handel und die handeltreibenden Personen nicht ganz von der Willkühr der Mandarine abhängig gemacht werden sollen, so bleibt nur übrig, daß der Verkehr in möglichster Ausdehnung durch Schmuggeln betrieben wird. Diesen Ausweg haben bereits Engländer und Nordamerikaner einzuschlagen

angefangen, und finden einen solchen Handel nicht unvortheilhaft. Um wie vieles wünschenswerther erscheint dagegen die Anwendung eines zwar Frieden suchenden aber auf Anerkennung gegenseitigen Rechts mit Ernst dringenden Verfahrens, wobei nicht zu erwarten wäre, daß die chinesische Regierung es sobald würde zum Aeussersten kommen lassen!

Um die Ausdehnung des Handels der Ausländer mit China deutlich zu machen, bemerken wir, daß die jährliche Ausfuhr des Thees nach Europa und Amerika gegenwärtig mindestens zu 50 Millionen Pfund geschätzt wird, der geringere hievon wird dem Pfund nach zu etwa 1 Schilling bezahlt. Nach dem Thee kommt besonders die Seide in Betracht. Im Jahr 1834 wurden von China nach England 1'522,666 Pfund rohe Seide gebracht. Weiter wird in großen Quantitäten verschifft: Zucker, Nankingzeuge, Kaffee, Kampher, mancherlei Manufaktur-Waaren u. dgl.; den Werth der letzteren allein, soviel durch Engländer und Amerikaner ausgeführt wurde, schätzte man a. 1834 zu 2'425,671 spanische Thaler. Selbst Gold und Silber in Massen wurde im Jahr 1834 zu 1'430,468 Pfund Sterling im Betrag — nur in englischen Schiffen versendet. Eingeführt wird hauptsächlich Opium, dessen Genuß zwar gesetzlich untersagt ist, von welchem aber dennoch im Jahr 1834 über 20,000 Kisten, jede zu ungefähr 150 Pfund, eingebracht wurden. Im Jahr 1833 betrug dieser Artikel, in Geldwerth ausgedrückt, ungefähr 3½ Millionen Pfund Sterling. Ferner: Baumwolle. Der Geldwerth hievon überstieg im Jahr 1831

allein für die aus Brittisch-Indien gebrachte: 1 Million Pfund Sterling. Andere Gegenstände der Einfuhr sind: Pfeffer, Betelnuß, Färbhölzer, Elfenbein, Stahl, Eisen, Quecksilber, Wolle. Den ganzen Handel der Engländer und Amerikaner schätzte man in Dollars im Jahr 1816—17 zu 39,060,972, im Jahr 1833—34 aber zu 63,485,067. Der Einfuhrzoll von diesem Handel belief sich in den Jahren 1828—29 auf 780,058 Taels, von 1832—33 auf 1,257,828 Taels. Der Ausfuhrzoll mag mindestens ebenso hoch angenommen werden, was für China immer eine Einnahme von 750,000 Pfund Sterling ausmachen würde, den Tael zu 6 Schilling gerechnet.

Sollten außer Canton und Macao noch andere Häfen freigegeben werden, so würde sich für den Handel besonders eignen: Amuy, Futscheufu, Tinghai, Ningpu, Hangtscheufu, Schanghai, Tentscheu, Tiensing und andere.

Auffallend wird man es finden, daß unter den Nationen, welche mit China zur See Verkehr haben, die Russen nicht genannt sind, für welche, wenn der Handel keinen Antrieb zur Verbindung geben sollte, wenigstens das nicht unwichtig wäre, ihre Kolonien auf der östlichen Küste von Sibirien, von China aus mit Nahrungsmitteln zu versehen. Aber seit Rußland sich in Sibirien ausgebreitet hat, sieht der Hof von Peking mit einem eifersüchtigen Auge auf diesen Nachbar. Der a. 1689 zur Bestimmung der Grenzen zwischen dem russischen und chinesischen Reiche abgeschlossene Vertrag war für China hinreichend günstig, das seine Ansprüche bei den Verhandlungen

durch ein Truppenkorps unterstützte. Nicht weniger wußten die Chinesen den durch die Mongolei mit Peking geführten Landhandel, durch welchen die Russen namentlich Pelzwaaren absetzten, für sich vortheilhaft zu machen. Die Gesandtschaften, welche Peter der Große a. 1692 unter Isbrand Ides und a. 1719 unter Ismailoff in Begleitung Langes an Kanghi schickte, vermochten so wenig, als die Missionen anderer Europäer über das chinesische Ausschließungssystem zu gewinnen. Aber die unruhigen Nomadenhorden der Songarei brachten immer von Zeit zu Zeit Störung und Verwicklung in die Verhältnisse; ja es stand der Ausbruch eines Kriegs bevor, als Kanghi starb, und bald darauf auch Peter der Große, worauf a. 1728 ein neuer Traktat zu Stand kam, welcher noch jetzt gilt, obwohl inzwischen wieder mehrere Reibungen an der Grenze vorgekommen sind, und der Handel, welcher von Katharina an die sibirische Linie nach Kiachtha verlegt wurde, bei solchen Veranlassungen Stillstand erlitt. Wie vieles hat da eine Regierung, wie die chinesische, zu fürchten! Als daher im Jahr 1806 russische Schiffe unter Krusenstern vor Canton erschienen, so wurde zuerst diesen die Rückkehr nach der Heimath verweigert, bis eine Erlaubniß aus Peking angekommen sey. Nachdem sie aber dennoch abgesegelt waren, machte die Regierung ein Edikt bekannt, daß fortan allen russischen Fahrzeugen der Handel mit China untersagt sey. Die Zukunft wird lehren, ob Rußland sich in die Länge ein solches Gesetz vorschreiben läßt.

Das Ausschließungs-System, das die chinesische Regierung oft zum großen Verdruß des Volks, welches den Fremden nicht abgeneigt ist, gegen den Handel der europäischen Nationen beobachten zu müssen geglaubt hat, ist, seitdem von dem Westen aus die Verbreitung des Christenthums in dem Reiche versucht wurde, auch gegen die Verkündiger des christlichen Glaubens, wiewohl nicht immer mit der gleichen Strenge angewendet worden. Lange, ehe die protestantischen Kirchen anfiengen, Lehrer des Worts auszusenden, widmete sich die katholische Kirche mit großem Eifer dem Werk der Pflanzung neuer Gemeinden unter den Heiden; aber gleich der erste, welcher als Sendbote der katholischen Christenheit nach China kam, Franz Xaver, einer der nächsten Freunde des Ignazius Loiola, des Stifters der Jesuiten, der Apostel Indiens zubenannt, mußte die Wirkungen der beschränkenden Maßregeln des chinesischen Reichs gegen die Ausländer schmerzlich fühlen. Er hatte im Jahr 1552 von Malacca aus die Insel Sancian, in der Nähe von Canton, erreicht, und hoffte, von hier aus in das Land einzudringen; sein Vorsatz stand fest, entweder zu sterben, oder seine Religion unter dem großen Volke zu predigen. Aber unüberwindliche Hindernisse stellten sich ihm in den Weg; Niemand wollte es wagen, ihn hinüberzubringen. Doch der eifrige Mann ließ den Muth nicht sinken, und überredete endlich einen Kaufmann, ihn bei nächtlicher Weile über den Kanal zu führen. Ehe jedoch dieses Vorhaben zu Stand gebracht werden konnte,

ereilte ihn der Tod. Ein Dominikaner-Mönch, der im Jahr 1552 in China zu predigen anfieng, Caspar de Cruz, ward verjagt. Einige spanische Augustinermönche, welche von Manilla nach Fokien kamen, und Bittschriften an den Kaiser und den Vicekönig der Provinz um die Erlaubniß zum Aufenthalt im Reiche übergaben, wurden im Jahr 1575 zurückgeschickt; das gleiche Loos hatten einige Kapuziner, welche mit den ernstlichsten Vorsätzen, sich Allem preiszugeben, um ihren Glauben verkündigen zu können, hergekommen waren. Doch ließ sich durch solche und andere fehlgeschlagene Versuche der italiänische Jesuit, A. Valignano, Vicar von Indien, welcher auf seinem Weg nach Japan Macao berührte, wo er die Schwierigkeiten des Eintritts in das Reich aus eigner Erfahrung kennen lernte, nicht zurückhalten, einige der talentvollsten Missionare, welche unter seiner Leitung standen, für den Dienst in China zu bestimmen, und ihnen Gelegenheit zur Erlernung der chinesischen Sprache zu verschaffen. Mehrere von diesen machten gute Fortschritte in ihren Studien; besonders zeichneten sich Roger und Ricci aus, mit welchen die Geschichte der katholischen Missionen wirklich den Anfang nimmt.

Ricci und seine Genossen aus dem Jesuiter-Orden hielten sich zuerst in Macao, theilweise auch in Canton auf. Sie wußten den portugiesischen Behörden im Verkehr mit den Chinesen nützliche Dienste zu leisten, und auch die Gunst der letzteren zu gewinnen. Später lebte Ricci eine zeitlang zu Schaokingfu, als Buddha-Priester

gekleidet; hier machte er es sich zum Geschäft, den Chinesen in verschiedenen Wissenschaften Unterricht zu ertheilen. Darauf wählte er die Kleidung eines Litteraten, wurde durch die Ankunft frischer Arbeiter gestärkt, und begab sich nach Nanking, wo er, wie hernach in Sutschen, den Grund zu einem Kirchenbau legte. Endlich gelang es ihm, nach Peking vorzudringen, dem Kaiser Schintsung (reg. von 1573—1620) vorgestellt zu werden, und in dieser Hauptstadt bei Hohen und Niedern großes Ansehen zu erwerben. Von Morgen bis Abend war sein Haus von Besuchenden belagert, und selbst vornehme Männer, Li, ein hoher Mandarine, und Seu, ein Mitglied des geheimen Raths, bekannten sich zum Christenthum, welches durch die Bemühungen dieser Männer in der Hauptstadt und in den Provinzen schnellen Eingang fand. Besondern Eifer für den christlichen Glauben zeigte Candida, die Tochter des Seu. Bald zählte man allein in Kiangnan 90 Kirchen, 45 Kapellen und mehrere Congregationen, von welchen die Congregation des heiligen Leidens Christi, die die feurigsten Bekenner befaßte, sich jeden Freitag versammelte, um das Leiden und Sterben Jesu zu betrachten. Die Congregation des heiligen Ignatius, aus Litteraten bestehend, kam am ersten jeden Monats zusammen. Hier wurden den Missionaren die Anweisungen über die Grundwahrheiten des Glaubens und ähnliche Arbeiten, welche die einzelnen abgefaßt hatten, zur Prüfung vorgelegt. Erhielten die Aufsätze Billigung, so dienten sie an den Sonntägen in entfernteren Kirchen

vorgelesen zu werden, wohin die Missionare selbst nicht kommen konnten. Candida gab auch die Gelder her, daß 130 Bändchen erbaulicher Schriften gedruckt werden konnten, worunter Werke von Thomas, von Barabius und andere, aber keine Uebersetzung der Bibel war. In Begleitung ihres Sohnes, des edlen Basilius, durchzog sie die Provinzen Kiangsi, Hukuang, Szetschuan, beförderte das Christenthum, baute Kirchen, sorgte für die Erziehung hülfloser Kinder, welche von ihren Eltern ausgesetzt worden waren, und wies die zahlreichen Wahrsager und dergleichen Leute an, dem Volk die Geschichten des Christenthums, worin sie sie unterrichtete, statt der elenden Fabeln, wie sie sonst pflegten, zu erzählen. Ihre große Thätigkeit zog selbst die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich, der sie zu ihrem Geburtstag mit einem prächtigen Gewand beschenkte. Als Ricci nach 27jährigem Aufenthalt in China im Jahr 1610 starb, waren mehr als 300 Kirchen in den verschiedenen Provinzen aufgerichtet, und die Missionare, obwohl zuweilen angefochten, so daß sie sich z. B. im Jahr 1615 eine Zeitlang ganz zurückziehen mußten, genoßen die Gunst des Hofs, wo sich namentlich Schall, ein deutscher Jesuit und würdiger Nachfolger Riccis, zu empfehlen wußte.

In der nächstfolgenden Zeit schien der Einfall der Mandschuren und die Eroberung des Landes durch diese Nordländer der Thätigkeit der Missionare Gefahr zu bringen. Aber Schall, der allein in Peking zurückgeblieben war, gewann die Gunst Schuntsis so sehr, daß er zum

Präsidenten des Tribunals der mathematischen Wissenschaften ernannt wurde, und im Stande war, allen seinen Brüdern hülfreiche Hand zu leisten. Der Kaiser fand ein solches Vergnügen an seinem Umgang, daß er ganze Tage bei ihm in seinem Haus zubrachte; er hörte mit Rührung, was er ihm von den Lehren des Christenthums sagte, und bewunderte die moralischen Vorschriften der Religion. Doch lebte und starb er als Heide. Die Damen des Pallastes, welche den Bonzen ergeben waren, hatten sein Herz umgarnt, und als Schall eine verbotene Neigung des Kaisers zu der Gattin eines vornehmen Mandschuren rügte, so wollte sich der Fürst dieses nicht gefallen lassen.

Nach Schuntsis Tod erhielt Schall den Auftrag, Lehrer des jungen Kaisers Kanghi zu werden. Aber jetzt brach während der Minderjährigkeit des Kaisers ein heftiger Sturm gegen die Christen aus. Ein hoher Staatsbeamter erhob die Anklage gegen die Missionare, sie suchen die langhergebrachten, ehrwürdigen Gebräuche des Reichs umzustoßen. Schall und Verbiest, sein Gehülfe, wurden a. 1664 eingekerkert und in schwere Fesseln gelegt, und wären erdrosselt worden, wenn nicht ein heftiges Erdbeben, nachdem sie bereits verurtheilt waren, die Richter bewogen hätte, ihren Spruch zurückzunehmen. In den Provinzen wüthete die Verfolgung, die Kirchen wurden niedergerissen, die heiligen Bücher verbrannt, man entflammte das Volk gegen die fremden Lehrer, und viele von ihnen starben als Märtyrer. Erst als Kanghi

die Regierung antrat, wurden auch die Jesuiten in die allgemeine Amnestie, welche er erließ, miteingeschlossen. Schall, welcher inzwischen in hohem Alter gestorben war, wurde als unschuldig erklärt, und für seine Beisetzung von dem Kaiser ein Grundstück angewiesen. Verbiest erhielt dieselbe Stelle, welche Schall zuvor bekleidet hatte. Im Jahr 1669 wurden die Jesuiten wieder in den Besitz ihrer Kirchen gesetzt, aber diesem günstigen Erlaß war die Clausel beigefügt, Niemand von den Landeseinwohnern dürfe den christlichen Glauben annehmen. Kanghi, der die Jesuiten-Patres zu gebrauchen wußte, wollte ihnen seine Gunst zeigen, zugleich aber jede Bewegung im Reich verhindern.

In Frankreich war unter Ludwig XIV. der Plan gefaßt worden, Verkehr mit den östlichen Ländern anzuknüpfen, weßwegen a. 1685 eine Mission nach Siam abgeordnet wurde, bei welcher sich Tachard, Le Comte, Gerbillon und Bouvet befanden. Diese Männer hatten den Auftrag, wenn es ihnen in Siam fehlen sollte, nach China vorzudringen, was sie auch mit Ausnahme von Tachard thaten. Sie landeten bei Ningpu, wurden durch die Unterstützung Verbiest's aufs Glänzendste bei ihrem Zug nach Peking besorgt, in den Städten, durch welche sie zogen, von den eingebornen Christen ausserordentlich geehrt, und von dem Kaiser mit Gnade aufgenommen. Verbiest starb zwar, noch ehe sie Peking erreicht hatten, der Kaiser aber war ihnen nach seinem Tod nicht minder gewogen; er bediente sich ihrer, nebendem daß

er sich selbst durch ihre Kenntnisse unterrichtete, zu Ausmessung des Landes, zu Fertigung des Kalenders, bei Verhandlungen mit Auswärtigen, wie Rußland. Besonders war Gerbillon viel um den Kaiser. Ihrerseits benützten die Jesuiten diese Stellung zur Ausbreitung des Christenthums beizutragen, oder die Christen im Lande gegen Angriffe, welche sie etwa treffen könnten, zu schützen. Ein solcher Schutz war keine überflüssige Sache, besonders so lange noch das Gesetz bestand, durch welches die Ausbreitung des Christenthums unter den Eingebornen verboten wurde; namentlich that der Vicekönig von Tschekiang, auf dieses Edikt gestützt, fortwährend feindselige Schritte gegen die Christen, und wollte das Christenthum in dieser Provinz völlig unterdrücken.

Dieses veranlaßte, daß zu Ende des Jahrs 1691 einige Jesuiten dem Kaiser eine Bittschrift übergaben, worin sie, unter Aufzählung der Verdienste der Europäer um den Kaiser und das Reich um günstige Beilegung ihrer Angelegenheiten ansuchten. Der Kaiser übergab das Gesuch dem Lipu; aber die Antwort dieses Tribunals fiel nicht günstig aus; daher ließ Kanghi den Staatsrath mit dem Lipu zusammentreten, worauf nach einer langen Berathung die Entscheidung gegeben wurde: da die Europäer herbeigezogen durch die ruhmwürdige Weisheit und die glänzenden Tugenden der kaiserlichen Majestät, welche die ganze Welt bewundere, über weite Meere mit Geringschätzung aller Gefahren herübergekommen seyen; da sie als Vorsteher des Tribunals der ma-

thematischen Wissenschaften, als Verfertiger von Kanonen, welche in den letzten Kriegen so große Wirkung gethan, als Unterhändler des Friedens mit den Russen wesentliche Dienste geleistet haben; da sie nie eine Unordnung im Land sich haben zu Schulden kommen lassen, und die Lehre, welche sie predigen, keine schlechte Lehre sey, auch das Volk durch dieselbe nicht verführt werde; endlich da man die Leute in die Tempel der Lamas, der Hoschang und der Taosse gehen lasse, so seye das Verbot des Besuchs christlicher Kirchen nicht begründet. Man solle daher alle Kirchen im Lande ungehindert bestehen lassen, und Niemand etwas in den Weg legen, wenn er dahin gehe, um sein Gebet zu verrichten, oder Weihrauch anzuzünden. Der Hof der Gebräuche erwarte den Befehl der kaiserlichen Majestät, um diesen Spruch in dem ganzen Umkreis der kaiserlichen Staaten in Vollzug zu setzen. Diese Entscheidung wurde dem Kaiser den 3. Febr. 1692 von 17 Großen des Reichs übergeben, Kanghi unterzeichnete sie und ließ in allen Provinzen ausschreiben: Ihr, Statthalter, empfangt mit Ehrfurcht den Befehl Eures Fürsten! lasset es nicht an pünktlicher Erfüllung desselben fehlen! sorget, daß derselbe allen Mandarinen Eures Gebiets eingeschärft werde, und gebet Rechenschaft über das, was ihr zur Vollziehung dieser unserer Willensmeinung gethan habet!

Nachdem die Jesuiten diese wichtige Gestattung erlangt hatten, konnte die katholische Kirche in China die höchsten Triumphe feiern, und auch gegen spätere feind-

selige Bewegungen von verschiedenen Seiten und die hieraus hervorgehenden neueren Beschränkungen, wie z. B. von 1717, konnte dieses Edikt doch als ein günstiger Vorgang zu einem trefflichen Anhaltspunkt dienen. Aber seit länger war unter den Missionaren selbst ein Streit ausgebrochen, welcher für ihre Angelegenheiten von dem schlimmstem Einfluß war, und nicht unwesentlich dazu beitrug, daß das Gebäude, welches die Patres freilich auf keinem guten Grund aufgerichtet hatten, noch bälder wieder zusammenstürzte, als man es sonst erwarten mußte. Was wir von dieser Streitigkeit erzählen wollen, gibt uns zugleich den sichersten Blick in die Art und Weise des Verfahrens dieser Glaubensboten.

Als Ricci China betrat, hielt er es für angemessen, sich dem Volk dadurch beliebt zu machen, daß er sich für das System des Confuzius, welches so tiefe Wurzeln im Leben der Nation geschlagen hat, aussprach. Dabei betrachtete er die Lehren dieses Weisen in einem sonderbaren Licht; er glaubte, die Dogmen des Confuzius schließen die Grundzüge der christlichen Wahrheiten in sich, es bedürfe nur einiger Zusätze, so habe man hier die beste Grundlage, auf welcher der Tempel der christlichen Kirche aufgebaut werden könne. In dieser Ansicht, welche er von den Satzungen des Confuzius gefaßt hatte, gestattete er dann seinen christlichen Schülern, ihren Ahnen wie zuvor die Verehrung zu erweisen, und hatte nichts entgegen, wenn die Litteraten, die sich an seine Gemeinde anschlossen, fortfuhren, vor ihrem Schutzherrn,

dem Confuzius, niederzufallen. Diese und viele andere götzendienerische] Gebräuche wollte er lediglich für politische Institutionen genommen wissen, bei denen die Neubekehrten wohl verbleiben können, ohne ihr Gewissen als Christen zu verletzen.

Schon frühzeitig waren neben den Jesuiten auch dominikanische und franziskanische Mönche in das chinesische Missionsgebiet eingetreten. Mehrere von ihnen hatten die Schriften des Confuzius sorgfältig studirt, und die Ueberzeugung gewonnen, daß die chinesischen Philosophen, wenn sie von dem Tien reden, den sichtbaren Himmel, das weite Firmament meinen, dessen schöpferische Kräfte mit mildem Einfluß die Welt überströmen, und daß sie auch die Seele für eine materielle Substanz erklären, nicht mit Unsterblichkeit begabt. Die Gebräuche aber, welche Ricci und die andern Jesuiten geduldet hatten, untersagten sie streng. Aber die chinesischen Christen wollten nicht gehorchen, und die Jesuiten widersprachen aufs kräftigste. Nachdem der Streit eine Zeitlang in China gedauert hatte, kam die Frage vor den Pabst Innocenz X. zur Entscheidung. Dieser ließ die Sache durch die Propaganda untersuchen, und sprach im Jahr 1645 ein Verdammungsurtheil über die chinesischen Gebräuche aus. Alexander VII. wandte sich auf die Seite der Jesuiten, und gab in einer Bulle diesen Recht; Clemens IX. aber entschied a. 1669, beide päbstliche Bullen sollen Gültigkeit haben. Hierauf ruhte der Zwist eine Zeitlang. Als aber a. 1684 Maigrot aus Frankreich

nach China kam, und sich gegen die Jesuiten erklärte, entflammte sich der Kampf mit neuer Heftigkeit, und wurde immer ernsthafter. Der Pabst sandte a. 1706 einen Legaten, der die Sache an Ort und Stelle untersuchen sollte. Dieser, Cardinal Tournon, machte a. 1707 eine Verdammungsbulle gegen die Jesuiten bekannt, aber er wird in Macao eingesperrt und stirbt im Gefängniß. Der Kaiser ist jetzt auch in die Verhandlung hineingezogen. Er und viele chinesische Litteraten geben die Erklärung ab, die Gebräuche dürfen nur als politische Dinge angesehen werden. Weitere Gesandtschaften und Unterhandlungen des Pabsts mit dem Kaiser bestimmen diesen natürlich nicht, von dem Ausspruch, welchen er gethan hatte, abzugehen, ebensowenig aber änderten die Jesuiten ihre Gesinnung. Der Kaiser wollte jetzt nur solchen Missionaren den Eintritt oder den Aufenthalt im Land gestatten, welche versprechen würden, die chinesischen Gebräuche in ihrer Gültigkeit zu lassen; daß der Pabst chinesischen Unterthanen über ihr Verhalten Vorschriften geben wolle, schien ihm ein lächerliches Unternehmen. Offenbar trat bei Kanghi eine Mißstimmung gegen die Christen ein, welche ihren Feinden unter den Chinesen bald bemerklich werden, und sie zu neuen Angriffen gegen sie reizen mußte. Vielleicht daß der Kaiser die Dienste der Fremden jetzt auch weniger als in früheren Zeiten zu benützen hatte, und somit das Interesse wegfiel, welches ihn anfänglich bewog, sie zu schützen; denn daß es ihm

um die christliche Religion nicht zu thun war, hatte er immer deutlich genug ausgesprochen.

Als Kanghi starb a. 1722, so endete der Ruhm vollends schnell, welchen die katholische Kirche in China erworben zu haben glaubte. Auf eine Klage über die Christen, welche vor Yungtsching gebracht wurde, erhielten alle europäischen Lehrer, mit Ausnahme derer, welche man in Peking selbst verwenden wollte, den Befehl, sich aus den Provinzen zurückzuziehen. In Canton wollte man ihnen verstatten zu wohnen, so lange keine neue Beschwerden über sie einlaufen. Es dauerte aber nicht lange, so wurden sie auch von da weggewiesen. Die Jesuiten in Peking versuchten alles, die Zurücknahme oder doch die Milderung eines so harten Edikts zu bewirken, aber vergeblich. Die zahlreichen Kirchen, welche die Christen besassen, wurden zum Theil niedergerissen, zum Theil in heidnische Tempel verwandelt, oder zu andern Zwecken benützt. Viele eingeborne Christen wurden vor die Tribunale gefordert und hart bestraft, weil sie einer verbotenen Religion anhängen. Manche fielen ab, andere erduldeten das Aeußerste. Nur in der Verborgenheit der Einöden, in den Gebirgen, konnten einzelne Missionare noch heimlich ihre Gottesdienste halten.

Der Regierungsantritt Kienlongs 1735 änderte in der Sache nichts, obwohl sich die Christen von diesem neuen Herrscher viel Gutes versprochen hatten. Im Jahr 1746 brach eine heftige Verfolgung aus. Man spürte überall den Christen und ihren Lehrern nach, und wen-

dete grausame Martern gegen sie an. Inzwischen wurde in Europa der Jesuiter-Orden aufgehoben, welcher für die Verbreitung des Glaubens in China so besonders thätig gewesen war, und andere Mönche entwickelten keineswegs die Thätigkeit dieser gewandten und fein gebildeten Männer. Unter Keaking erhob sich wieder eine Verfolgung. Zwei Missionare, ein Italiäner und ein Portugiese, kamen über die Grenzen ihres beiderseitigen Sprengels miteinander in Streit. Um ihre Frage zu erledigen, wollten sie eine Karte ihrer Diöcesen nach Europa schicken. Diese fiel in die Hände der Chinesen, welche den Verfertiger für einen Hochverräther erklärten und in die Tartarei verbannten, und eine allgemeine Nachforschung nach den Christen anstellten. Aehnliche Ereignisse kamen unter Keaking manche vor. Doch haben sich katholische Christen in einiger Anzahl, besonders in Fokien und Szetschuan erhalten. China ist in große Diöcesen vertheilt. Macao, Peking und Nanking sind die Sitze der Bischöffe, Nanking ist aber seit 1787 mit Peking verbunden. Hiezu kommen noch drei apostolische Vikariate in Schansi, Szetschuan und Fokien. Um diese Missionen mit Arbeitern zu versehen, sind in Macao, dann aber auch in Lissabon und Neapel Anstalten errichtet, wo junge Chinesen und Europäer gebildet werden, ausserdem machen das Seminar in Paris und die Propaganda in Rom noch mancherlei Anstrengungen für China.

Daß die Patres der Jesuiten Vieles gethan haben, Europa mit den Verhältnissen des chinesischen Reichs, mit seiner Geschichte und seiner Litteratur bekannt zu machen, ist bereits oben erwähnt worden. Unter demjenigen, was sie über die frühere Zeit Chinas mitgetheilt haben, findet sich die merkwürdige Nachricht von einem im Jahr 1625 bei Singanfu aufgefundenen Monument, durch welches die frühe Verbreitung nestorianischer Christen in das Reich des Ostens bezeugt wird. Der Inschrift dieses Denksteins zufolge kam im Jahr 635 unter dem Kaiser Taitsong ein Bischof Olopen von Tatsin her nach Tschanganfu; der Kaiser nahm ihn wohlwollend auf, und erließ im Jahr 638 ein Edikt zu Gunsten der christlichen Religion, und baute eine Kirche in der Residenz; sein Sohn Kaotsong that noch mehr, und ließ in allen Provinzen des Landes Kirchen errichten. Im Jahr 698 veranlaßten die Bonzen eine Verfolgung, aber unter dem Kaiser Hiuentsong und seinen nächsten Nachfolgern wurde das Christenthum wieder begünstigt, bis auf Tatsong, unter welchem der Denkstein errichtet wurde a. 781. Die Aechtheit dieses Monuments ist zuweilen schon in Zweifel gezogen worden, wie es scheint, ohne hinreichenden Grund. Daß syrische Christen sich in den fernsten Osten verbreitet haben, darüber findet man auch sonst, namentlich in der Geschichte der Mongolen, die manchfachsten Spuren. In den Schriften der Chinesen aber wird der christlichen Religion in den ältern Zeiten nicht besonders Erwähnung gethan, weil man Christen und Buddhisten

nicht hinreichend von einander unterschied, was uns freilich von der Reinheit dieses Christenthums keinen sehr guten Begriff geben kann. Nähere Aufschlüsse über das Verhältniß des Christenthums im östlichen Asien zum Buddhismus dürften vielleicht in späterer Zeit noch erwartet werden.

Der erste unter den Protestanten, welcher für Missionszwecke nach China kam, war Dr. Morrison, ein Engländer. Er hatte sich für das geistliche Amt in seinem Vaterland ausgebildet, bestimmte sich aber hernach für die Predigt des Worts unter den Heiden. Im Jahr 1807 schiffte er sich, unterstützt von der Londoner Missions-Gesellschaft, nach Canton ein, und landete im Septbr. d. J. in Macao, wo seine Ankunft unter der römischen Geistlichkeit ein ziemliches Aufsehen erregte. Um vorerst so wenig als möglich die Blicke auf sich zu ziehen, kleidete sich Morrison anfangs als Chinese, ließ seine Nägel wachsen, und seine Haare in einen chinesischen Zopf aufflechten und lebte in einem Gemach unter der Erde. Bald aber gab er diese Tracht auf, und wählte den europäischen Anzug wieder. Mit Eifer studirte er die chinesische Sprache, den Canton- und den Mandarinen-Dialekt, wurde von der brittischen Faktorei als Dollmetscher angestellt, und begann Sonntags in seinem Haus eine religiöse Versammlung mit wenigen Chinesen zu halten, hoch erfreut, einen wenn auch schwachen Anfang in einem so großen Werk zu sehen. Im Jahr 1810—11 druckte er eine Uebersetzung der Apostel-

geschichte, und vollendete in dieser Zeit eine chinesische Grammatik und die Uebertragung des Evangeliums Lucä; allmählig brachte er eine vollständige Version des N. Testaments zu Stand. Im Jahr 1813 wurde ihm ein würdiger Gehülfe gesendet, Dr. Milne, welcher nachgehends nach Batavia ging, um sich dort unter den chinesischen Auswanderern, namentlich aus Fokien, umzusehen, und sich seinen Wirkungskreis hauptsächlich auf den vielen Inseln des chinesischen Meers aufsuchte, wo er predigte und zahlreiche christliche Schriften verbreitete. Im Jahr 1815 wurde der erste Chinese, der sich zum evangelischen Glauben bekannte, getauft. Um diese Zeit faßten Morrison und Milne die Gründung einer Schule in Malacca ins Auge, in welcher Missionare für Chinesen und Malaien gebildet werden sollten. Diese Anstalt hat sich inzwischen in hohem Grade nützlich erwiesen. Nach allen Gegenden des Ostens konnte von hier aus Kenntniß des Evangeliums verbreitet werden, und die in Malacca beschäftigten Pressen hatten immer vollauf zu thun. Hier wurde auch der nachher als eifriger Christ bekannt gewordene Afa von Milne getauft. Da frische Arbeiter in Malacca ankamen, so wurden neue Niederlassungen begründet in Pulopenang, in Singapore, in Batavia. Ein englisch-chinesisches Collegium, welches Milne und Morrison in Malacca stifteten, trug bald schöne Früchte, ebenso erwies sich auch eine Gesellschaft zur Unterstützung hülfsloser Kranker und alter Personen, welche nach Milnes im

Jahr 1822 erfolgten Tod von einem reichen Chinesen geleitet wird, sehr wohlthätig.

Aber so bedeutend auch dasjenige ist, was ausserhalb Chinas zum Besten dieses großen Volks gethan werden kann, so müssen doch die Augen der Christen vornämlich auf das weitausgedehnte Reich selbst gerichtet seyn. Deßwegen war es für die ganze evangelische Christenwelt ein ungewöhnlich erfreuliches Ereigniß, als es dem Missionar Gützlaff im Sommer 1831 gelang, von Siam aus in einem chinesischen Schiff die Küste des Landes von Kuantong bis hinauf gegen Leatong zu besuchen. Der ersten Reise folgten bald mehrere andere Fahrten an den Küsten-Provinzen hin, welche derselbe unternehmende Mann auf englischen Schiffen machte. Der Beweis war jetzt thatsächlich gegeben, daß es für einen mit der Sprache des Landes vertrauten Missionar keine Unmöglichkeit ist, wenigstens an den Küstenländern einigen Zugang zu finden, und jedenfalls soweit durch den in der neuesten Zeit so rasch sich mehrenden Handel ein Verkehr mit dem Volk bewirkt wird, auch die Verkündigung des göttlichen Worts auszudehnen. Diese zwar immer noch beschränkte, dennoch aber als wesentliche Fortschritte in dem chinesischen Missionswerk sich darstellende Versuche christlicher Thätigkeit geben uns Bürgschaft für die Hoffnung, daß der Herr seinem Worte bald weitere Siege in diesem Gebiet der Heidenwelt verschaffen werde. Von den verschiedensten Seiten her wird jetzt unter den Christen protestantischen Glaubensbekenntnisses eine Theilnah-

me für China gezeigt, wie nie zuvor. In Amerika und England setzen sich die Missions-Gesellschaften in Bewegung, etwas für dieses Land zu thun. Unter dem Beistand Gottes wird auch Deutschland nicht zurückbleiben. Die Zahl der christlichen Männer, welche in Canton und auf auswärtigen Stationen, wo Chinesen sich aufhalten, theils unmittelbar mit der Predigt des Evangeliums, mit Vertheilung der Bibel und nützlicher Schriften, mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigt sind, theils mittelbarer Weise zur Ausbreitung des Christenthums helfen, ist in schnellem Wachsen begriffen, zugleich wachsen die Hülfsmittel, deren solche Männer für ihre Zwecke bedürfen, und die Erfahrungen, welche ihnen für den weiteren Gang des Werks vorleuchten. Die Bibel hat bereits in mehreren tausend Exemplaren ihren Weg zu dem Volk gefunden. Die wenigen Neubekehrten, welche bis jetzt gesammelt wurden, haben sich unter einzelnen Anfechtungen, die sie erdulden mußten, standhaft gezeigt. So wird der Saamen, der im Glauben ausgestreut wird, weiter gedeihen, und auch an China in Erfüllung gehen, daß alle Lande der Ehre des Herrn voll werden.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Seite.

Zweite Abtheilung.

nend, belehrend, erbauend. Der Verfasser schaut den faulen Fleck nicht, weiset aber auch immer und immer wieder auf den hin, bei dem allein Genesung, Kraft und Lebensfrische zu holen ist. Es ist gesunde Nahrung für das innere Leben, was hier angeboten wird."



